

Göttingische gelehrte Anzeigen

volume: 1827

by unknown author

Göttingen; 1827

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

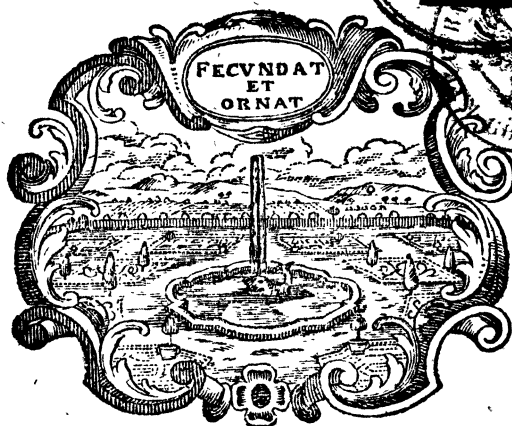
Germany

Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

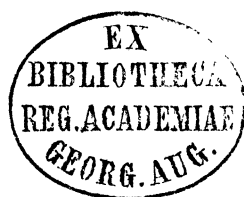
Göttingische gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der erste Band
auf das Jahr 18



Göttingen,
gedruckt bey Friedrich Ernst Huth.



G e t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

1. Stück.

Den 1. Januar 1827.

P a r i s.

Mémoires de Scipion Ricci, Evêque de Pistoie et Prato, Reformateur du Catholicisme en Toscane, sous le règne de Léopold. Par de Potter. T. I. S. 314. T. II. S. 428. T. III. S. 404. T. IV. S. 368. in 8. 1826. Den Verfasser des „Geistes der Kirchengeschichte in 8 Bänden“ womit wir unsere Leser in diesen Blättern (St. 139. Jahrg. 1824) bekannt gemacht haben, Hr. Chev. von Potter, theilt hier der Welt noch einige während seines langen Aufenthalts in Italien gesammelte Nachträge zu der neuesten Geschichte des Katholicismus und besonders der Römischen Curie mit. Wenn er auch seinen Namen nicht vorgefetzt hätte, so würde ihn doch kein Leser seines ersten Werks in diesem verkannt haben, und am wenigsten in der freymüthigen Erklärung der Absicht verkannt haben, die ihn zu der Bekanntmachung dieser Nachträge bestimmte: diese Erklärung aber glauben wir unsern Lesern zuerst, und zwar nicht nur wegen des Edelmüthigen, das zugleich in

u

dem Freymüthigen liegt, sondern auch deswegen mittheilen zu müssen, weil sie bey ihrem Urtheil über die Schrift nicht unbeachtet bleiben darf. „Hâtons nous!“ so redet der Vf. in der Vorrede S. 9. sich selbst an — „mettons à profit l'heureuse disposition des esprits de nos contemporains, qui de plus en plus avides de fait, ne veulent plus d'autre guide, que l'utile philosophie de l'expérience. Arrachons, s'il se peut, une pierre à l'édifice de l'égoïsme et du mensonge, que tant de mains s'occupent maintenant à replâtrer. C'est en répandant la lumière sur des points isolés de cette oeuvre de ténèbres, que nous réussirons peu à peu à en éclairer tout l'horrible ensemble. C'est en signalant le crime des individus, en reproduisant la honte personnelle, que nous montrerons les coupables projets, en un mot, le complot général, permanent et invariable de tout le corps. Pussions-nous n'effrayer un instant les hommes, que pour les rassurer à jamais, en leur rappelant, qu'une conspiration divulguée est par celà même hors d'état de nuire.“

Der Zweck des Verf. ging also mit andern Worten nur dahin, seinen Zeitgenossen in diesem Werke durch neue Thatfachen neue Beweise vorzulegen, daß sich der Geist der Römischen Curie und ihres ganzen Anhangs bis auf den heutigen Tag unverändert gleich geblieben ist, daß sie noch keinem einzigen von den Grundsätzen ihres Papal-Systems wirklich entsagt hat, dessen letzte unverholene Tendenz dahin geht, die Kirche nicht bloß unabhängig vom Staat, sondern den Staat abhängig von der Kirche zu machen, daß sie nach mehr als hundertjährigen Erfahrungen von der Unmöglichkeit einer zweyten Realisirung dieses Planes, und nach hundert oft auf das schmählich-

ste fehlgeschlagenen Versuchen doch unermüdbar und unermüdet fortfährt ihr Ziel zu verfolgen, und daß ihr dabey auch jezt noch kein Preis zu hoch, kein Opfer zu groß, kein Mittel zu gewaltsam, und kein Weg zu krumm ist, wodurch und worauf sie seine Erreichung erkaufen, erzwingen oder erschleichen kann. Für diesen Zweck des Werks. ist auch die Geschichte des Lebens und der Kämpfe des guten Bischofs von Prato und Pistoja sehr verständig ausgewählt, denn sie enthält mehrere jener Beweise, die gerade auf das Publicum, für das er geschrieben hat, sehr starke Eindrücke machen können. Auch der Umstand, daß die Facta, mit denen es dabey bekannt wird, noch so neu sind, und gewissermaßen zu unserer Zeitgeschichte gehören, mag jene Eindrücke noch verstärken; denn da sie zuerst nur in einem kleinen Kreise Aufsehen und Aufmerksamkeit erregten, und diese noch dazu durch die Dazwischenkunft unendlich wichtigerer Zeit-Ereignisse so bald wieder davon abgezogen wurde, so werden sich hunderte seiner Leser, die bisher gar nichts davon erfahren hatten, noch mächtig wundern, daß so etwas noch zu unserer Zeit geschehen konnte. Für dieses zwar gebildete, aber mit dem Stande der Dinge und der Verhältnisse nicht genau und wissenschaftlich bekannte Publicum ist noch außerdem aus dem Leben des Bischofs manches angebracht, das sehr sichtlich für eine mittelbare Verstärkung des abgezwekten Eindrucks berechnet ist, und gewiß auch diese Wirkung hervorbringen wird; aber wir fürchten, daß es sie nur bey diesem hervorbringen, bey dem Sachkundigen und Unterrichteten aber größtentheils verfehlen wird, und dieß muß dann auch für sein Werk einen etwas ungünstigen Effect machen.

Was ist es denn, was die Geschichte von Ricci

uns darstellt? Der gute Mann war erklärter und eifriger Jansenist. Er war aufrichtigst den Grundsätzen der religiösen Asceten-Moral von Port-Royal, aber auch den Grundsätzen des jansenistischen Episcopal-Systems zugethan. Er stand in einer offenen und unverholenen Verbindung mit den Häuption dieser Partey in Frankreich und in den Niederlanden. Er unterhielt selbst in der Zeit der Revolution einen beständigen Briefwechsel mit den constitutionellen französischen Bischöfen, mit Gregoire und seinen Freunden, der seinen Umgebungen unmöglich unbekannt bleiben konnte. Er trat daher auch bey jeder Gelegenheit als offener und entschiedener Gegner der Jesuiten auf, wiewohl er selbst zu der Familie ihres Generals gehörte. Er bot sich selbst dem Großherzog Leopold als thätigstes Werkzeug zu den anticurialistischen kirchlichen Reformen an, welche dieser eben so im Toscanischen wie sein Bruder Joseph in den Oesterreichischen Erbländern durchsetzen wollte. Er legte ihm von Zeit zu Zeit Projecte zu mehreren vor, deren Kühnheit zwar den Großherzog nicht schrecken mochte, aber doch bey dem Schrecken seiner Minister darüber bedenklich machte. Als er im J. 1779 Bischof zu Pistoja und Prato geworden war, so verwickelten ihn ein paar toll gewordene Nonnen aus dem Kloster der Dominicanerinnen zu Prato in einen Krieg mit ihren Beichtvätern, der den ganzen mächtigen Orden auf das heftigste gegen ihn aufbrachte. Mit den Jesuiten verwickelte er sich selbst immer mehr, denn er erließ einen Hirtenbrief, worin er ihre Andacht zu dem geheiligten Herzen Jesu für einen rohen Fetischismus erklärte. Die Franziscaner machte er durch einen Angriff auf einige der heiligen Wunderbilder in ihren Klosterkirchen wüthend. Seine Klostervisitationen, wobey er sich immer auch besonders

nach den Studien der Mönche erkundigte, zogt ihm den giftigsten Haß des gesammten Pöbels von diesen zu, und die Anstalten die er traf, um unter dem Clerus der Diöcese nur allmählich einigen Sinn für theologische Gelehrsamkeit zu erwecken, machten ihn eben so verhaßt bey der Mehrheit von diesem. Durch seine Proceuren gegen die Nonnen hatte er zugleich den Adel der Diöcese im höchsten Grade erbittert, denn dieser hatte ihre Klöster von jeher als Versorgungs-Anstalten für seine Töchter angesehen. Durch die Reformen, die er bey dem Unwesen der geistlichen Bruderschaften und Corporationen anzubringen versuchte, störte er vollends ein Wespennest auf, denn er wollte dabey das Eigenthum und den gesammelten Schatz dieser Gesellschaften, der sich allein in den zwey Städten Prato und Pistoja auf 500,000 Franken belief, zu nützlicheren und edleren Zwecken verwenden, als sie bisher verwandt worden waren, und hier stieß er auch an dem kleinlichen Interesse des Stolzes, der Eitelkeit und des Eigennuzes von tausenden aus den unteren Volksklassen auf das härteste an. Seine Stellung zu seinen Collegen aber, zu den übrigen Toscanischen Bischöfen, wie konnte sie anders als im höchsten Grade feindselig seyn? Denn konnte es ihnen wohl verborgen bleiben, daß er der Rathgeber des Großherzogs bey allen seinen Unternehmungen war, durch welche das Ansehen der Kirche so vielfach verletzt oder wenigstens die Superiorität des Staats und der weltlichen Macht ihr und auch dem Episcopat so vielfach fühlbar gemacht wurde, ja daß er selbst der Urheber des entsetzlichen Projectes war, nach welchem ihnen ihre Tafelgüter genommen, und mit den Gütern der Kapitel und Stifter in einen Oesterreichischen Religions-Fonds zusam-

mengeworfen werden sollten, woraus sie wie andere Staatsdiener besoldet werden möchten.

Dabey mag man immer auch höchst lebhaft fühlen, daß alles, was Ricci dem Großherzog rieth, und was er selbst als Bischof that, nicht nur gut gemeint, sondern wahrhaftig nützlich und gut war, daß besonders alle die Reformen, die er in seiner Diöcese durchsetzen wollte, wahre Verbesserungen und nur dafür berechnet waren, eine reinere und fruchtbarere Religionserkenntniß allgemeiner unter dem Volk zu verbreiten, ja, daß er selbst zu mehreren seiner Proceuren, die am meisten Aufsehen und Anstoß erregten, durch Pflicht und Gewissen gedrungen wurde. Wenn man sich aber dabey auch nicht verbergen kann, daß der gute Ricci auch nicht immer mit der gehörigen Klugheit zu Werke ging, und selbst den bösen Schein nicht immer vermied (daß er z. B. von dem Großherzoge das Kloster der Driedietaner zu Vistoja aufheben und es sich selbst zum Behufe seiner Académie ecclésiastique, die er in der Diöcese stiften wollte, schenken ließ T. I. S. 50—58), daß er sich bey andern seiner Schritte nicht nur durch seinen jansenistischen Eifer, sondern auch durch seinen jansenistischen Parteyhaß weiter, als für seinen guten Zweck nöthig war, hinreißen ließ, daß ihn zu andern nur seine unruhige Zielgeschäftigkeit ohne Noth und ohne Beruf verleitete, und daß wieder bey andern auch etwas von Eitelkeit oder die Begierde sich auszuzeichnen und eine Rolle zu spielen, so sichtbar bey ihm dazwischen kam — welche Mischung müssen nicht diese Wahrnehmungen in die Eindrücke bringen, die seine Lebens und Leidensgeschichte sonst machen möchte. Das letzte gesteht Hr. v. P. selbst: que Ricci aimait la gloire, ou plutöt, qu'il desiroit se faire un nom, T. I. 55. freylich setzt er hinzu: ce que

n'étoit en lui, avec tant d'autres vertus, qu'une vertu de plus — was wir in der That nicht finden können, und was gewiß auch von seinen übrigen Lesern nur wenige finden werden.

Dazu kommt aber noch, daß die Leidens- und Verfolgungsgeschichte des guten Ricci selbst so wenig geeignet ist, einen besondern und tief gehenden — und noch weniger geeignet ist, einen ganz reinen und ungemischten Eindruck zu seinem Vortheil zu machen. Daß die Parthey der Curialisten, der Jesuiten und der Mönche ihm überall in den Weg trat, alle seine Entwürfe zu durchkreuzen und ihm selbst, wo sie nur beykommen konnte, einen Schlag zu versetzen suchte — wer kann dieß anders, und wie konnte er dieß selbst anders erwarten, nachdem er einmahl den Krieg mit ihr angefangen und sich an die Spitze ihrer Gegenparthey hervorgedrängt hatte. Auch sie fand ihn ja jetzt überall in ihrem Wege. Auch sein Streben ging unausgesetzt dahin, ihre Entwürfe zu durchkreuzen, und so darf das Böse, das jeder Theil dem andern zufügte, nicht als Verfolgung, sondern als der natürliche Wettstreit betrachtet werden, womit feindliche Partheyen in jedem Kriege einander zu schaden, und jede die andere machtloser zu machen strebt. Was war es aber erst, was ihm wirklich Böses und Kränkendes zugefügt wurde? und worauf läuft die ganze Geschichte seiner Leiden hinaus? So lange der Großherzog Leopold in Toscana blieb, war er durch den Schutz von diesem gegen jede wirkliche Bedrückung gesichert; denn die Künste, womit man diesen gegen ihn einzunehmen suchte, hatten nie einen dauernden, wenn auch zuweilen einen momentanen Erfolg. Glücklicher gelang es der Kabale, die gegen ihn intriguirte, bey den Ministern des Großherzogs, die schon selbst den übergeschäftigten unruhigen Bischof mit einem

scheelen Auge betrachten mochten, der so gern auch eine Rolle spielen wollte, und sich jeden Augenblick mit neuen Verbesserungsvorschlägen und Projecten an ihren Herrn hindrängte, über die sie oft wieder ihren Willen ein günstiges Gutachten ausstellen mußten. Noch leichter fanden sie es, die Curie zu Rom, und was mit dieser zusammenhing, gegen ihn aufzubringen, und in seiner eigenen wie in den benachbarten Diöcesen das Volk und den Pöbel zuweilen aufzureißen, daß es das: Kreuzige! über den Keher ausrief. Dies hatte jedoch für ihn zunächst keine weitere Folgen, als daß er auch mit den Ministern einige kleine Kämpfe zu bestehen hatte, daß er von dem päpstlichen Nuntius, der zu Florenz residierte, und von seinen Umgebungen als ein unruhiges und verdächtiges Subject in ihren Amts- und Privatberichten an die Curie notiert, daß er von dieser zuweilen mit dem Schlage einer päpstlichen Censur bedroht, jedoch nur von weitem her bedroht, mehr als eine sehr heilsame Aufforderung erhielt, sich in seiner Stellung gegen sie, und besonders auch in seiner Stellung gegen das Volk mit besonderer Vorsicht zu halten. Etwas schlimmer kam es freylich, nachdem Leopold Toscana im J. 1790 verlassen und das Großherzogthum gegen die Erbschaft seines Bruders Josephs II. ausgetauscht hatte. Er war bald darauf durch die Volksbewegungen, die nach Leopolds Abreise im J. 1790 zu Pistoja ausgebrochen waren, gezwungen worden, sich aus seinem Biethum nach Florenz zu begeben, und die allgemeine Volksgährung, die in ganz Toscana über die kirchlichen Neuerungen aufbrauste, ließ es ihn in kurzer Zeit rathlich finden, auch Florenz zu verlassen, und sich in seine Villa zu Mignati zurückzuziehen. Im J. 1791. wurde ihm von Leopold selbst im Vertrauen eröffnet, daß er am besten daran

thun würde, wenn er sein Bisthum freywillig resignierte, weil er ihn von der Entfernung aus nicht länger gegen alle die Chikanen, die ihn jetzt erwarten möchten, würde schützen können. Der Entwurf der Resignationsacte, den man ihm mittheilte, war mit einer so zarten Rücksicht auf seine Ehre abgefaßt, daß er sie höchst annehmlich finden mußte, eine nicht unbedeutende Pension aber, die ihm zu gleicher Zeit ausgesetzt wurde, gewährte ihm mehr, als er auf seiner Villa bedurfte. Bedenklicher wurde freylich seine Lage, nachdem den 28. Aug. 1794 die päpstliche Bulle: *Autorem fidei* erschienen war, welche eine starke Verdammung der Acten seiner Synode zu Pistoja enthielt; selbst dabey trat aber manches ein, was den gegen ihn geführten Schlag milderte. Die Bulle wurde weder ihm selbst noch dem damaligen Großherzog Ferdinand intimirt, und daher auch ihre Publication von diesem verboten. Sie wurde jedoch auch in Neapel, in Mailand, in Turin, in Spanien und in Wien unterdrückt, ja selbst den Römischen Novellisten mußte der Pabst insinuiren lassen, daß sie nicht davon sprechen sollten. (B. III. S. 6.) Solange auch die in Italien eingebrungenen Franzosen sich den kleineren Mächten des Landes furchtbar machten, konnte selbst der Volkshaß für Ricci nicht wirklich furchtbar werden, wiewohl seine Gegner nicht unterließen, den Haß des Volks auch dadurch gegen ihn aufzureizen, daß sie ihn ihm als Anhänger der Franzosen und als erklärten Jacobiner schilderten. Als daher im J. 1799 die Stellung von diesen in Italien etwas ungünstiger zu werden schien, das Volk an mehreren Orten gegen sie aufstand, und besonders der Pöbel von Arczzo, durch eine weinende Madonna und den Englischen Gesandten Windham fanatisirt, in Florenz eindrang, so drohte auch Ricci eine mehrfache und eine wahre Ge-

fahr. Er wurde in ein Gefängniß geworfen, und in diesem zuerst mit etwas rauher Härte behandelt. Der Erzbischof Martin von Florenz, der an der Spitze der Römischen antileopoldischen Partey in Florenz stand, und die Bewegungen der Volkspartey insgeheim leitete, hoffte bey dieser Gelegenheit von dem schwachen Ricci einen förmlichen Widerruf aller der angeblichen Irrthümer, die in der Bulle Pius VI. verdammt waren, durch Angst expressen zu können, und seine Kenntniß von dem Character des Mannes täuschte ihn nicht. Ricci ließ sich bewegen (T. III. p. 30. 35.) ihm eine Erklärung auszustellen, daß er die Bulle: *Autorem fidei* unbedingt annehme, und schon längst angenommen haben würde, wenn sie ihm nur auf einem officiellen und authentischen Wege zugekommen wäre. Er ersuchte selbst den Erzbischof, dieser Erklärung die möglich größte Publicität zu geben, „pour donner à toute la Toscane une preuve de sa soumission sincère au saint Siège, et de son profond respect pour le Pape“ auch legte er noch ein eigenes Schreiben an den Pabst bey, worin er wörtlich versicherte: „qu'il ne faisait aucune difficulté d'accepter explicitement la Bulle: *Auctorem fidei*; comme il l'avait toujours accepté implicitement et de condamner tout ce que la Synode de Pistoie et les écrits, qu'il avait publiés, pouvaient contenir de contraire à la pureté de la doctrine catholique.“ Durch diese freylich etwas zweydeutige Retractation konnte er zwar den Haß nicht ganz besänftigen, den die Partey der Römlinge und der Anti-Leopoldisten so lange gegen ihn genährt hatte. Ihre wilden Werkzeuge, die Fanatiker von Arezzo, wurden wohl bald durch die kaiserlichen Truppen gezwungen, Florenz wieder zu räumen, da sie Anstalten gemacht hatten, die dortige reiche Judenschaft zur

Ehre Gottes und der heiligen Jungfrau auszu-
plündern. Nachdem dadurch die Ordnung in der
Stadt wieder einigermaßen hergestellt war, so
wurde auch Ricci, wahrscheinlich durch die Ver-
wendung der Verwandten, die er unter der Ari-
stocraten-Partey hatte, aus seinem Gefängniß
entlassen; aber der Erzbischof wußte es einzulei-
ten, daß er jetzt selbst in ein Kloster zu Florenz
sich einschließen, und sogar das Kloster seiner
Lodfeinde, der Dominicaner, zu seinem Aufent-
halt wählen mußte. Der Proceß, den der Se-
nat zu Florenz bald darauf wegen seines politi-
schen Benehmens und wegen seiner Verbindun-
gen mit Franzosen gegen ihn instruieren ließ,
mochte ihm weniger Verdruß machen, als die
Kränkungen, welche ihn die kleinliche Rachsucht
der Mönche, in deren Gewalt er sich befand, in
ihrem Kloster empfinden ließ, denn in jenem
Proceß wirkten seine Freunde mit leichter Mühe
seine förmliche Lossprechung aus; jene Kränkun-
gen aber, die er von den Mönchen erfuhr, konn-
ten doch eigentlich nur für eine kleinliche Eitel-
keit oder nur für ein schwaches Gemüth empfind-
lich seyn, und so deckt sich in dem Schmerz, den
sie ihm machten, und in den Schritten, zu de-
nen er sich dadurch verleiten ließ, nur die Klein-
heit des guten Ricci sichtbar auf. Ließ er sich
doch selbst mit dem jesuitischen Abenteuerer,
Smanuel Ariete in Verbindungen ein, (T. III.
46.) um sich durch diesen aus seiner Lage heraus-
helfen zu lassen. Er sollte für ihn mit Pius VI.
unterhandeln, um ihm von diesem noch von sei-
nem Gefängniß in Frankreich aus ein Wort der
Versöhnung auszuwirken, das er seinen Feinden
in Florenz entgegen halten könnte. Nach dem
Tode von Pius VI. wandte er sich selbst an den
neuen Pabst Pius VII. noch ehe dieser nach Rom
kommen konnte, mit dem demüthigsten Schreiben,

das die stärkste Versicherung seiner Anhänglichkeit an alle Lehren der Kirche und seiner Unterwürfigkeit unter alle Aussprüche des h. Stuhls enthielt; aber nun tödtete ihn fast der Schrecken über eine fulminante Antwort, die er von dem Cardinal Consalvi erhielt, denn Consalvi erklärte ihm darin in den schneidendsten Formen, daß die so vielfach von ihm gekränkte Würde des Pontificats sich mit keiner geringeren Genugthuung als mit seiner Auslieferung nach Rom und mit seiner Versetzung in die Gefängnisse der Engelsburg begnügen könne, wo ihm Zeit und Gelegenheit verschafft werden würde, sich über eine ganz unbedingte, unzweydeutige, und keinen Doppelsinn zulassende Retractation seiner Irrthümer zu bedenken (T. III. 66.). Nun gab man es zwar bald von Seiten der Römischen Curie wieder wohlfeiler, denn im October des J. 1800 waren die Franzosen in Florenz wieder eingezogen, und der dortige päpstliche Nuncius begnügte sich jetzt une simple assurance de soumission et d'obéissance au Pape von Ricci zu verlangen, welche dieser auf das erste Wort in den Ausdrücken ausstellte, die man ihm vorgeschrieben hatte. Von dem neuen Könige Ludwig von Etrurien und seiner Gemahlin Marie Louise, welche die Französische Regierung eine Zeitlang mit Toscana spielen ließen, bis sie bequemer darüber disponieren konnte, hatte er zwar auch nichts günstiges zu erwarten, denn Marie Louise war zuerst so sehr gegen den jansenistischen Bischof eingenommen, daß sie das Zeichen des Kreuzes machte, wenn nur sein Name genannt wurde. Unter dem Schutze des Französischen Gesandten in Florenz konnte er aber dabey in seiner Villa ganz ruhig leben, doch in kurzer Zeit gelang es ihm, selbst die fromme Königin für sich einzunehmen. Sie erfuhr — vielleicht nicht ohne sein

Zuthun — daß er in der Person der von Benedict XIV. canonisierten Katharine von Ricci eine Base im Himmel habe, die er mit ganz besonderer Andacht verehere, und auf die er sogar eigene Hymnen und Sonette gemacht habe. Daraus schloß sie, daß er doch kein so gar arger Keger, oder daß es wenigstens ein sehr verdienstliches Werk seyn möchte, seine Seele zu retten, und beschloß nun sich dieß Verdienst zu erwerben, wozu sie bloß seine völlige Ausöhnung mit dem Papst zu bedürfen glaubte. Sie arbeitete daher jetzt selbst mit Eifer daran, indem sie sich dazu von einer der Töchtern Leopolds, der Erzherzogin Marie Anne, helfen ließ, die in Rom residirte, sich dort der Direction des berühmten fanatischen Mystikers, Vaccanari, übergeben hatte, und auch mit dem neuen Papste in einem heilig-vertrauten Verkehr stand. Auch fanden sie das Geschäft leicht genug, denn Ricci war bereit, sich zu allem herzugeben, und der sanfte Pius VII. hatte niemals einen persönlichen Haß gegen ihn gehegt. Als er daher auf seinem Rückwege von der Krönungsreise nach Frankreich im J. 1805 durch Florenz kam, so ließ sich die Königin die Freude nicht nehmen, ihn selbst dem Papst in ihrem Pallaste vorzustellen und das zurückkehrende verirrte Schaaf wieder in die Arme des Hirten zu führen, der es mit väterlicher Milde aufnahm (T. III. 105.). Freylich hatte Ricci vorher eine ihm vorgelegte Declaration unterschreiben müssen, worin er nicht nur die Bulle: Auctorem fidei unbedingt acceptiren, und die 85 darin verdamnten, aus den Acten der Synode zu Pistoja ausgezogenen Irrthümer in dem Sinne der Bulle ebenfalls verdammen, sondern noch dazu den Wunsch ausdrücken mußte, daß dieser seiner Erklärung pour la réparation du scandale par lui donné die möglich-größte Publicität gegeben

werden möchte. Man ließ sich nicht einmal von ihm abmarkten, daß er die demüthigende Formel "pour la réparation du scandale" mit der von ihm vorgeschlagenen "pour l'édification générale" verwechseln durfte (S. 110). Dafür aber hob der Papst den verlornen Sohn, der sich mit dieser unterschriebenen Declaration in der Hand zu seinen Füßen warf, mit dem graciösesten Anstand auf, schloß ihn in Gegenwart der Königin in die Arme und ließ ihm auch in der kurzen Zeit, die er noch lebte — denn Ricci starb zu Anfang des folgenden Jahres 1806 — weitere Beweise seines Wohlwollens zukommen. Erfüllte doch der gute Pius und zwar mit der besten Art, den heißesten seiner Wünsche, denn er bewilligte auf seine Bitte allen denjenigen vollkommenen Ablass, welche den festlichen Gedächtnistag seiner Base im Himmel, der heiligen Katharine von Ricci, mit gehöriger Andacht feyern würden. T. III. 128.

Nun überlassen wir es unsern Lesern selbst, sich von dem Eindrucke Rechenschaft zu geben, den dieser kurze Auszug aus der Lebens- und Leidensgeschichte des Bischofs von Pistoja auf sie gemacht hat, und daraus mögen sie beurtheilen, welchen die in vier Bände ausgespinnene Geschichte auf sie machen dürfte. Auch darf nicht unbemerkt gelassen werden, daß die Natur und die Beschaffenheit der Quellen aus denen sie hier geschöpft ist, zuweilen auch einiges Mißtrauen — nicht in die Wahrheit der darin enthaltenen Thatfachen, aber in die Wahrheit der davon gegebenen Vorstellung — erwecken muß. Diese Quellen sind von dem Hrn. Chev. T. I. p. 121 — 126 nicht nur sehr ehrlich, sondern selbst mit einiger Ostentation angegeben; die wichtigsten und reichsten darunter sind jedoch eine eigenhändige Selbstbiographie von Ricci, die sich mit der Aufschrift:

Memorie del Vescovo Ricci scritte da lui medesimo unter seinen Papieren fand, und eine ebenfalls handschriftliche Vita di Monsignore Vescovo Scipione de Ricci dal Prete X. die bis zu Ricci's Tode fortgeführt ist, und von deren noch lebendem und eben deswegen nicht genannten Verfasser Hr. v. P. versichert, daß er der theilnehmendste Vertraute aller öffentlichen und geheimen Handlungen, ja selbst der geheimsten Gedanken und Empfindungen Ricci's gewesen sey. Hierzu kamen noch mehrere Sammlungen von Briefen und andern handschriftlichen Notizen, die sich in der Verlassenschaft des Bischofs fanden, und Hr. v. P. während seines Aufenthalts in Florenz von der Familie Ricci zum freyen Gebrauch überlassen wurden. An der Echtheit dieser Quellen kann auch nicht leicht ein Zweifel statt finden; und sowohl Ricci selbst als seinem Freunde, dem Abbate X. mag man auch Glaubwürdigkeit genug zutrauen, daß sie gewiß nichts wesentlich Falsches in ihre Nachrichten aufnahmen: aber kann man sich dadurch auch schon gesichert halten, daß nicht dennoch in ihre Erzählungen des Unrichtigen, oder doch des nicht ganz Wahren sehr viel sich einmischte? In der leidenschaftlichen Stimmung, worin sie sich meistens bey dem Aufzeichnen ihrer Notizen befanden, bey dem geheimen Zwecke der Selbstvertheidigung und der Anklage, der ihnen immer dabey vorschwebte, bey der Einseitigkeit, welche ihr Parteygeist und die Vorurtheile von diesem in alle ihre Wahrnehmungen bringen mußten, war es ja unmöglich, daß sie immer unbestiegen, und also auch unmöglich, daß sie immer richtig beobachteten, und noch unmöglicher, daß sie das Beobachtete immer richtig beurtheilen und darstellen konnten. Wie oft mußte es besonders dem redlichen aber schwachen, dem kindlich einfältigen aber durch diese Einfalt selbst und durch Eitelkeit und Egoismus in hundert Intriguen hineingezogenen Ricci, bey seinem Mangel an Klugheit und an Kraft begegnen, daß er von andern getäuscht wurde, und wie viel öfter begegnen, daß er sich selbst täuschte? also mit dem besten Willen auch diejenigen, für welche er seine Nachrichten aufzeichnete, täuschen mußte?

Dafür war hingegen Hr. v. P. auch glücklich und thätig genug, sich noch den Zugang zu andern sichereren Quellen, wie zu gerichtlichen Acten, zu ministeriellen Be-
 richten, und zu mehreren in dem Archivio degli Affari giuridizionali zu Florenz niedergelegten Documenten zu verschaffen, aus denen er noch manche eben so schätzbare als interessante Notizen in sein Werk übertrug, die nicht

zunächst zu der persönlichen Geschichte Riccis, aber zu der so merkwürdigen Zeitgeschichte, zu der Geschichte der darin figurirenden Hauptpersonen, und besonders zu der Regierungs- und Reformgeschichte Leopolds und der Reformen gehören, die er nicht nur im kirchlichen sondern auch im politischen Zustand von Toscana und in der bürgerlichen Verfassung des Landes durchsetzen wollte. Die wichtigsten der letzten findet man im vierten Bande, in einem sogenannten *Appendice aux notes et pièces justificatives*, auf welche in den drey ersten Bänden verwiesen ist, und das Hauptstück darunter sind die *Mémoires sur la Constitution du Gouvernement conçue par le Grand-Duc Léopold*, die der Senator Gianni, ehemals einer der vertrautesten Minister Leopolds, in seinem Exile zu Genua im J. 1805 zusammentrug. T. IV. p. 121 — 208. Sehr anziehend sind aber auch einige specielle Nachrichten über den kirchlichen Zustand von Toscana, welche meistens aus Originalberichten und Anträgen des Ministers Rucellai an den Großherzog ausgezogen sind. So erfährt man T. II. p. 176. daß es bey dem Regierungs-Antritt Leopolds in der einzigen Diocese von Florenz fünfzig Nonnenklöster gab, in denen 4916 Schwestern 1,120,000 Franken verzehrten, im übrigen Großherzogthum aber noch 151 solcher Klöster dazu gab, deren 5970 Bewohnerinnen sich jedoch mit 1,232,000 Franken behelfen mußten. T. IV. p. 108 flg. wird ein Verzeichniß der Pensionen, mit welchen die meisten Toscanischen Bisthümer von der Römischen Curie beschwert waren, und der Einkünfte gegeben, welche sie unter verschiedenen Titeln aus Toscanischen Klöstern zog. Auch mehrere persönliche Anekdoten von Pius VI. und VII., von dem Cardinal Consalvi und von andern Hauptfiguren auf dem Schauplatz dieser bewegten Zeit findet man hin und wieder angebracht, und wenn sie schon zum Theil nicht ganz unbekannt sind, so erhalten sie doch durch den Umstand, daß Hr. v. P. in seiner Lage und bey seinen Verbindungen in Italien das Wahre davon so leicht erfahren konnte, eine Bestätigung, die man bey einigen darunter gerne vermiffen dürfte. Wer wird z. B. nicht wünschen, daß die gräßliche Anekdote von dem Cardinal Ruffo (T. I. p. 179) falsch seyn möchte, der in der Neapolitanischen Gräuelperiode den jansenistischen Bischof Serra von Potenza in seinem Bette erschießen ließ?

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

2. Stück.

Den 4. Januar 1826.

K i e l,

In der Universitäts-Buchhandlung: Ueber das Studium des Nordischen Rechts im Allgemeinen und des Dänischen Rechts insbesondere. Von Dr. P. D. Christian Paulsen, außerord. Prof. d. Rechte in Kiel, Mitgliede der Gesellschaft für altnordische Litteratur. 51 S. in 8.

Je mehr unsere Zeit beym Studium des Deutschen Privatrechts erkannt hat, daß es nicht hinreicht, nur den Reichthum und die Mannigfaltigkeit in den einzelnen und besondern Bildungen zu kennen, sondern daß zugleich auch möglichst dahin gestrebt werden muß, die allgemeine Grundnatur jedes Institutes, die leitenden rationes juris civilis richtig aufzufassen; desto größer ist auch in ihr das Interesse für verwandte Germanische Rechte besonders in ihren ältern Formen geworden. Räumen wir nämlich ein, daß der Grundcharacter unserer meisten einheimischen Rechtsinstitute in der ältern Germanischen Zeit begründet ist, und daß in dieser das innere Volksleben des

B

großen "corpus nomenque Germaniae", ungeachtet der verschiedenen Stämme, Ein Ganzes war; so ist damit auch zugestanden, daß die älteste Germanische Zeit, vor der Entstehung verschiedener Germanischer Völker unter Einfluß der Völkerwanderung und des Christenthums, ein in seinen höchsten Principien gemeinsames und einziges Recht hatte, das in seinen verschiedenen besondern Gestaltungen in allen Germanischen Gegenden und Stämmen zur Anwendung kam, und dem das Deutsche Recht, wie das ältere Französische, Angelsächsische, Nordische u. seiner Grundlage nach gleichmäßig angehört. Freylich reden jetzt besonders Nordische Gelehrte viel von einem Unterschiede zwischen den Germanen und Gothen, oder den Germanen und Normannen, als den beiden Hauptstämmen des großen Gothischen Volkes. Allein wenn auch, zumal in dem heutigen Deutschland selbst, wichtige ursprüngliche Stammverschiedenheiten sich zeigen, und diese auch mit dem mehr oder minder großen Zusammenhange mit dem Norden in Verbindung stehen mögen; so heben sie doch nicht die ursprüngliche National-Einheit und die wichtigen Folgen derselben für Recht, Sprache, Sitte u. auf. — Daher scheint es denn auch ein dringendes wissenschaftliches Bedürfniß, dieses ältere gemeine Germanische Recht, wie es sich durch sorgfältiges Studium nicht bloß der ältern Deutschen, sondern auch der ältern Nordischen, Englischen, Französischen, Spanischen und Itallänischen Rechte ausmitteln läßt, seinen Grundprincipien und seinen wichtigsten besondern Gestaltungen nach aufzufassen und darzustellen, eine Aufgabe, die Ref. sich seit längerer Zeit gestellt hat, und deren Lösung ihm zugleich als die trefflichste Einleitung in das durch den Einfluß des Römischen Rechts und der neueren Gesetzgebungen nur

zu oft wesentlich umgestaltete heutige Deutsche Recht erscheint. Von diesem Standpuncte ausgehend, theilt Ref. im hohen Grade das in Deutschland neuerwachte Interesse für das Studium des, das innere treffliche Wesen des Germanischen Rechtes vor allen klar und anschaulich, so wie kräftig und eigenthümlich aussprechenden Nordischen Rechtes. Zugleich beeilt er sich, mit der Anzeige der vorliegenden Schrift die Nachricht zu verbinden, daß dem Studium des Nordischen Rechts in Deutschland durch die Gelangung des durch mehrere Schriften bereits rühmlichst bekannten Vf. zu einer Professur des Nordischen und Dänischen Rechtes in Kiel die erfreulichsten Aussichten eröffnet sind, indem von ihm nicht bloß die Belebung dieses herrlichen Studiums auf einer unserer Deutschen Universitäten zu erwarten ist, sondern wir auch ebensowohl eine umfassende Darstellung des Nordischen Rechtes in Deutscher Sprache von ihm entgegensehen dürfen.

Der Verf. bemerkt in der vorliegenden Einleitungsschrift zunächst, daß das Studium des Nordischen Rechtes eine doppelte Bedeutung für uns habe, indem es einmal unsere Einsicht in das Wesen unsers eignen ihm verwandten Rechtes befördere, und zweytens unsern rechtswissenschaftlichen Blick erweitere, und daher zum Auffassen allgemeiner Rechtsideen beytrage. Dieses Studium müsse aber durchaus geschichtlich seyn, da es bey einer reinwissenschaftlichen Absicht auf Beobachtung des ganzen Rechtslebens eines Volkes ankomme, und durch Einsicht in die Entstehung und Ausbildung eines Gegenstandes das Wesen desselben am deutlichsten erfasst würde. Auch sey die Kenntniß des ältern Zustandes eines verwandten Rechtes oft deshalb besonders wichtig, weil sich in ihm für manche einheimische Rechtsfälle und Rechts-

verhältnisse der Einheitspunct zeige, der in spätern Zeiten, in denen die Rechtsentwicklung der verschiedenen Völker auseinander gegangen sey, verschwinde. Was aber die Auffassung allgemeiner Rechtsideen betreffe, so könne erst durch die Verbindung philosophischer Betrachtungen über die Bestimmung des Menschengeschlechts mit der Rechtsgeschichte diese wahrhaft wissenschaftlich werden, indem die einzelnen Rechtsfälle in ihren verschiedenen Entwicklungszuständen an eine allgemeine Idee angeknüpft würden, die den richtigen Maassstab zu ihrer Würdigung gäben. Die geschichtliche Schule habe freylich das Verdienst, daß sie das Recht als eine Seite der Entwicklung des ganzen Volkslebens klar aufgefaßt, und dem vor ihr entworfenen Bilde mehr Klarheit und Leben gegeben habe, während bey den frühern Rechtshistorikern, selbst einem Heineccius, Dreyer, Hofmann, Ancher u. a. sich mehr eine bloße Zusammenreihung einer unendlichen Menge von Citaten aus Rechtsquellen der verschiedensten Völker und Zeiten, als wahres Eindringen und lebendiges Anschauen des alten Rechtslebens der Völker fände. Dennoch sey die wissenschaftliche Richtung dieser Schule nicht ganz befriedigend, und mehrfach sey ihr daher Mangel an Philosophie, Ueberschätzung des Geschichtlichen, und Mangel an practischer Thätigkeit vorgeworfen. Am schärfsten, wenn auch in einer nicht zu billigen Form, habe Gans die Mängel der geschichtlichen Schule hervorgehoben, und damit keinen geringen Beytrag zur Erkenntniß des Wahren gegeben. Auch der Verf. hält dafür, daß die geschichtliche Schule sich bisher nicht philosophisch, und daher nicht wissenschaftlich genug gezeigt habe, indem sie die höchste Idee der Rechtsgeschichte, Darstellung der Entwicklung der Menschheit in ihrem Rechtsleben, nicht, oder wenigstens nicht klar er-

faßte. Sie habe sich ganz in den ältern Rechtszustand einiger Völker hineingearbeitet, ohne zugleich einen höhern Standpunct über denselben zu suchen, von welchem aus sie die Erscheinungen in der Rechtsgeschichte dieser besondern Völker mit denen bey andern, und mit Beobachtungen über das Wesen der Menschen und ihrer Bestimmung überhaupt, hätte in Verbindung bringen können. Ref. beglückt sich, diese Ansichten des Verf. ausführlicher mitgetheilt zu haben; jedoch wird er ehestens in einer Anzeige der Schriften des Verf. und des Hrn. Prof. Gans: über das Erbrecht, auf diesen Gegenstand zurückkommen. — Das Nordische Recht wird nun aber nach dem Verf. für das Auffassen allgemeiner rechtsgeschichtlicher Ideen um so wichtiger, jemehr sein Gebiet über den großen Norden hinaus durch die Waräger, Dänen und Schweden nach Rußland, so wie durch Dänen und Normänner nach der Normandie erweitert worden ist. Es dürfe aber mit Recht als Ein Ganzes genannt und angesehen werden, da die verschiedenen Nordischen Völker Einem Stamme angehörten und die Grundeinheit ihrer Rechte sich jedem bey genauerer Kenntniß derselben offenbare. Auch fände sich neben der Uebereinstimmung des Geistes ganzer Rechtstheile selbst Uebereinstimmung in einzelnen Rechtsbestimmungen und rechtlichen Redensarten. In letzterer Hinsicht wird als Beyspiel jene vom Ref. neulich angeführte Nordische Redensart „Med Lov man Land skal bygge“ genannt, die im Färischen Lov, im Upländischen, Helsingischen und Westmannischen Gesetze Schwedens, im Norwegischen Frostethings Lov, und in der Isländischen Njals-Saga sich finde. Die rechtlichen Eigenthümlichkeiten jedes der Nordischen Länder seyen nur mannigfaltige Entwicklungen derselben rechtlichen Grundansicht und könnten daher in ihrer Mannigfaltigkeit nur

anziehend für den Rechtsforscher seyn, so wie sie auch die Auffindung der Grundansicht erleichterten. Dennoch hätten jene örtlichen Eigenthümlichkeiten für den Deutschen Rechtsgelehrten nur da Wichtigkeit, wo sie zum Auffassen allgemeiner rechtswissenschaftlicher Ideen dienen. Allein hierin macht der Verf. den Deutschen die Sache wohl zu leicht, indem zur vollständigen Kenntniß des Nordischen Rechts keinesweges bloß Kenntniß der allgemeinen Nordischen Rechtsideen gehört, sondern die Rechtsideen auch in ihren verschiedenen Verkörperungen, in ihrem reichen individuellen Leben wahrgenommen werden müssen, was gleichmäßig vom Deutschen, wie vom Nordischen Rechte gilt. Möchte daher der Verf. sich ja nicht abhalten lassen, bey seinen künftigen Darstellungen des Nordischen Rechts für Deutsche uns auch den innern Reichthum der besondern Gestaltungen desselben aufzuschließen! Nur dadurch wird er im Stande seyn, uns das Nordische Rechtsleben in seiner wahren Gestalt und Bedeutung vorzuführen, und uns zugleich eine Bürgschaft zu geben, daß er sich in dem, was ihm als allgemeine Rechtsidee erschien, nicht geirrt habe. — Der Vf. macht ferner auf einige anziehende Haupt-eigenthümlichkeiten des Nordischen Rechtes aufmerksam. Schon die Naturbeschaffenheit seines Gebietes veranlaßte die Bildung von Rechtsbestimmungen für die verschiedensten Gestaltungen des menschlichen Lebens. In den vielen Küstenländern des Nordens entstanden Normen für alle möglichen Seefahrtsverhältnisse; in den Binnenländern Bestimmungen für die Isländer und ihre Heerden, für die Dänen und ihren Kornbau, für die Schweden und Norweger und ihre Holz- und Metallschätze. Dazu kämen die verschiedenen Staatsverfassungen der Nordischen Reiche mit ihrer mehr oder minder beschränkten monarchischen Verfassung,

und mit der fast vierhundert Jahre bestandenen Isländischen Republik. Die trefflichen Sagas der letztern wären auch vor allen im Stande, ein recht lebendiges Bild vom alten Rechtszustande im Norden zu verschaffen; da Rechtsverhältnisse in alle mehr oder minder verflochten seyen, und sie zur Grundlegung des Gebäudes der Nordischen Rechtswissenschaft vor allen angewandt werden müßten. Der Vf. nennt auch die für die Rechtsgeschichte wichtigsten Sagas, und beruft sich zum Beleg für jene Behauptung auf die Einleitung von Peter Erasmus Müller's Sagabibliothek, und auf die Erzählung der Wiga-Blums Saga vom Eideshelferbeweis. Ref. muß hierin dem Verf. vollkommen beistimmen, und glaubt ebenfalls, daß die Isländischen Sagas als wichtigste Quelle für die lebendige Anschauung des ältern Germanischen Lebens überhaupt, und des Germanischen Rechtslebens insbesondere angesehen werden müssen, und daß deren Studium nicht genug anempfohlen werden kann. Mit Recht zählt der Verf. noch zu den Vorzügen des ältern Nordischen Rechtes auch den Umstand, daß seine Rechts- und Gesetzbücher fast ohne Ausnahme in der Landessprache abgefaßt sind, wodurch es uns viel lebendiger vor Augen tritt, als das ältere Deutsche Recht. — Was nun die wissenschaftliche Cultur des Nordischen Rechtes betrifft, so beklagt der Verf. daß die Nordischen Rechtshistoriker sich mehrentheils nur auf die Rechtsgeschichte ihres besondern Vaterlandes beschränkt, und das Gemeinsam-Nordische fast ganz vernachlässigt hätten. Diese Klage ist sicher in jeder Hinsicht gegründet. Denn wenn gegenwärtig auch jedes Nordische Land in seinem Rechte und ganzen gesellschaftlichen Zustande wesentlich von dem andern verschieden ist; so ist die ursprüngliche Einheit doch auch heutiges Tages in vielen Verhältnissen nicht zu verkennen; so wie das wissenschaftliche Bedürfnis, den eignen Rechtszustand durch Erforschung des ältern Rechtes der Nachbarstaaten richtiger zu würdigen, im Norden fast noch größer ist, wie in Deutschland. Daß aber auch ehemals der Norden in einer solchen innigen Volksgemeinschaft stand, daß von einem gemeinen Nordischen Rechte, wie noch jetzt von einem gemeinen Deutschen Rechte, geredet werden könne, erhellt, wie der Verfasser früher bemerkt, auch daraus, daß die Einwohner der vier Länder, welche die Nordi-

sche Sprache (danska, norraena tunga) rebeten, nirgends im Norden als Fremde angesehen und von dem Erbe ihrer Verwandten ausgeschlossen, so wie auch durch Bußen gegen Verletzungen überall geschützt worden sind. Der Verfasser gibt nun eine gebrängte Uebersicht der gegenwärtigen rechtsgeschichtlichen Bestrebungen in den einzelnen Ländern, besonders in Dänemark und in Schweden; rühmt die Berücksichtigung und Unterstützung, die gegenwärtig die Bestrebungen des einen Landes in dem andern fänden; hofft, daß sich aus dem Dänischen und Schwedischen allmählich eine gemeinsame Schriftsprache bilden werde, zur Erleichterung des so sehr wünschenswerthen geistigen und litterarischen Verkehrs zwischen allen Nordischen Ländern, und wünscht, daß auch die Deutschen Rechtsgelehrten sich mit den Nordischen Sprachen befreunden möchten, deren Erlernung für den Deutschen nur geringe Schwierigkeiten habe, und die in dem heutigen Isländischen ein so wichtiges lebendes Monument ihrer ältern Gestaltur besäßen, während das heutige Dänische und Schwedische durch Vermischung mit der Deutschen Sprache entstammen sey. — Im Anhang redet der Verfasser noch insbesondre vom Studium des Dänischen Rechts, das in seinem ältern Bestande bis zum Gesetzbuche Christian des Fünften von 1683 den Deutschen durch Homeyer's höchst gelungene Uebersetzung von Kolderup-Rosenvinge's trefflicher Dänischer Rechtsgeschichte neulich zugänglicher geworden ist. Der Verfasser hebt hier besonders die eigenthümliche Wichtigkeit hervor, die das Dänische Recht für Schleswig und Holstein, besonders aber für ersteres Land hat, in welchem noch jetzt das Jütische Lov gilt, das in Christian des 5ten Gesetzbuch nur weiter entwickelt erscheint. In Beziehung auf dieses in Deutschland viel zu wenig bekannte und beachtete, besonders in rechtlicher Hinsicht höchst interessante Gränzland, bemerkt der Verfasser, daß in demselben, so weit die Geschichte reicht, Nordisches und Deutsches Leben sich begegnete und zum Theil in einander überfloß; eine Wahrheit, die Verf. und Ref. mit ihrem eignen Beispiel erläutern können, indem, ungeachtet beide in Einer, jedoch Deutsch redenden Stadt geboren sind, dennoch jener mit Herz und Mund zu dem auch in dieser Schrift als Vaterland bezeichneten Dänemark und zum Dänischen Rechte, dieser aber zu Deutschland und zum Deutschen Rechte sich hinwandte.

Chr. Fr. Elvers.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

3. 4. Stück.

Den 6. Januar 1827.

L e i p z i g.

Bey Brockhaus 1824: Homerische Vorschule, eine Einleitung in das Studium der Ilias und Odyssee, v. Wilh. Müller. XVIII. u. 192 S.

Der Verfasser dieser Schrift hatte nach dem Studium der Prolegomena Wolf's mündlichen Vortrag über den Homer in Berlin gehört, und da ihm im Deutschen Vortrage die ganze Idee des berühmten Mannes viel lebendiger geworden war, so faßte er den Gedanken, die Ansichten seines Lehrers frey und eigen, jedoch auf dem von jenem ihm vorgezeichneten Wege der Forschung weiter zu bilden, den allgemeinen Ueberblick der alten Gesangswelt auszudehnen, die einzelnen Andeutungen über innere Beweise für die Urgestalt der homerischen Gesänge tiefer zu verfolgen und endlich dem Ganzen dadurch eine abgeschlossene Rundung zu geben, daß er die Geschichte der Gesänge von der des Textes absonderte und nur die erste in den Bereich seiner Darstellung aufnahm. Der Schwindel und die Paradoxensucht hätten so ansteckend auch unter

G

den Philologen um sich gegriffen, daß achtungswerthe Gelehrte und bewährte Kenner der Griechischen Sprache und Litteratur sich nicht scheuten den Homer noch einmal durch die wunderlichen Hypothesen und Träume der alten Grammatiker und Philosophen passiren zu lassen. Daher scheine ihm nöthig die verirrte Forschung auf den wahren Weg zurückzuführen. — Wir sind weit entfernt, die guten Absichten des Verf. zu tadeln; verirrte Geister auf die Bahn zurückzuführen, ist immer lobenswerth, und über den Homer zu schreiben immer nützlich, wenn es mit Unbefangenheit und Gründlichkeit geschieht und mit Rücksicht auf die Zeit und den Standpunct der Wissenschaft. Wir wollen also den Verf. jetzt begleiten, und sehen ob dieß von ihm geschehen. Das Buch zerfällt in zwey Abtheilungen, von denen die erste allgemeinere Betrachtungen anstellt über jonisches Epos und über Vortrag und Fortpflanzung der alten epischen Gesänge, die zweyte aber bestimmt ist das Besondere und Speciellere in der Geschichte der Homerischen Poesie zu behandeln. Also zuerst von jenem. Im ersten Abschnitt erzählt der Verf., daß die Ioner nach Asien gewandert und dort zu großem Flor gelangt seyen; die Jonische Kolonie in Kleinasien sey die Wiege des alten Epos, und wenn auch rohe Anfänge außer Jonien und früher als dort sich erzeugt, so seyen sie wenigstens ohne nachweislichen Einfluß geblieben auf die selbstständige und eigenthümliche Bildung des Jonischen Epos. Wer hier sich genauer der geschichtlichen Verhältnisse erinnerte, würde dagegen etwa folgendes bemerken: die Ioner waren wohl ziemlich gewiß nicht gegenwärtig bey dem Trojanischen Kriege, und der Verf. selbst erklärt in einem andern Kapitel alle dahin einschlägigen Stellen des Homer mit den alten Erklärern für

unecht und rhapsodisch. Waren sie aber nicht bey'm Zuge, so konnte schon gleich die Trojansche Sage nicht zuerst bey ihnen seyn, sondern natürlicher doch war sie zuerst bey den Achäern als den Führern der Unternehmung; und die Achäer brachten doch wohl auch zuerst die Sage an den Ida zurück, und hier am Schauplatz der Thaten unter demselben Volke und demselben Herrscherstamme mußte dieselbe neuen Schwung und größere Entwicklung erhalten. Dergleichen liegt in der Natur der Sache; wer dieß leugnen will, muß zuvörderst beweisen, daß die Achäer gänzlich stumpfsinnig gewesen und unfähig die Sage zu tragen und zu nähren. Der Verf. aber unbegreiflicher Weise ignorirt die Achäer gänzlich, als wenn man nur so blank und baar von den Jonern anfangen könnte, da doch nicht abzusehen welches größere ursprüngliche Interesse diese an den Details dieser Geschichten gehabt haben möchten, erst seit der Wanderung hatten sie Melidische Könige, d. h. Fürsten, deren Väter bey'm Zuge gewesen. Aber, sagt der Verf., mögen auch rohe epische Anfänge früher außer Jonen sich erzeugt haben, sie sind wenigstens ohne nachweislichen Einfluß geblieben auf die selbstständige und eigenthümliche Bildung des jonischen Epos. Allein um nur bey dem nächsten stehen zu bleiben, das ganze Leben der Homerischen Helden ist ja vorzugsweise achäisch, und wie viele Jonische Sagen und Mythen giebt es denn im Homer? Ist da nicht Einfluß genug? Und leicht könnte einer daher vermuthen, daß die Joner schon ziemlich geformte Stoffe voranden, ehe die Vollendung durch ihre Sängere geschah. — In dem folgenden Abschnitt „Sprache und Vers des alten Jonischen Epos“ lehrt der Verf. das alte Jonische Epos sey ein Naturgewächs, wie auch der Hexameter, und die Bildung des Dialects und

Verfes falle zusammen mit der ersten rhythmischen Gestaltung der Sage unter den Ionern, von anderweitigen Anfängen des Hexameters will er nichts wissen. Der Homerische Dialect hat ohne Zweifel zum Grunde die Ursprache, welche im Peloponnes und Thessalien ehemals gegolten haben muß, und indem er sich aus dieser zu einem besondern gebildet, verdankt er den Ionern doch wohl nur die letzte Ausbildung, wie er im Homer erscheint. Ferner ist das Epos sicher ein Naturgewächs in dem Sinne, daß es aus dem Leben und Geist damaliger Zeit unmittelbar hervorgegangen; aber auch die andern klassischen Gattungen der Poesie gingen hervor aus dem Geist und Wesen ihrer Zeit und der Stämme; wenn also der Verf. damit sagen will, daß im Homer so gut als keine Kunst sey; so ist das etwas ganz anderes. Ueberhaupt ist das unbestimmte Hinundherreden über Kunst und Natur in diesem Buche sehr zu tadeln und gibt nur Verwirrung der Begriffe bey allem Wortschwall. Also um bestimmt zu sprechen, ein bewußtloses Dichten wenn so etwas gemeint wird, läßt sich schlechterdings auch im Homer nicht durchführen, sondern klärlich ist in ihm ja bereits auch besonnene Kunstfertigkeit; nur freylich keine gelehrte Kunst wie bey den Alexandrinern, noch festliche Kunstpracht wie bey Pindar und den Tragikern, sondern eine unendliche Leichtigkeit, welche als vollkommenste Natürlichkeit erscheint, aber das Rechte thut und das Falsche vermeidet mit eben so viel Sicherheit und Besonnenheit als Geist und Gefühl. Die Kunst hat einen verschiedenen Character in den verschiedenen Perioden der Literatur, aber kunstlos ist gar kein klassisches Werk. Bewußtloses oder noch nicht zu einem bestimmten Grade des Bewußtseyns gelangtes Dichten giebt incorrecte Productionen, gleich wie

das Uebergewicht der Reflexion Künstlichkeit: das wahrhaft klassische liegt in der Mitte zwischen diesen Extremen, und wir nehmen keinen Anstand zu behaupten, daß die schönsten Werke der Hellenen auf einer wunderbaren Harmonie und Durchdringung poetischen Sinnes und Gefühls und künstlicher Besonnenheit und geübten Kunstverstandes beruhen. Alle wahre und gründliche Interpretation muß unserer Ueberzeugung nach durch Analyse dieß bestätigt finden, und kann selbst sich nicht vollenden, wenn sie dieß Princip nicht in ihr Bewußtseyn aufgenommen hat; daher denn auch im Homer die Meinung von der Kunstlosigkeit dem wahren Verständniß desselben eben so nachtheilig ist als die von Künstlichkeit seyn würde, wenn jemand sie fassen könnte. Manche denken bey Kunst gleich an Künstlichkeit oder Mangel der Begeisterung, was doch deutlich verschieden; man kann die Homerischen Gesänge in ihrer ganzen Frische auffassen und doch von Kunst reden; denn Kunst tritt überall ein, wo Gedanken in entsprechender Form dargestellt werden sollen, die hohe Vortrefflichkeit aber der Griechischen Kunst beruht auf jenem glücklichen Sinne, in welchem poetische Begeisterung mit Klarheit des Urtheils wunderbar gepaart war. Bey diesen Ueberzeugungen mißfällt uns denn gar mancher Ausdruck in diesem Buche, wie wenn es z. B. gleich hier heißt, der Herakmeter sey ein reines Naturgewächs ohne künstliche Auswahl und Zusammensetzung, und eine Seite lang von demselben so gesprochen wird, daß von den feinem Gesetzen desselben dem Vf. beynähe wenig bekannt zu seyn scheint. Wer kann bey einem so ungemein vollendeten Verse bloß von reiner Natur reden, und so bey unzähligen andern Dingen im Homer? An einem andern Orte steht: „Das Schwankende, Laxe,

Unbestimmte in der Folge und Verknüpfung der Sätze, das Verhältnißlose in den Theilen, die langen Einschaltungen welche oft einen Vorder- satz um den Nachsatz bringen, das Abbrechen und Verkürzen, das Ausdehnen und Wiederholen, die Anacoluthen, Pleonasmen und Tautologien, alles dies wäre unerklärlich und unverzeihlich in einem Schriftsteller der seine Verse aufschreibt und überlesen kann“. Man sieht, der Verf. will eine Reihe von Matusfehlern aufzählen, die daher entstanden seyen, weil der Sänger die Verse nicht habe überlesen können. Wirklich? Herodot also und weiter die übrigen Schriftsteller mit ihren tausendfachen Abweichungen, diese haben nun unverzeihlich gesündigt, da sie überlesen konnten und doch wie Schulknaben aus der Construction gefallen sind. Wir wissen wohl, daß manche die Dinge so ansehen, aber der Irrthum liegt am Tage, wenn man unterläßt das Individuelle des jedesmaligen Gedankens bestimmter zu fassen und darnach die Form zu prüfen. So glauben wir denn auch jetzt, daß der Verf. die Form des homerischen Ausdrucks wohl zu wenig studirt hat, sonst würde er gefunden haben, daß die homerische Redeweise in ihrer Art eine Zweckmäßigkeit, eine Vollendung, einen Kunstverstand zeigt, der in Erstaunen setzt, daß die Anacoluthen keine Vergesslichkeitsfehler sind, daß die Wiederholungen und Häufungen ähnlicher Worte fast durchgängig stehen wo es passend ist, daß die Verhältnißlosigkeit in den Sätzen nur scheinbar, indem jedes so weit entwickelt ist wie es soll, auch die periodische Schreibart gar nicht verglichen werden darf. Denn die periodische und unperiodische Schreibart folgen jede nothwendig besondern Gesetzen, und jede verstatet einen eignen kunstreichen Bau. Der Philologe muß immer zugleich außer dem grammatischen einen künstlerischen Blick haben,

wenn er die Rede begreifen will. — Im dritten Abschnitt der überschrieben „Vortrag der alten epischen Gesänge in ihrer Zeit und ihrem Volke, geht der Verf. darauf hinaus, daß 24 Gesänge in ihrer Folge ein zu großes Ganzes seyen für den öffentlichen Vortrag damaliger Zeit bey Festen und Gastmahlen der Fürsten, was leicht einzusehen; übrigens aber noch gar nichts gegen die innere Einheit dieser Gedichte beweist, wie wir hernach sehen werden, obgleich Herr M. dieß bezweckt. Dabey kommt, wie auch im zweyten Abschnitt, allerley vor von Gesang, Saitenspiel und Tanz, daß man sich beynah mitten in die Zeiten der Lyrik versetzt glaubt. Schon Fr. Schlegel urtheilte richtig, daß für den homerisch-epischen Sänger das Spiel der Kithar besonders nur zur Vorbereitung und zum Präludieren diene, dann zur Ausfüllung der Zwischenräume, und zur Hervorhebung einzelner Momente etwa; und wenn man weiß, daß damals das musicalische System ein Tetrachord war, so sieht man auch daraus, daß von eigentlicher Begleitung wenig die Rede seyn konnte. Eben so wenig können wir finden was das Hyporchem Il. 18, 590. ꝛ. (Odys. 4, 17. ꝛ. ist unrichtig eingeschoben) oder der mimische Tanz der Phaeaken Od. 8, 256. ꝛ., u. dergl. für den epischen Vortrag überhaupt beweisen, ja der Vf. scheint es nachher auch selbst zu fühlen; dennoch soll die Ausbildung und die Einrichtung des homerischen Hexameters wesentlich mit Musik und Tanz zusammenhängen. „Denn der Hexameter entstand, heißt es, indem die geflügelte Sage nach dem Tact der Füße und dem Klange der Saiten in Ionischer Rede sich zu bewegen anfing, und das Gewicht des musicalischen Tactes verstärkt durch die orchestrische Begleitung gebietet über Längen und Kürzen, daß bis acht Kürzen hintereinander Raum finden.“ Aber das

Wahre scheint überhaupt nur zu seyn, daß wir uns den alten epischen Vortrag zu denken haben nicht als ein todtes Hersagen ohne Ethos, sondern mit zweckmäßiger Lebhaftigkeit und Modulation der Stimme, je nach dem Inhalte ernster oder fröhlicher, ruhiger oder rascher u. dgl. Wir möchten etwa diesen alten gewiß schönen Vortrag singende Rede nennen, zum Unterschiede von dem eigentlichen Gesange oder dem abgemessenen Ausdrucke von Sylbe zu Sylbe, was aber den Tanz betrifft, so kann der gewöhnliche epische Vortrag nur ruhig angehört seyn (wie Odysf. 1, 325: *Τοῖσι δ' αἰδοῦς ἀεῖδε περικλυτός, οἱ δὲ σιωπῇ εἶατ' ἀκούοντες*, und wie in andern Fällen zu sehen), und wenn vom Gesang und Tanz beym Mahle die Rede ist, sind wohl allerley andere fröhliche Lieder gemeint; denn da man den Paean kannte, und das Hyporchem, den Hymenäus und threnus, warum nicht auch andere Weisen und Lieder? Das Gegentheil ist ganz unglaublich. Epische Erzählung und Tanz läßt sich nur denken durch Mimik verbunden, wie bey den Phaeaken die Geschichte von Ares und Aphrodite. Wenn endlich Apoll mehrmals vorkommt mit einem singenden und tanzenden Musenchor, so ist aus dem Gesagten hinlänglich deutlich, daß ebenfalls nicht an gewöhnlichen epischen Vortrag zu denken. — Im vierten und fünften Abschnitt von der Erhaltung und Fortpflanzung der alten epischen Gesänge, wird ausgeführt, daß keine Schreibkunst gewesen, daß es Sängerschulen gab, daß ursprünglich Dichter und Recitanten eins waren, dann die Rhapsoden folgten, die bekannten Sagen. — Folgt die zweyte Abtheilung des Buches. Erster Abschnitt, Homerus und die Homeriden. Es sey eben so falsch dem Homer alles beyzulegen, als seine Existenz ganz zu läugnen; er sey der Vater einer neuern alles

frühere verdunkelnden Gesangsweise und das Haupt seiner Schule. Auf die Ehre seines Vaterlandes könnten nur zwey Orte Anspruch machen, Chios und Smyrna, und in diese Gegenden müsse man ihn setzen. Nur Schade, daß wenn wir Smyrna annehmen, Homer dann ein Aeoler oder Achaier wird gegen das System des Verfs.; denn Smyrna war bis gegen die 23ste Olympiade nicht Ionisch. Das mußte Pindar wohl wissen, der Smyrna als Homers Geburtsland angab. Uebrigens heißt Chios des Homers Vaterland offenbar nur deswegen, weil hier die alten Homeriden saßen. Zweyter Abschnitt, Euryfurgus. Wenn er von diesen Gedichten etwas herübergebracht aus Asien, so habe er nicht Geschriebenes sondern nur Rhapsoden mitbringen können, wie auch andere, z. E. Thiersch dies schon so vorgestellt haben. Dritter Abschnitt, Solon, Pisistratus und Hipparchus. Die bekannte Aufzeichnung der Gedichte im Zeitalter des Pisistratus. Dann im vierten von den Diaskeuasten. Pisistratus habe natürlich nicht selbst geschrieben, sondern Anordner niedergesetzt, auch sey vielleicht die Diaskeuasis noch länger fortgegangen. Worauf im folgenden Abschnitt Beispiele von den Verfälschungen der Diaskeuasten gegeben werden, das heißt eigentlich rhapsodische Verse von Athen, Theseus und dessen Fabel, die hier theils den Rhapsoden, theils den Diaskeuasten zugeschrieben werden, obgleich deutlich ist, daß die Diaskeuasten selbst keine Verse machten, sondern nur aufnahmen von den Rhapsoden. Sechster Abschnitt, Aristoteles und die Epopöe. Durch die bestimmte Reihenfolge die Solon den homerischen Gesängen angewiesen, und noch mehr durch die schriftliche Zusammenstellung derselben in zwey Körper, habe man sich der Idee von der Einheit und Ganzheit der Ilias und Odyssee

schon sehr genähert; die Erinnerung an die Selbstständigkeit der Rhapsodien habe sich allmählich verloren; vorher legte man dem Homer nur viele einzelne Gefänge bey, jetzt habe man ihn betrachtet als den Urheber einer langen verketteten Reihe. Hierauf sey dann von Aristoteles die Idee der Einheit dieser Gedichte theoretisch für den Geschmack begründet, welcher hierdurch die Quelle aller Irrthümer geworden sey über das Wesen der alten epischen Poesie, wie dies außer Wolf besonders von Fr. Schlegel dargestellt worden. — Alle diese Expositionen beruhen ihrem letzten Grunde nach eigentlich auf der Meinung, daß man von Einheit und Ganzheit in der alten Griechischen Dichterswelt nichts gewußt, sondern dies eine erst später aufgekommene Sache sey; denn Einheiten bilden sey Künstlichkeit. Wer freyer urtheilt, muß aber bald finden, daß Einheit überhaupt ein natürliches Bedürfniß des Geistes ist, worauf man nicht erst durch tiefes Studium kommt; wie sie liegt in den Organismen, den Formen und Begebenheiten der Welt, so auch in dem Wesen des Geistes und dem Denken jedes nicht ganz rohen Menschen; bey den Griechen aber zeigt sich ihr Daseyn von uralter Zeit auf das sprechendste in der Mythologie. Oder woher haben unzählige alte Mythen den schönsten Zusammenhang, wenn man damals keine Einheiten dichtete? Eins der deutlichsten Beispiele von dieser Einheitbildenden Kraft ist auch die Olympische Götterfamilie, die aus den ursprünglich getrennten Göttern der Griechischen Landschaften lange vor Homer zu einem idealen Ganzen durch epische Sängere vereint worden. Und blicken wir sonst umher im Homer, so zeigt sich tausendfältig dasselbe. Jede Rede, jedes Gespräch ist ein Ganzes; so viele Scenen der Ilias und Odyssee, Beschreibungen

von Helden, Thaten, Spielen, größern Partien und Gruppen bilden die schönsten Einheiten, Gedanke und Ausdruck endlich ist überall ein harmonisches Ganze. Man möchte sagen alles und jedes gestaltete sich unter den Händen dieser Sänger zu wohlgefälliger Einheit, und wie überhaupt das Vermögen Einheiten zu bilden eine wesentliche Eigenschaft aller echten organischen Gedankenbildung heißen muß, so ist namentlich eine wahrhaft unerschöpfliche Kraft die schönsten und sinnvollsten Einheiten zu bilden, hervorstechender Grundzug des gesammten hellenischen Geistes. Was Wolf ehemals in den Prolegomenen schrieb, *Sero Graeci didicerunt totam ponere in poesi*, kann heut zu Tage unmöglich unterschreiben wer genauer zusehen. Denn was z. B. die von Vielen mit Unrecht zu gering geschätzten Cyclischen Poeme betrifft, so bildeten sie zwar gewöhnlich auf andere Weise ihre Einheit als die Homerische Dichtung (wölüber Hr. M. selbst einen richtigen Ausdruck hat), wollten aber, wie man sieht, nicht desto weniger jedesmal ein Ganzes darstellen; leider ist dieser Zweig der Litteratur noch zu sehr vernachlässigt, obgleich man hätte denken sollen, daß das Interesse für die Geschichte der alten Epiker auch ihn mehr ans Licht ziehen würde. Daß ferner in den Producten der Lyriker keine Einheit gewesen, kann auch mit nichts bewiesen werden, seitdem die Hauptstütze solcher Behauptung durch die neuen Erklärungen des Pindar gänzlich weggefallen, und man gesehen wie der Schein täuscht. Wenn endlich nach Wolf, in der Uebersetzung der Wolken, die Komödien des Aristophanes meist nur Stücke, nichts Ganzes seyn sollen, so wird bald auch hier die Folgezeit das Gegentheil lehren, wenn diesem Dichter erst eine umfassendere Auslegung zu Theil geworden seyn wird. So steht es mit der Lehre

von der Einheit. Wenn also Aristoteles überhaupt Einheit setzte in den homerischen Gedichten, so sprach er nur theoretisch aus, was kein echter Hellene bezweifeln konnte, und mit nichten darf ihm dies als grundstütgender Irrthum angerechnet werden, obgleich übrigens von der Entstehung der Gedichte er so wenig wie die übrigen Griechen damals richtige Begriffe hatte. — Siebenter Abschnitt, die homerischen Gesänge in ihrer Vereinigung. Anfang und Ende sey in der Ilias nicht zu entdecken; sie sey eine Sammlung Iliischer Gesänge bezüglich auf die Kriegsperiode zwischen dem Zwist der beiden Helden bis zum Tode des Hector. In der Odyssee sey nicht bloß der Schluß später, sondern man könne auch die ersten 4 Gesänge wegnehmen und die vorderste Hälfte des fünfzehnten, welche Stücke zwar eine Art von Einleitung und Scenerie bildeten, aber die homerische Poesie bedürfe derselben nicht. Es seyen also diese Gedichte als Rhapsodiengruppen gesungen von einer Anzahl Sänger, ursprünglich als selbstständige Massen, doch habe schon von dem Zeitalter des Homer und der Homeriden an eine allmälige Conglomeration statt gefunden. Denn die Diaskeuasten, Solons Gesetz und Pisistratus Niederschreibung hätten allein den Verein nicht stiften können. Freylich wohl! Man sieht überhaupt, wie leicht sich der Verf. die Sache macht, die so nicht abgethan ist. Soll eine solche Frage genügend verhandelt werden, so muß man tiefer eingehen in das Innere dieser Gedichte; es mußten alle wirklichen oder vermeintlichen Fäden inneren Zusammenhangs unparteyisch dargelegt und geprüft werden, und wenn dann von allen Seiten wäre gezeigt worden, es sey kein haltbarer Grundgedanke und Plan zu entdecken, es wollen die Dinge auf keine Art und Weise zum Ganzen stre-

ben, dann hätte er das Seinige gethan. Nun aber ist statt dessen gar vieles nur oberflächlich angesehen. Daß z. B. die ersten Bücher der Odyssee als selbstständiges Epos füglich weggenommen werden könnten, haben wir nie geglaubt, ist auch neulich vom Hrn. Nitsch in der Vorrede seiner Anmerkungen mit Recht geleugnet. Es ist nämlich nicht schwer zu merken, daß in der That das Hauptinteresse dieser Bücher beruht auf ihrer Beziehung zum Ganzen. In Ithaca kommen die Sachen auf eine entscheidende Spitze: die Freyer wollen nicht weichen und ein drohendes Zeichen geschieht; bey Nestor und Menelaus wird überall mit höchster Theilnahme von Odysseus gesprochen und daß er kommen möge zur Rache, und auch die Möglichkeit dieser Rache zeigt sich hier dem Telemach, da nach des Proteus Aussage der Vater noch lebt. Und dennoch meint Hr. N. dieser Anfang, diese natürliche Vorbereitung sey ein Epos für sich, obgleich zum Ueberfluß in der Götterversammlung des ersten Buches ausdrücklich angekündigt wird, daß zwey Dinge die Begebenheit eröffnen sollen, einerseits das Auftreten des Telemach in Ithaca und seine Erkundigungsreise, andererseits die Abrufung des Odysseus von der Kalypso. Endlich gehört ja auch kein überschwenglicher Kunstverstand dazu der über den homerischen Sängergeist hinausginge, um zu finden, daß während die Rückkehr des Odysseus sich bereitet, in Ithaca doch auch etwas vorgehen muß, und die Dinge sich anschicken müssen zu dem was kommen soll. Könnte jemand im Ernste zweifeln, daß so etwas in den Kopf eines homerischen Sängers gekommen, der mißte diese Gedichte nur ein wenig genauer im Einzelnen betrachten, und er wird finden, daß Ankündigen, Vorbereiten, Steigern, Motiviren die ganze Darstellungsweise des Homer durch-

dringt, er wird so viel richtigen Sinn in tausend Dingen wahrnehmen, daß er genöthigt seyn wird auch dem Ganzen etwas zuzugestehn. Was aber weiter die Ilias betrifft, so bleibt es doch wohl unabweisbar fest, daß der Zorn des Peliden und seine Verherrlichung durch den Zeus, der ihn als Hauptüberwinder der Troer darstellen will, der Hauptpunct ist und die Basis des Gedichts, was auch im ersten Buche deutlich ausgesprochen wird. Daß durch den Zwist des Achill in dem Heere der Achaier eine Periode großer Niederlagen und eine bedeutende Krisis veranlaßt worden, mußte ältester Grund der Sage seyn; die Dichtung idealisirend führte die Thetis ein, Phthias alte Landesgöttin, welche den Zeus um Genugthuung bittet für den Sohn, so daß nun das Unglück des Heeres von Zeus verhängt wird in Folge dieser Bitten. Hierdurch ward ein wahrhaft großartiger Zusammenhang gegründet. Den Zorn in der Sage gegeben hat natürlich die Dichtung ebenfalls größer gefaßt, da er Träger des Gedichtes ist. Daher scheint nun weiter unbezweifelt, daß je stärker der Troß des Helden, um so nothwendiger in der Dichtung auch ein Punct gegeben seyn mußte, woran derselbe sich brach und wie jedes verderbliche Uebermaaß seine ethische Demüthigung fand, und daß dieser Punct zunächst der Tod des Patroclus ist, hat man zu allen Zeiten gefühlt, obgleich Hr. M. wieder lehrt, die Patrocleia sey ein Epos für sich, mit Verkennung aller echt hellenischen Ideenverknüpfung, wie Mythologie und Poesie so vielfältig sie darbieten. Hiernächst ist aus dem Gedicht ferner ersichtlich, daß auch jetzt die ungemainen Flammen des Peliden noch nicht gelöscht sind, indem er nun in wildem Schmerze um seinen Freund sich abhärmt und gegen den Leichnam des Hector raset, daß mit

hin der göttliche Held fortbauernb aus dem Gleichgewicht ist und zu allem Kriegesleben unfähig; daher Prof. Welcker über den Prometheus S. 429 vortrefflich und ergreifend lehrt, daß wirklich erst die letzte Scene mit dem Priamus und die Zurückgabe des Hector im 24sten Buche den Zorn des Achill vollendet. Und jetzt erst wieder erstanden fing er ein neues Thatenleben an, welches die Aethiopsis darstellte. Wenn man bedenkt, daß wie der Troß des Achill großartig gefaßt war, natürlich eben so gewaltig und ungemein auch seine Trauer und sein Rachegefühl gegen den Hector seyn mußte, wenn also beides zusammengehört und als ursprüngliche Dichtung gesetzt werden muß, so möchte wohl auch ein ähnlicher Endpunct bereits in der anfänglichen Dichtung gewesen seyn, welchen ein anderer Sänger hernach etwa nur entwickelter darstellte. Den inoposanten echt hellenischen Zusammenhang der Ilias muß nothwendig Ein Dichter zuerst aufgestellt haben, und so wenig dieser als der der Odyssee konnte durch atomistisches Ansetzen unabhängiger Gesänge zu Stande kommen. Denn atomistisch muß man ein Verfahren nennen, welches den Homer aus ursprünglich unabhängig gedichteten Liedern zusammensetzt, und nur Verwandtschaft zugibt und aufgetragenen Zusammenhang. Daß die Gedichte theilweise bey Festen und Gastmählern der Fürsten gesungen, ist unabweisbar; aber daß Entstehung derselben und dieses theilweise Absingen kleiner Parcelen das selbe sey, scheint eine sehr irrige Folgerung zu seyn, die consequentermaßen den Homer in eine zahllose Menge von unabhängigen Einzelheiten auflösen muß, die Vorträge der Sänger in der Odyssee zum Maasstabe genommen. Indem wir nun dagegen mit voller Ueberzeugung einen ursprünglichen inneren Zusammenhang behaupten

in jedem der zwey Gedichte, sagen wir aber doch nicht, daß alles darin von einem Sänger herführe, sondern die Grundlage der ursprünglichen Dichtung war wohl kleiner, und es leuchtet ein, daß nachdem diese gegeben, sich gar viele Gelegenheiten darbot zu fernerer Erweiterung, Detailirung, Entwicklung u. c., und eben dieses weitere Auseinandersingen scheint uns die Hauptoperation zu seyn, welche mit der ursprünglichen Dichtung vorgegangen seyn muß in den Sängerschulen, ein Verfahren welches in seinen letzten Aeußerungen noch bey den Rhapsoden angetroffen wird. In der alten epischen Poesie ist wesentlich eine gewisse eigenthümliche Art von Selbstständigkeit und Verständlichkeit der Theile für sich, welche auf den Vortrag berechnet war und daraus floß; diese mußte wohl wie in der ursprünglichen Dichtung gegründet, bey der allmählichen Erweiterung sich noch freyer gestalten und abrunden, ohne daß darum etwas ganz aus dem Hauptkreise heraustrat. Wenn deswegen die Vertheidiger der Wolf'schen Ansicht diese bezeichnete Selbstständigkeit als einen Hauptbeweis für ihren Satz gebrauchen, so reicht er nicht aus. Dahin gehört es auch wenn sie, wie auch unser Verf. in den nächsten Abschnitten thut, Widersprüche, Spuren der Zusammenfügung der Gesänge, Schwierigkeiten in der Tagesrechnung aufstellen; so lobenswerth diese Forschung von einer Seite ist, so wenig beweist sie was sie soll, indem offenbar alle diese Einzelheiten den innern Zusammenhang des Ganzen gar nicht aufheben, vieles aber auch, wie zu geschehen pflegt, fälschlich geedeutet und herbengezogen worden.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

5. Stück.

Den 8. Januar 1827.

L e i p z i g.

Beschluß der Anzeige der homerischen Vorschule
von W. Müller.

Ein paar Beispiele müssen hier vorläufig genügen. Im Anfange des fünften Buches der Odyssee redet Athene von neuem über den Odysseus. Da nämlich nach Od. 1. Zeus des Hofens wegen offenbar langsam an den Entschluß ging den Odysseus zurückzurufen, so hatte er die Ausführung noch verschoben. Athene bey ihrer Zurückkunft von Telemach findet dieß, und will nun den Zeus von neuem an sein Versprechen erinnern, welches sie aber indirect thut, redend von der Undankbarkeit der Ithacenser gegen Odysseus, und wie er verlassen auf Ogygia seufze ohne Schiffe u. dergl. Worauf dann Zeus wirklich den Hermes abschickt. Die Erzählung aber gewinnt den Vortheil, daß nun alles nach einander geschieht und fortläuft. Hr. Müller findet hier weitgreifende Widersprüche, weil Athene von der Götterversammlung im ersten Buche nichts wisse, dem Zeus keine Vorwürfe mache und dergl. mehr; aber dieß alles fällt weg, so

bald man nur den indirecten Ausdruck der Athene beachtet, welchen der alte Sänger mit richtigem Tact hier gebraucht hat. Ein sorgfältiger Leser kann dergleichen indirecte Ausdrucksweise im Homer öfters finden. Ein anderes Beyspiel sey aus der Ilias. Hr. M. meint, daß das erste Buch der Ilias erst im achten weiter gehe, daß vom zweyten bis siebenten Buche ein besonderes Gedicht sey, wobey abermals gesagt wird das dritte und vierte Buch sey ohne alle Verbindung mit den folgenden Gesängen, und auch der Schiffcatalog ohne ursprünglichen Zusammenhang mit seinen Umgebungen, ja er möchte selbst die dritte und vierte Rhapsodie einer frühern Zeit des Krieges zuweisen. Allein offenbar wird ganz ohne Grund von Hrn. M. angenommen, daß die epische Dichtung immer auf dem aller kürzesten Wege geradeaus fortschreiten müsse, mithin gleich ein directes Verfahren des Zeus gegen die Achaier zu erwarten gewesen: während vielmehr die Epik sich langsam und im Bogen dem Ziele nähert. Setzt z. B. scheint uns natürlich und zweckmäßig, daß die ursprüngliche Dichtung nicht von Unglück und Niederlagen der Griechen anfing, sondern erst ein momentanes Steigen des Achaierglücks setzte, um dann die Schläge des Zeus energischer zu motivieren. Aber auch das Achaierglück selbst war wieder echt dichterisch motiviert durch der Troer Treulosigkeit, und so fing wohl die Dichtung höchst treffend mit dem Zweykampf der beyden Helden um die Helena an, und kein besserer Anfangspunct kann erfunden werden; die folgende Treulosigkeit gab dann den Achaiern Glück und den Troern Bedrängniß, wovon die Epik daß Hector nach Troja eilt und ein Gebet halten läßt. Warum soll also hier etwas aus früherer Kriegszeit seyn? Der ursprüngliche Zusammenhang der Dichtung

ist nur etwas verbunkelt, indem die Scenen alle glänzend und mit viel Detail ausgearbeitet sind, keinesweges aber aufgehoben. Daß aber die alte Dichtung mittelst solcher Motivierungen fortschritt, ist durchaus episch, und fast jedes homerische Buch im Einzelnen analysirt kann von sinnreicher Motivierungskunst Belege geben. Daher wir auch der Meinung sind, daß genaues Studium der homerischen Darstellungsweise im Einzelnen auch den Urtheilen über die Form des Ganzen förderlich seyn müßte. Nun aber ist Hr. M. auch dahin gediehen zu behaupten, an das erste Buch, an die *Mηρίς* schließe sich natürlich die *Μηνιδος ἀπρόβητος* an! Und vieles andere Wunderbare aus diesen Abschnitten ließe sich angeben, wenn wir nicht zu Ende eilen müßten. In dem nun folgenden zehnten Abschnitte, die Proömien der beiden homerischen Gedichte, wird gelehrt daß diese erst im Zeitalter des Pisistratus gemacht seyen, was wohl wenige glauben werden. Dabey wieder der oft wiederholte Irrthum, als wenn die Proömien vollständige Inhaltsanzeigen seyn müßten; bey Spätern ist dieß freylich verschiedentlich der Fall, aber die ältesten hatten einen viel poetischeren Character. Dann folgt ein Abschnitt, letzte Schicksale der homerischen Gesänge, worin besonders von den Grammatikern, das Bekannte. Endlich der letzte Abschnitt, Ilias und Odyssee überschrieben, redet nun erst von dem Contrast der beiden Gedichte; was hier ausgeführt ist, wird im Allgemeinen jeder billigen: denn Ilias und Odyssee gehören nicht derselben Zeit. Nur würde ein Anderer tieferes Eingehen in die Mythen und den Sagenstoff der Odyssee gewünscht haben, wodurch sich noch Schwierigkeiten zeigen, an die Herr M. nicht gedacht hat. Nach allem bisherigen können wir nicht glauben, daß die Arbeit des Verfassers be-

sonders nützlich sey, wohl aber, daß sie auch abgesehen von der Hauptfrage, manches Irriges verbreiten werde.

C a s s e l.

Von F. F. Böhne, 1826. Zur Recension der deutschen Grammatik. Unverlegt herausgegeben von Jacob Grimm. VI, 64 S. Octav.

Der Titel dieser Blätter will erklärt seyn; ihr Inhalt ist belehrend, ihre Form geistvoll.

Bekannt ist die Verfolgung, welche in den letzten Jahrzehenden gegen ein kleines Häuflein armer s ausgebrochen ist, die sich hinter gewissen weiblichen Wörtern, wenn diesen ein zweytes Wort angefügt wird, seit langer Zeit in ungehörtem, und mithin — sollte man meinen — verjährtem Besitze behauptet hatten. Aber Verjährung schützt nicht immer. Man hatte die Entdeckung gemacht, daß die Wörter Acht, Hilfe, Liebe, die auf t endenden Zusammensetzungen (wie z. B. Andacht, Geburt, Vorsicht), ferner die auf ung, heit (keit), und schaft ausgehenden, und endlich die fremden auf ion, und tät endenden Wörter weiblichen Geschlechtes seyen, und daß es ihnen also durchaus nicht zukomme, ihren Genitiv durch ein hinzugefügtes s zu bilden. Dem zufolge wurde rasch und strenge abgeurtheilt, daß kein Wort der Art in keinem Falle sich fernerhin ein solches ungebührliches s anmaßen solle; und in mehreren Druckereyen war es das angelegentlichste Geschäft der Correctoren, eher alles andere zu versäumen als eine solche Verletzung des Salischen Gesetzes durchschlüpfen zu lassen *). Endlich fanden die bedrängten s,

*) Ein ähnlicher Bannstrahl traf das e in der Endsilbe —ieren. Die Aussprache verlangt hier durch

nachdem ihre Lage durch einen bereits verstorbenen Legationrath hoffnungslos geworden war, einen siegreichen Vertheidiger an dem Herrn Bibliothecar Grimm, der überhaupt dem in der Sprachl. Bestehenden eine bisher unerhörte Ehrfurcht bezeigt, und es auf das früher bestandene so weit zurück zu führen versteht, daß die Grammatiker von vorn her, so wie die von gestern her, bey seinen Geisterbeschwörungen so gleich ein geheimes Grauen anzuwandeln pflegt. Diese Rettung des verfolgten Einungsbuchstaben wurde, wie sich gebührt, auf die Geschichte desselben gegründet, und dabey bemerkt, daß dieser Anomalie kein hohes Alter zugestanden werden könne. — (Gramm. Th. 2, S. 935) — Dieß veranlaßte den Verf. der Schrift, die wir hier anzeigen, besagte s einer noch strengern Ahnenprobe zu unterwerfen, und, in einem allerdings nicht sehr anständigen triumphierenden Tone, die Ausbeute seiner Forschungen Hn. Grimm in besser Form einer sogenannten Recension des zweyten Theiles der Grammatik zuzusenden. Hierbey sind noch zwey Umstände zu bemerken. Erstens: so vollkommen der Verf. die gewöhnlichen höflichen Handwerksgrüße in seiner Gewalt hat, so fand er doch nicht für gut, wie jetzt einzureißen anfängt, seinen Namen zu unterzeichnen; und dieser Befolgung der alten Sitte wird man um so weniger seinen Beyfall versagen können, wenn man bedenkt, daß die entgegen gesetzte Neuerung, abgesehen von manchem andern was sich dagegen sagen läßt, schon deswegen Mißbilligung verdient, weil durch sie Andern die Freu-

aus ie; unsere alten Dichter reimten solche Wörter nur auf zieren u. dgl.; dem Worte regieren u. a. traut man sich nicht sein richtiges und hergebrachtes e zu nehmen; aber eine Anzahl ähnlicher Wörter werden aus einseitiger Ansicht castrirt, als wenn die letzte Sylbe dieses Wortes eben so klänge wie Hirt u. bergl.

de des Auffpürens verderbt, und dann auch der Werth des Nachlasses, in welchem sich ein Exemplar einer gelehrten Zeitung mit untergeschriebenen Namen der Verfasser befindet, zum großen Nachtheil der Erben geschmälert wird. Zwentens: die Recension wurde nicht gedruckt, sondern geschrieben eingeschickt, — eine Blödigkeit, die dem Verfasser zur Ehre gereicht, aber auch die Anekdote; mit der er sich wichtig zu machen sucht, daß er vor 26 Jahren dem sel. Gleim sein Stammbuch präsentiert habe, etwas verdächtig macht. — Herr Grimm hätte nun freylich die kleinen Berichtigungen einer der künftigen Ausgaben seiner Grammatik einschalten können, allein aus übergroßer Gutmüthigkeit, und weil der Anonymus, so lange er bey seinem Leisten bleibt, eine ganz feine Beobachtungsgabe zeigt, auch sonst einige gute Eigenschaften verräth, zog er es vor, die ihm zugesandten Blätter dem Drucke zu übergeben, und so zugleich dem Verfasser die Möglichkeit abzuschneiden, sie bey einem oder anderm unserer hohen Buchgerichtshöfe einzureichen. — So viel zur Erklärung des Titels; damit aber die Erklärung, wie wohl zu geschehen pflegt, nicht noch unverständlicher sey als das was erklärt werden soll, noch zwey Worte im Ernste über Inhalt und Form des Büchleins.

Was das allmähliche Vorkommen des oben erwähnten Einungsbuchstaben betrifft, so wird eine beträchtlich frühere Erscheinung desselben, als Herr Grimm angenommen hatte, auf eine so bündige Weise erhärtet, daß der hinreichende Grund des auf dem Titel stehenden 'unwiderlegt herausgegeben' jedem Leser vollkommen einleuchtet. Zugleich werden noch andere Nachträge zu der Lehre von der Zusammensetzung theils von dem Anonymus, theils von seinem Herausgeber mitgetheilt, so

daß diese Blätter mit vollem Recht auf den Namen einer Beilage zum zweyten Theile der Grammatik Anspruch machen können.

Was ihnen aber, ganz von ihrem Inhalte abgesehen, einen hohen Werth gibt, das ist die heiter spottende Laune in der sie geschrieben sind: eine Naturgabe, die, wie man sagt, allenthalben und selbst bey deutschen Schriftstellern selten seyn soll. Das dunkelhafte Meistern, das alberne Gewäsche, die abgedroschene Phraseologie, wodurch sich die Aufsätze auszeichnen, die man bey uns mit einem anderswo unerhörten Namen *Recensionen* nennt, sind hier auf eine so anmuthige Weise parodiert, daß was in der Wirklichkeit unausstehlich ist, in dem Spiegel, in dem es uns hier erscheint, höchst ergeßlich wird.

Und wie heißt der witzige Anonymus? — Wo seltene deutsche Bücher versteigert werden, ist sein Name leicht zu erfragen, und schon die Titel der Bücher, die in dieser seiner neuesten Schrift angeführt, oder vielmehr, wie schweres Geschütz aufgeföhren werden, machen ihn so kenntlich wie eine Maske, die, ohne die Posse zu ahnden, ihren voll ausgeschriebenen Namen auf dem Rücken herum trägt.

B o n n.

In Commission bey Ed. Weber: Die Skelette der zahnlosen Thiere, abgebildet und verglichen v. Dr. Chr. Pander u. Ed. Mton. 1825. 8 Kpft. 13 S. Queerfol. — Die Skelette der Robben und Lamantine, abgebildet und verglichen v. 1826. 7 Kpft. 10 S. — Der vergleichenden Osteologie 8te u. 9te Lieferung.

Plan, Einrichtung und Zweck dieses Werkes setzen wir als bekannt voraus und freuen uns um so mehr diese beiden Lieferungen anzeigen zu können, je sicherer auch durch sie die vollständige Beendigung desselben in kurzer Zeit geworden ist. Wenn in allen übrigen Vorzügen das Werk sich vollkommen

gleich geblieben ist, so hat der Vf. in den vorliegenden Hefen hinsichtlich der Zeichnung und des Stichs sich noch übertroffen und man darf wohl dreist behaupten, daß wir nichts Vollkommneres der Art aufzuweisen haben. Auch fehlt es in dem Text nicht an neuen geistreichen Bemerkungen und Andeutungen. Die erste Tafel des 8. Heftes enthält das Skelet des *Ornithorhynchus paradoxus*, von der Seite betrachtet, die zweyte daselbe von vorn, nebst 9 einzelnen Theilen in besondern Abbildungen, die wir jedoch bereits aus der vortrefflichen Monographie dieses Thieres von Meckel kennen; Taf. 3. das Skelet des Ameisen-Igels *Echidna Cuv.* Taf. 4. zwanzig einzelne Theile desselben, namentlich vier Ansichten des Kopfs von diesem seltenen und noch so räthselhaften Thiere; Taf. 5. *Myrmecophaga tetradactyla*; Taf. 6. *Myrmecophaga iubata*, nebst 9 Abbildungen einzelner Theile; Taf. 7. *Dasypus novemcinctus*; Taf. 8. *Manis brachyura*, nebst 12 Einzeltheilen. — Im neunten Heft findet sich auf der ersten Tafel das Skelett des Wallrosses, *Trichecus rosmarus*, auf der zweyten 12 einzelne Abbildungen, namentlich vier Ansichten des Kopfes; auf Taf. 3. das Skelet einer neuen aus Brasilien gesandten Phoken-Art, nebst den Schädeln der *Ph. cucullata* und *Ph. iubata* und einigen Ansichten derselben; auf Taf. 4. das Skelet der *Ph. vitulina*, nebst den Schädeln der *groenlandica*, *hispida*, *monachus* u. *proboscidea*; auf Taf. 5. das Skelet des Dugong, *Halicornia indica*, mit 8 besondern Ansichten des Kopfes und rechten Fußes; auf Taf. 6. das Skelet eines jungen Narvals mit kaum vorstößenden Zähnen, nebst einigen besondern Abbildungen einzelner Theile und dem Gebiß des Oberkiefers von *Leptonyx Blainville* und *Phoca mitrata*; auf Taf. 7. die Schädel des *Delphinus Phocaena*, *delphis* und *leucas*, nebst dem der *Phoca ursina*.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

6. 7. S t ü c k .

Den 11. Januar 1827.

B e r l i n .

Bey Wittich: Sammlung architectonischer Entwürfe von Schinkel, enthaltend theils Werke welche ausgeführt sind, theils Gegenstände deren Ausführung beabsichtigt wurde; bearbeitet und herausgegeben von Schinkel und Berger. Erstes Heft. 1819.

Das sichtbare Streben einiger namhafter Architekten unserer Tage, etwas Neues und Besseres zu schaffen, läßt uns hoffen, daß die älteste und ehrwürdigste Kunst, welche sich in unserm Vaterlande in den mittleren Jahrhunderten schon einmal zu einer bedeutenden Ausbildung erhoben hatte, sich allmählig zu einer, der momentanen Entwicklungsstufe der übrigen Künste entsprechenden Höhe steigern werde. Diese Aussicht ist um so erfreulicher, als wir noch vor wenig Jahren, wenn wir uns in den Hauptstädten Deutschlands umsahen, nichts anders als den langweiligen Mechanismus wahrnahmen, die schlechteste Römische Bauweise, aus dritter, vierter Hand empfangen, allen neuern Bauwerken nothdürftig anzupassen.

Ⓒ

Es ist unstreitig ein großer Gewinn, wenn ein nach dem Besseren strebender, mit Phantasie und dem besondern Sinn für schöne Form Begabter, ein Künstler im eigensten Sinne, auch den großen Staatsbauten vorsteht: diese werden dann nicht mehr allein ihre Wirkung als imposante Massen thun — das Geistiggroße in ihnen wird diese Wirkung erhöhen und beleben, und so das Ganze erst mit Recht und zum Nutzen aller Betheiligten die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen; die Schönheit und Uebereinstimmung in allen Theilen des Kunstwerks wird erforscht, aufgefunden und nachgeahmt werden, und so der reinere Geschmack sich auf alles Formbare bis ins Kleinste verbreiten. Die Kunstbildung und damit die Veredlung der Menschen in diesem Sinne wird dadurch nicht allein befördert, sondern der gewerbetreibende Theil wird zugleich auf die einfachste und schnellste Weise belehrt und angereizt, seinen Erzeugnissen schöne oder doch ansprechende Formen zu geben und dadurch um so eher auch den physischen Bedarf des Lebens zu erwerben.

Neben andern Städten Deutschlands scheint man auch in der Hauptstadt Preußens von dieser Ansicht auszugehen, da man gegenwärtig daselbst alle neuere Staatsbauten mit dem erforderlichen Aufwand aller Mittel, nach den Entwürfen eines anerkannt geist- und talentvollen Mannes ausführen läßt. Berlin wird, wenn es so fortfährt, bald vielen andern Städten des Deutschen Vaterlandes in dieser Rücksicht einen bedeutenden Vorsprung abgewonnen haben, und der, neben der Schönheit, die sich allein Zweck ist, daraus hervorgehende durchaus reelle Vortheil wird hier so wenig ausbleiben als dieß für Paris (und Frankreich überhaupt) der Fall gewesen ist.

Die vielen Prachtbauten, welche der Berliner

in seiner Vaterstadt als Kunstschöpfungen Schinkels hat entstehen sehen, werden nun auch künftig dem Entfernten durch ihn selbst mittelst dieser Hefte zugänglich seyn. Wir aber können bey unserer Anzeige die unparteiische Kritik mit um so größerer Sicherheit walten lassen, da die Zeichnungen zu den Kupferstichen größtentheils von dem Architecten selbst, oder wenigstens unter seiner Leitung angefertigt worden sind.

Das vorliegende erste Heft enthält nun freylich nicht die besten Sachen, und es wird daher das obige im allgemeinen ausgesprochene Lob erst durch die Anzeige der folgenden, Schinkels spätere Arbeiten enthaltenden Hefte, seine nähere Bestätigung erhalten können.

Das erste Blatt enthält den früheren Entwurf des Wächthauses, welches später in dem Jahre 1817 und 18, nach der auf dem zweyten Blatte gegebenen Composition in Berlin ausgeführt worden ist.

Der besondere Zweck des Gebäudes — um auf den ersten Blick dem Beschauer gehörig entgegen zu treten, verlangte den Ausdruck der Festigkeit und großer Einfachheit. Zugleich sollte es aber doch auch dem Standort überhaupt zur Zierde dienen und sich zugleich als öffentliches Gebäude ankündigen. In wiefern der Architect diesen Forderungen genügt hat, werden wir in Folgendem zu entwickeln suchen.

Die ganze Masse der Fronte des Wächthauses hat die Form eines liegenden Oblongums, dessen Länge sich zur Breite ungefähr wie 3 : 1 verhält. Das Ganze ist ohne sichtbares Dach, mit einem Gesims gekrönt; die Ecken desselben sind mit Thurms- oder Postament-ähnlichen Resalits verstärkt, welche sich zwey Fuß über den mittleren Theil des Gebäudes erheben, und die nebenbey den darauf stehenden trophäenartig

zusammengestellten Armaturen zu Untersätzen dienen. Zwischen den beiden Thürmen in der Mitte des Gebäudes springt die etwas niedrigere Vorhalle vor, deren vordere Seite fünf — wie jede der schmalen Seiten eine — thürartige Oeffnungen hat; diese sind so dicht neben einander gebracht, daß deren Zwischenpfeiler im Grunde quadrat werden, und dadurch fast das Ansehn von freystehenden Pilastern erhalten. Die Vorhalle ist mit einem nach beiden Seiten abhängigen Dache bedeckt, woraus auf der vorderen Fronte ein Fronton hervorgeht; zwischen dem horizontalen Gesims des Frontons und dem Astragal sind — in der Mitte über jedem Pfeiler — Köpfe von Kriegern in hoch erhabener Arbeit angebracht.

Was nun das Verhältniß der Masse der vorderen Fronte betrifft, so erscheint sie offenbar zu sehr gedrückt und schneidet sich dabey zu geradlinigt von der Luft ab; dieß würde schon vermieden worden seyn, wenn die so genannten Thürme auf den Ecken noch mehr erhöht worden wären. Der Architect scheint diese Erhöhung durch die aufgesetzten Trophäen haben bewirken zu wollen; zu diesem Zwecke sind diese aber viel zu mager gehalten. (Hierauf werden wir später noch zurückkommen).

Die Avant-corps bildende Vorhalle hat ein noch gedrückteres Verhältniß als die Hauptmasse, welches durch das ihm ausliegende Fronton auf eine unangenehme Art noch gesteigert wird. — Frontons nehmen sich auf Massen welche mehrmals länger als hoch sind, wie z. B. auf zwölf-säuligen Tempel-Façaden nicht besonders günstig aus, und hier, wo das Verhältniß der Masse eyer noch länger und nicht, wie bey den Tempel-Fronten, durch die vielen dicht nebeneinander stehenden Säulen dividiert wird (wodurch, dem

Auge nach, die Breite verliert und die Höhe gewinnt) muß ein solches nothwendig noch einen üblern Eindruck machen.

Die Thüröffnungen sind mit Gliederungen umgeben, welche deren Bekränzungen oder Gewänder bilden, zugleich die Ecken der vierkantigen Pfeiler abstumpfen und denselben auch das schwerfällige benehmen sollen, welches letzte aber nicht zur Genüge erreicht ist. Ähnliche Abstumpfungen und Verzierungen finden wir häufig an den Pfeilerecken der Gebäude des Mittelalters, deren ganzem Styl aber diese Zierde unstreitig mehr genehm ist, als vorliegendem sonst durchgängig mit Gesimswerk Griechischer Art versehenem Entwurfe. Im Griechischen Styl — der doch unserm Architecten hier vorzugsweise zum Muster gedient hat — müssen alle Hauptbekränzungen consequent durch Gliederwerk vor der Masse vorspringen.

Wenn auch der Schmuck des Frieses — nämlich Schilder mit Kriegerköpfen — an sich passend wäre, so ist es doch keineswegs zu loben, daß sie an dem Orte, an dem sie hängen, einen Theil der Gliederungen des Hauptgesimses verdecken und daselbe dadurch ohne Noth unterbrechen. Auch hängen diese Schilder so wenig motivirt, so sehr verloren und einzeln, und füllen den langen Fries so wenig aus, daß man, sähe man das Gebäude ausgeführt, nicht glauben würde, daß sie ursprünglich dahin bestimmt gewesen. Die Griechen brachten, hauptsächlich um damit das Gebäude würdig und passend zu krönen und auszuschnücken, wohl auch Kränze, Schilder mit Figuren u. in den Friesen, entweder zwischen den durch die Triglyphen gebildeten Metopen, oder auf den glatten Friesen, dicht neben einander an; aber nicht wie in der beyliegenden Beschreibung von diesen gesagt wird, um

die Balkenköpfe damit anzuzeigen. Diese Schilder mit den kolossalen Köpfen χ stehen zu frey und ohne sichtbaren Halt. Selbst an vielen Prachtgebäuden der letzten Jahrhunderte, ist in der Regel nicht versäumt, dem Beschauer die Furcht vor dem Herunterfallen der vorhangenden Zierde zu benehmen. Sie zeigen daher häufig Nägel und Band, oder Blätter- und Fruchtgehänge, woran die Medaillons oder Schilder befestigt erscheinen.

Auf den Nefalits (hier: Thürmen) an den Ecken des Gebäudes stehen, wie auf Postamenten, — wie schon oben bemerkt worden — trophäenartig zusammengestellte Armaturen, welche, wie die Beschreibung sagt, zu diesem Zweck in Kupfer getrieben werden sollten. Solche Trophäen, sind nicht allein sehr passende Ausschmückungen eines Wachthauses, sondern sie hätten auch hier von der besten Wirkung für das Ganze werden können, wenn sie, in der Art der Trophäen des Trajans, massiger und breiter gehalten und von Stein projectirt worden wären, indem dadurch die Ecken des Gebäudes erhöht und die Masse mehr Bewegung erhalten hätte. Die Zeichnung der einzelnen Theile der Trophäen ist geschmackvoll, und die vier, eine jede Trophäe umgebenden, die Waffen zu schützen scheinenden Adler, finden wir sehr an ihrem Plage. Der Zusammenstellung der einzelnen Waffenstücke mit den Adlern können wir aber nicht gleiches Lob ertheilen: die Adler auf den vier Ecken der oberen breiten Deckstufen, der sogenannten Thürme, sind um vieles zu klein gegen die Waffenstücke und stehen auch ganz isolirt von der mittlern Gruppe. Letztere besteht aus einem Brustharnisch in Römischer Form (warum Römische Waffen?) welcher auf einem Bündel Pfeile ruht, über denen auf einem Stab (oder Lanze) ein Helm

hängt; auf beiden Seiten dicht an dem Harnisch stehen einzelne Lanzen perpendicular in die Höhe, und von den Armlöchern des Brustharnisches gehen im rechten Winkel mit letzteren und den Lanzen, zwey kleine Schilder aus, so daß die Totalform des Ganzen kreuzartig erscheint. Die wenigen Waffen sind, obgleich zum Theil in colossalem Maasstabe, nicht im Stande den Raum auch nur einigermaßen auszufüllen, und müssen daher ein Gefühl von Armuth und Magerkeit erregen; auch konnte diese Art der Zusammenstellung nur eine sehr steife Gruppe hervorbringen.

An der untern Kante des Kranzleistens des Hauptgesimses entdecken wir ein kleines Plättchen; es ist aber an diesem Orte offenbar zu fein, und deshalb von gar keinem Effect, auch wegen des Ablaufes des Wassers unzweckmäßig, und so tadeln wir es nicht bloß darum, weil man nichts ähnliches an gleicher Stelle in Gesimsen Griechischer Monumente findet. Zweckmäßig und sogar nöthig wäre das Gliedchen, wenn die vordere Seite des Kranzleistens hätte Sculpturen aufnehmen sollen. Dieser Zusatz gibt also ein neues Bedürfnis. Wer es deshalb an dem Orte ausgeführt sähe, müßte auf die Vermuthung kommen, daß ursprünglich eine Metalldecoration darüber hätte angebracht werden sollen; das obere Plättchen würde alsdann zugleich mit diesem unteren die nöthige Einfassung der Verzierung abgeben haben.

Daß das die Vorhalle bildende Avant-corps mit dem dahinterstehenden Gebäude nicht mittelst durchlaufender Gesimse verbunden ist, möchte wohl einer der größten Mängel des Ganzen seyn. In der Weise ausgeführt, würde die Vorhalle noch weniger wie die am Pantheon in Rom (welche letztere bekanntlich viel jünger als der Hauptbau ist) nicht ursprünglich dazu gedacht, sondern spä-

ter angehängt erscheinen. Hallen, Resalits und andere größere Nebentheile eines Gebäudes müssen wie die Glieder eines organischen Wesens aus dem Hauptkörper motivirt hervorgehen. Es ist davon keineswegs Monotonie und Weichheit zu befürchten, wenn man nur sonst das weite Reich der Formen kennt und gehörig zu gebrauchen versteht. An den Propyläen hat wenigstens der Architect der Flügelgebäude, welche zu einer andern Zeit als der mittlere Theil gebaut zu seyn scheinen, so viel als möglich die Linien der Quaderlagen mit den Gesimshöhen zu aligniren gesucht; woraus zugleich eine verständige Beachtung der Construction sichtbar wird.

Die auf dem Kupfer angebrachten Figuren beleben nicht allein das Bild, sondern geben zugleich den ungefähren Maassstab der Größe des Gebäudes. Durch die auf beiden Seiten stehenden leicht radirten Bäume wird das Gebäude vortheilhaft hervorgehoben.

Die 2te, 3te und 4te Kupfertafel enthält den Plan, die perspectivische Ansicht, so wie auch die Details des später projectierten und dann auch ausgeführten Wachthauses.

Der Plan zu diesem Bau war, wie wir aus der Beschreibung erfahren, bis auf die Vorhalle (welche hier, statt der sechs Pfeiler, Säulen hat) zu dem ersten Project erfunden. Derselbe ist in der Form eines Römischen Castrums, quadrat mit hohen Mauern und Thürmen auf den Ecken etc. gebildet. Das Innere des Gebäudes ist, dem Plane nach, sehr geräumig; die innere Disposition, besonders durch Zuthuung des kleinen Hofes, sehr zweckmäßig, und enthält alle in einem Wachthause erforderliche Piecen, als: eine Officierstube, eine große Wachtstube, ein Arrestzimmer, einige kleine Räume zur Deconomie und eine Treppe, welche zunächst zu dem obern Stockwerk führt.

Von dem Daseyn des letzteren — nämlich des Stockwerks — sagt uns die Beschreibung nicht das Mindeste; wenn aber auch die auf der Seiten-Fassade in der perspectivischen Ansicht sichtbare zweyte Reihe Fenster, wie die erwähnte Treppe, ein solches nicht deutlich genug ausspräche, so würden wir es schon aus der Höhe des Gebäudes gefolgert haben.

Das die ganze Etage, fast die Hälfte der Höhe des Gebäudes, allein zum Haushalt der Wachthabenden bestimmt sey, läßt sich nicht denken. Sie hat also nothwendig zu andern, den Eigenschaften eines Wachthauses fremdartigen Zwecken dienen sollen. Am wahrscheinlichsten ist aber, da nach der Beschreibung diese Räume nicht gefordert waren, daß sie aus der nun einmal von Haus aus angenommenen Architectur, auf folgende einfache Weise entstanden sind: die Säulenweiten mußten wegen des Durchganges der Soldaten mindestens sechs Fuß breit werden; diese bestimmten dann die Stärke der Säulen; die letzte deren Höhe; daraus ergab sich endlich die Höhe des Gesimses und Frontons; der Hauptbau sollte sich über die Vorhalle erheben, und bedurfte — da er ohne Dach — eines Krönungsgesimses u. Auf diese Weise, scheint das Wachgebäude, welches Anfangs, wie wir schon aus dem ersten Projecte ersehen, nur die nothwendige Höhe — welche aus den großen Piecen des Innern hervorgeht — erhalten sollte, dem Architecten unter den Händen zu der bedeutenden Höhe von 42 Fuß gewachsen zu seyn, so daß er zuletzt eine ganze Etage übrig hatte. — Nicht zugehörige Räume in einem Gebäude anbringen zu müssen ist eine verdrießliche Sache für den Architecten, weil sein Gebäude leicht den rechten Character einbüßt, wenn das Außere andere Räume oder Piecen verspricht, als man vernünftiger Weise

im Innern erwarten darf. — Sieht man die geometrale Ansicht des Gebäudes ohne Soldaten auf der vierten Tafel, so wird man es eher für ein kleines Arsenal etwa zum Aufbewahren erobelter Waffen, und bey Nichtbeachtung der Sculpturen für ein Museum, ein Bibliothek- oder Archivgebäude u. halten; denn es verspricht, wenn wir es ganz in dem Sinn der Alten gebaut denken, sehr große hohe Säale, wie sie ein Wachtthaus nicht bedarf.

Aus allem Gefagten geht genugsam hervor, daß die augenommene Architectur für das Object nicht die angemessenste war. Die Bedürfnisse eines jeden Baues sollen die entsprechende Architectur bestimmen, niemals aber soll man — wie hier geschehen — einen Bau in eine von den Griechen zu ganz andern Zwecken erfundene oder gebrauchte ganz ohne Noth einzwängen. — Wie sich unser Architect zu letzterem verleiten lassen konnte, können wir uns um so weniger erklären, da wir ihn in dem ersten Project auf ganz richtigem Wege gesehen haben. Die Uebel, welche wir am ersten Entwurfe gerügt, hätten leicht vermieden werden können, ohne daß es nöthig gewesen wäre, deßhalb in neue weit größere zu verfallen.

Betrachten wir nun noch die Architectur des Gebäudes an und für sich, ohne weiter den Zweck desselben zu berücksichtigen.

Was die Formen der Haupttheile der vorderen Fassade betrifft, so stehen sie sämmtlich in einem bedeutend edlern Verhältniß als in dem ersten Project. — Das eigentliche Gebäude ist ohne sichtbares Dach durch ein reiches Gesimse, über welchen eine Attike steht, gekrönt. Die prächtige Vorhalle, aus sechs Griechisch-Dorischen Säulen mit Gebälk und Fronton bestehend, ist in der Art der Griechisch-Dorischen sechsäuligen Tem-

pel-Fagaden entworfen, nur mit dem Unterschiede, daß das Gesimswerk in etwas davon abweicht. Die Zwischenweiten der Säulen stehen in einem sehr guten Verhältnisse mit der Stärke der Letzteren. Wir erkennen dabey die Richtigkeit des Gefühls, welche den Architecten geleitet, daß er sie gerade so breit und nicht breiter — obgleich der Durchgang nicht leicht zu viel Deffnung erhalten konnte — gemacht hat. Die Säulen selbst sind den schlankern dieser Ordnung, wie sie von den Griechen im Perikleischen Zeitalter gestaltet wurden, nachgebildet. Die Wahl ist in der That vortrefflich. —

Von dem darauffliegenden Gebälke, können wir nicht ein gleiches rühmen; denn wenn auch die Höhe desselben dem Ganzen angemessen ist, so entbehren wir doch die schöne und der einmal angenommenen Ordnung eigenthümlich angehörende Zierde der Triglyphen höchst ungern, und finden dieß, zu der ernstern Ordnung sehr passende, ja man kann wohl sagen fast nothwendige Ornament, durch die über jeder Säule angebrachten, geflügelten und flatternden kleinen Victorien, nichts weniger als ersetzt. Es ist stets eine gefährliche Klippe für den Architecten, der die von den Griechen geschaffene Formen anwendet, wenn er bedeutende Theile, ohne ein Aequivalent dafür an den Platz zu bringen, wegläßt. — Auch hat das Griechisch-Dorische Hauptgesims einen bedeutenden Verlust erleiden müssen, indem man ihm die Dielenköpfe mit dem schönen Schmuck der Tropfen, dann noch dem Kranzleisten, dem Haupttheil des Gesimses, viel von seiner nöthigen Stärke, und damit auch seine Dominanz vor den andern Gliedern geraubt, so daß, wenn wir auch den Zusatz des Gliedes unter dem Kranzleisten — nämlich den Streif mit seiner Decoration, dem Labyrinth — zum Kranzgesims rechnen, wir das

demselben Genommene kaum zum kleinsten Theil wieder gegeben finden. — Die Victorien im Fries mit ihren Flügeln, reichen Gewändern, Kränzen und Gehängen, haben so viel kleine Details (dabey eine fast flatternde Bewegung) daß sie dadurch gar zu leicht werden, was an diesem Orte besonders unpassend ist. An dem Griechischen Monumente des Thrasyllus, findet man wohl auch am Platze der Triglyphen, über den Dorischen Pilastern oder Anten, leichtere Verzierungen in Form von Kränzen; diese feinen freystehenden Dorischen Anten haben aber auch nicht den großen Ernst der Säulen dieser Ordnung, und deren Gebälk ver trägt deßhalb schon eher feinere Gliederungen und Zierden. Dabey füllen auch diese Kränze — indem sie dicht neben einander hängen — den Fries wie eine zusammenhängende Arabeske aus, wodurch der sehr störende Kontrast, welchen ein langes Stück glatter Friesmasse neben einer überaus leichten isolierten Decoration hervorbringen muß, vermieden worden ist. Wenn auch die Victorien — die gewiß nicht an jedes Wächthaus passen, und an diesem nur zu entschuldigen sind, weil es kurz nach so großen und folgereichen Siegen erbaut wurde — in dem Fries prangen sollten, so würden sie sich zwischen Triglyphen in Metopenfeldern auf Schildern in mehrfacher Hinsicht besser ausgenommen haben. Dabey hätten aber noch die allzu kleinen oben angeführten Details weggelassen werden müssen. Wir verweisen hierbey wieder auf die Beyspiele welche uns die Griechen geben, wo wir nämlich in den Feldern welche Figuren zulassen, z. B. in den Metopen, Giebeln und Friesen u. stets fast völlig nackte Figuren, in mehr ruhiger, fester, statuarischer Stellung antreffen.

Unter dem Bande des Architravs, ist wie am schon erwähnten Monumente des Thrasyllus, die

lieblichste Zierde der Tropfen, welche man sonst an Dorischen Monumenten, unter den Triglyphen wahrnimmt, ununterbrochen durchgeführt. — Das sehr geistreich gedachte Basrelief im Fronton, stellt einen Kampf dar. Eine in der Mitte stehende Victorie entscheidet für den rechts kämpfenden Helden; links ist dargestellt letzte Anstrengung, Aufmunterung zum Kampfe, Flucht, Raub und Schmerz der Familie, die ihr Schicksal erwartet; rechts sieht man Ueberwältigung und Trauer um einen gefallenen Helden. Wir finden das Basrelief in jeder Hinsicht an seinem Platz, und die große Anzahl Bilder füllen den für ein Basrelief stets ungünstigen Raum, ohne deshalb Verwirrung zu erregen, gehörig aus. Nur ist das Ganze zu dieser Ordnung ein wenig zu reich. Die Zeichnung des Einzelnen ist nicht durchgängig so gut: wie wir sie von Schinkel zu erwarten berechtiget waren; am Mangelhaftesten darin scheint uns das rechts im Vordergrunde stehende Pferd.

Die eben im Detail beschriebene Vorhalle, hat mit dem Gebäude, an welches sie sich anlehnt und dem sie zugehört, nicht mehr fühlbaren Zusammenhang, als im ersten Project, und es gilt deshalb hier dasselbe, was wir schon oben über eine solche Verwahrlosung gesagt haben. — In der perspectivischen Ansicht auf der zweyten Platte fällt es erst recht unangenehm in das Auge, wie sich die Gesimsglieder des Gebälks des Portikus glatt an der Wand abschneiden und durchaus in keiner Verbindung mit dem eigentlichen Gebäude stehen. In späteren Werken hat unser Architect selbst diesen Uebelstand — das schroffe Abschneiden bedeutender Gesimse — vermieden, und nicht allein die vollständigen Gebälke seiner Portiken, sondern sogar die Gliederungen der Capitaler und der Basen durchgeführt. — Auch wird auf diesem

Blatt der Contrast, den die reiche Architectur des Portikus mit der hohen glatten Masse des übrigen Gebäudes macht, recht fühlbar. Die Fenster der Seiten-Fassade, welche wahrscheinlich willentlich unscheinbar haben bleiben sollen, um den Mauern eines Römischen Castrums ähnlicher zu werden, nun aber doch einmal da sind und nöthig waren, sind nicht wie alle übrigen Haupttheile des Gebäudes bekleidet und eingefast; die Bekleidung der Fenster wäre hier in zwiefacher Hinsicht nützlich gewesen; erstens wäre dadurch mehr Uebereinstimmung — welche nicht hervorgehen kann, wenn man einem Theil, neben andern reich bekränzten, rohe Kanten läßt — entstanden, und zweitens würde sie der hohen kahlen Wand sehr zu statten gekommen seyn. Letztere Mängel scheinen ebenfalls hauptsächlich in der vorgefaßten Lieblingsidee des Architecten, dem Gebäude Aehnlichkeit mit einem Römischen Castrum geben zu wollen, ihren Grund zu haben. Hier finden wir schon wieder, wie oben bey dem Portikus, einen Bau, in eine von den Alten zu sehr verschiedenen Zwecken gewählte Bauweise, eingezwängt, die hier doch nicht einmal ganz durchgeführt werden konnte — da das Gebäude nach Außen, der Beleuchtung wegen, eine mit vielen Fenstern durchbrochene Mauer erhalten mußte — wodurch also der Hauptzweck, den die Römer hatten, es so und nicht anders zu gestalten, nämlich dasselbe wie eine Festung vertheidigen zu können, sich von selbst aufhebt. Es ist also hier dieß Verfahren um so weniger zu billigen, da es so in eine durchaus leere Form ausartet.

Die zwey übereinander rings um das Gebäude laufenden Sockel, mit ihren Gliederungen, haben gute Höhen unter sich, und auch ein gutes Verhältniß zu der ganzen Höhe des Gebäudes. Auch

ist das reiche Sockelwerk zum Peristyl und Hauptkrönungs-Gesims sehr passend erfunden; und die wenigen Linien desselben, welche mit den Füßen der Anten in eins laufen, wirken — weil sie die einzigen sind, welche den sonst detaschirten Portikus mit den Linien des übrigen Gebäudes verbinden — sehr wohlthätig auf das Auge.

Das Gesims, welches das Gebäude krönend rings umläuft, stimmt gleichfalls rücksichtlich des Reichthums zur Vorhalle, nur sind die Tragsteine desselben mit letzterer nicht im Styl. Die vordere Seite dieser Tragsteine ist, besonders nach oben wohl geformt und geschwungen, und ist mit Stäbchen, Hohlkehlen und Riemchen schön gegliedert; um so unangenehmer ist aber, daß sich diese Steine nach unten, völlig im Gegensatz mit der schönen Schwingung nach oben, höchst unmotivirt ausglätten, und in einer scharfen Kante endigen. Sollten sie nun aber einmal nicht in eine Bindung, wie wir sie an Trag- oder Schlußsteinen der alten und guten neueren Gebäude sehen, auslaufen, so hätte sich wenigstens das Ende derselben sowohl, als deren Gliederungen unter irgend einer Sculptur verlieren sollen. Noch weniger zu loben sind die Seiten dieser Tragsteine; sie stimmen weder rücksichtlich des Styls, noch des Reichthums, mit der vorderen geschwungenen und gegliederten Ansicht derselben, und schließen sich nichts weniger als schön an das in den Zwischenweiten fortlaufende Gesims an; es ist hier der Schnörkel und der Blätter zu wenig, und es hätte Aehnliches wie am Schlußsteine des Triumpfbogens des Titus, wenn auch etwas weniger voll und reich, bis an das Gesims, dem sie anhängen, auf der glatten Fläche ausgedehnt werden müssen, alsdann würde diese zugleich der vorderen Seite gehörig entsprochen haben. — An

der untern Kante des Kranzleistsens finden wir wieder ein feines vorstehendes Gliedchen, hier in Form eines Rundstäbchens. Dies Gliedchen ist aus denselben Gründen — wie oben das Plättchen am Hauptgesims des ersten Project's — nichts weniger als an seinem Platz.

Die Attike über dem Haupt-Krönungsgesims hätte im Verhältniß zum Gebäude um einiges höher gehalten werden können; namentlich hätte die Fläche oder der Streif zwischen deren Sockel und Gesims die doppelte Höhe füglich zugelassen.

Schließlich müssen wir noch der Fenster und der Thüren in der vorderen Fassade gedenken, deren sehr bedeutende Größe und ganz besondere Höhe ebenfalls aus der — zu manchem andern schon oben angeführten Nachtheil — angenommenen Architectur hervorgegangen ist. Wenn auch die Fenster zwischen den Pilastern, hinter den Säulen, bis unter die Decke reichen mußten, um durch ihren oberen Theil die Piecen des, in der vorderen Fassade aus Gründen versteckten zweiten Stockwerks mit beleuchten zu können; so konnte doch die Thür einer solchen Höhe entbehren, und hätte der Form wegen nothwendig niedriger gehalten werden müssen; wozu es auch ohne gegen Styl und Geschmack zu verstoßen nicht an Mitteln fehlte. — Die unproportionirte Thür von ein und zwanzig Fuß Höhe und sechs Fuß Breite, gewinnt nicht allein nichts durch die übliche, auch hier angewandte Decoration der Füllungen, sondern stellt sich dem Auge selbst noch höher dar, und verliert dadurch überhaupt das hier vortheilhafte Unscheinbare.

(Die Fortsetzung im nächsten Stück.)

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

8. Stück.

Den 13. Januar 1827.

B e r l i n.

Fortsetzung der Anzeige der Sammlung architektonischer Entwürfe von Schinkel. 1819.

Die Postamente welche zu beiden Seiten vor allem zu wenig motivirt stehen, und die Statuen von Scharnhorst und Bülow tragen, haben im Ganzen ein passendes Verhältniß zum Wachthaus mit dem sie Gruppen bilden; nur würde man lieber die unter dem doppelten hohen Sockel liegende, ringsum weit vorstehende Unterlage entweder in Stufen umgewandelt, oder wenigstens die obere Fläche derselben stark, abgechrägt oder mit einem sogenannten Wasserfall begabt gesehen haben, weil dadurch bey dem Betrachten ein sanfteres Steigen des Auges leicht begünstigt und vermittelt worden wäre. — Die Stufen hätten dann noch den Vorzug gehabt, daß sie dem Beschauer der allegorischen Basreliefs, welche auf den vier Hauptflächen des Postaments befindlich, behülflich geworden wären.

§

Die 5te Platte enthält die perspectivische Ansicht des Entwurfs zum Ausbau des Rathhauses in Berlin, wozu der Plan eines Geschosses auf dem 4ten Blatt gegeben ist. Der Plan zum untern Geschoss, welchen wir wohl gewünscht hätten, ist nicht beygefügt, wir hegen aber die Vermuthung, daß der Neubau desselben von dem uns mitgetheilten, zum 3ten Sockwerk Gehörigen, im Wesentlichen nicht abweicht. Aus dem Aufrisse geht hervor, daß die Haupttreppe darin — was wir sehr passend finden — dem Haupteingange gegenüber gelegt worden ist, und daß dieselbe mittelst zwey großer, durch einen feinen Pfeiler getrennten, Fenster, welche in der Hofwand angebracht sind, gut beleuchtet ist; ein mehreres können wir davon nicht berichten. — In dem zum größten Theil gegebenen Plan des 3ten Geschosses bewährt unser Architect eine besondere Geschicklichkeit im Distribuiren eines gegebenen Raumes; wir finden den Neubau mit dem Bestehenden so gut vereinigt, und die winkligen Räume, welche durch das, wie die Beschreibung sagt, nöthige Abstumpfen der Ecken entstanden, so zweckmäßig benutzt, daß lauter ganz regelmäßige und geräumige Piecen entstanden, welche auf die vollkommenste Weise unter sich verbunden sind.

In der perspectivischen Ansicht gewährt die größtentheils neue Fassade mit den zwey zugefügten Thürmen eine recht malerische Ansicht, wozu nicht wenig beiträgt, daß der Augenpunkt des, nach zwey sich im rechten Winkel durchkreuzenden Straßen, frontmachenden Gebäudes, gerade auf der Ecke — welche im neuen Plane ein wenig abgestumpft — genommen ist, wodurch sich das Ganze symmetrisch pyramidirt. —

Es kann hier nicht davon die Rede seyn, in

wie fern unser Architect bey Entwerfung dieses An- oder Zwischenbaues an ein Rathhaus, in dem Charakter geblieben ist, den ein solches Gebäude, wenn es ganz neu und auf einem weniger beschränkten Plage erbauet werden soll, mit sich bringt, sondern wie er dasselbe zweckmäßiger seiner Bestimmung mehr nachkommend und übrigens künstlerischer vollführt und gestaltet hat.

Was die erste dieser Forderungen betrifft, so hat er sie, wie wir aus dem Plane ersehen, ohne Zweifel bestmöglichst erfüllt. Der zweyten mehr genügen zu können, fehlte es ihm an Raum, indem er sogar das Unentbehrlichste wie z. E. Vorplatz und Vorhalle u. fehlen lassen mußte; und bey allem dem ist dennoch zu gestehen, daß er wahrlich viel aus dem Gebäude gemacht, und ihm ein bedeutend stattlicheres und einem öffentlichen Gebäude entsprechenderes Ansehen gegeben hat. In welchem Grade er der dritten Forderung entsprochen, wird sich aus Folgendem ergeben, worin wir die Formen und den Charakter der zugefügten Theile, ob sie unter sich und mit dem Ganzen harmonisch sind, einer genauen Prüfung unterwerfen.

Die Höhen der Stagen, und die Fenster-Sohlbalklinie sind, wie sich erwarten ließ, durchgängig beybehalten. Der Architect hat aber dahingegen, um größere und doch gut proportionirte Fenster in dem 2ten und 3ten Geschoß des Neubaus zu erhalten, ohne dadurch die obere oder Fenster-Sturzlinie der Flügel auf eine unangenehm störende Art zu unterbrechen, halbkreisförmige Bogen aufgesetzt, welches hier schon aus dem Grunde zu billigen ist, weil bereits im untern Stock des Altbaues runde Fenster vorkommen, die denn auch besser wie viereckige in eine quadrirte Wand passen. Die Varianten von run-

den Fenstern im untern Geschoß des Neubaus hingegen vermögen wir, auf keine Weise zu entschuldigen. — Die Pfeilerchen zwischen den erwähnten halbkreisförmigen Fenstern des Neubaus erscheinen in einer, hauptsächlich durch die großen Quadrirungen (*bossage à angle*) scheinbar sehr massiven Wand um Vieles zu schwach. In den Quadrern welche zugleich Fenstersohlbänke bilden, sehen wir perpendiculare Stoßfugen andeutende Einschnitte (*anglets*); da nun nicht allein diese Fugen-Vertheilung, wegen des Drucks der Pfeiler, gegen die richtige Construction verstößt, und wenn es wirklich offene Fugen sind, dem Gebäude durch Einziehen der Feuchtigkeit, des Regens, des Frostes ic. Nachtheil verheissen, so wie auch dem Auge diese Durchschneidung eines Steines (den wir überall der Natur desselben gemäß aus einem Stück gebildet sehen) nichts weniger als angenehm erscheint, so finden wir die Eintheilung der Quadrirungen so unvortheilhaft, als verwerflich. — Das ungewöhnlich schwere Gesims mit seinen starken Tragsteinen, würde sich unfehlbar zu der hohen und großquadrirten Wand sehr gut gemacht haben, wenn diese weniger mit großen und nahekehenden Fenstern durchbrochen und geschwächt wäre. Jenes Gesims liegt auch so dicht auf den runden Fenstern des dritten Geschoßes des Neubaus, daß es nicht allein die Bogen einzudrücken, sondern auch die feinen Pfeilerchen zwischen den Fenstern zu zerbrechen droht. Dazu hat es unserm Architecten noch gefallen, auf dies schwere fast sieben Fuß starke Gesims fünf Fuß hohe Zinnen zu setzen, wie wir sie an einigen Stadthäusern und andern Gebäuden des Mittelalters sehen, die, weil sie eine Art von Schießscharten haben, bey Gelegenheit einer Vertheidigung von Nutzen gewesen seyn mögen. —

Die Zinnen stehen eben so weit vor, wie der Kranzleisten des Gesimses, welches auf den großen Tragsteinen ruhet. Wir sehen hieraus daß schon diese weit über das Gebäude vorragenden Zinnen solche Tragsteine bedingt haben würden, wenn auch sonst der Architect nicht gerade geneigt gewesen wäre, eine so sehr schwere Decoration auf die so oft durchbrochene Wand und niedrige Etage zu setzen. Da hier natürlicher Weise die Zinnen nur den Zweck haben sollen, eine Brustwehr oder Gallarie für die von einem Thurme zum andern Gehenden zu bilden, so hätten sie um vieles leichter und niedriger gehalten, und alsdann auch das Gesimse und die Tragsteine um so viel schwächer seyn können; das Gebäude oder eigentlich die schwachen Pfeiler worauf dieses enorme Gesims liegt, würden dann nicht unter der Last zu erliegen scheinen; ein mächtiges Gesims zur Krönung eines Gebäudes, kann neben seinem sonstigen Zweck allerdings zu einer großen Verschönerung gereichen — wir sehen dieß an vielen guten älteren und neueren Gebäuden, und führen namentlich das am Farnessischen Palaß als Beispiel an; — es giebt aber in Allem eine Gränze, und man muß vor Allem die scheinbare Stärke der Wand eines jeden Gebäudes genau berücksichtigen, welches aber hier durchaus nicht geschehen seyn kann. Das Gesimse hat nämlich die volle Hälfte der Höhe der ganzen Etage, dazu kommen die Zinnen, welche eben so weit vorragen als der Kranzleisten des Gesimses ausladet, und dazu beitragen, das Gebäude in der Art, wie der Kinnleisten über dem schrägen Gesimse des Frontons bey Griechischen Tempelgebäuden, und die Ziegelfronten auf eben denselben mit zu couronniren, dergestalt daß diese Total-Krönung die volle Höhe des sehr durch-

brochenen Geschoßes worauf es ruhet einnimmt. Bey dem Pallast Farnese hat das Gesimse das Ultimatum von Höhe zum Geschoß, und erreicht doch noch nicht einmal — selbst mit dem Fries — den vollen dritten Theil desselben. Auch die Wand ist dabey um mehrere Male weniger durchbrochen.

Die Thürme erheben sich noch um eine Etage-Höhe über das Gebäude, haben beide große Uhrzifferblätter, sind nach den beiden sichtbaren Seiten ohne Fenster oder Schallöffnungen — wodurch jedenfalls der Ton der Glocken wohl ein wenig leiden möchte — und haben ganz ähnliche Krönungsgesimse und Binnen wie das Gebäude. Die Thürme scheinen hier nur dazu zu dienen, die Uhrwerke und Glocken zu fassen, und die Zifferblätter zu tragen, und nicht wie die der älteren Rathhäuser auch die Bestimmung zu haben, das Gebäude von weitem anzuzeigen und zum Observatorium über die Stadt zu dienen. Daß zu letzterm Zweck die Thürme der Rathhäuser geeigneter und passender seyn möchten als die der Kirchen, bedarf keiner weiteren Ausführung. (Auch würden wir, wenn Thürme solche Observatorien abgeben sollen, unmaßgeblich rathen, ein Gebäude stets nur mit einem Thurme zu versehen, es möchte sonst im besonderen Falle der eine leicht Hinderniß des andern werden.)

Den aus Gußeisen konstruirten Altan finden wir, wenn auch manches Einzelne wie z. B. die Tragsteine desselben an und für sich sehr schön sind, durchaus nicht im Styl mit dem Uebrigen. Der Architect hat bey Entwerfung desselben letztere so wenig im Auge behalten, daß dadurch an ein und demselben Werke Muster von Leichtigkeit und Schwere entstanden sind.

Fühlte nur ein Jeder wie wenig die Kunst solche Contraste verträgt, deren Hauptregel in der Uebereinstimmung alles Einzelnen zum Ganzen besteht. Alle Völker welche die Kunst aus ihrem Innern geschaffen, haben diese Harmonie gefühlt und gewahrt, nicht etwa die Griechen allein, wenn schon am vollkommensten und glücklichsten; auch finden wir schon die rühmlichen Belege hinlänglich in den Werken unserer Vorfahren *). Eine solche Zusammenwürfelung von heterogenen Formen und Materialien sollte stets, wo es nur immer möglich, vermieden werden. Eisen eignet sich überhaupt zu allem Andern mehr, als zum Ersatz für Stein. — Man sieht an dem Altan die kleinlichsten Zierden welche je aus Stäbchen, Blätter- und Rankenwerk gebildet worden sind. Gewiß würde an diesem Ort ein Balcon von Stein bestehend aus Platten, auf einfach geschwungenen Tragsteinen liegend, mit einer Brustwehr, Balustrade oder Steingitterwerk versehen, ungleich passender gewesen seyn, mehr zur Verschönerung des Ganzen beygetragen und eben den großen Nutzen gewährt haben, daß sie unten vor dem Gebäude statt der fehlenden Vorhalle einigen Schutz geboten, und bey Bürgerfesten oder Versammlungen zum Heraustrreten etwaiger Sprecher gedient haben könnte.

Die am meisten vernachlässigte Form am ganzen Gebäude ist unstreitig die weite Thüröffnung des Neubaues, welche zum Haupteingang dient; wir würden zur Vermeidung einer so unschönen Form, lieber zwey oder drey Thüröffnungen neben einander gesehen haben.

*) Siehe meine Rec. über Boisseree's Werk. Gött. Gel. Anz. v. 23. Jul. 1825.

Sämmtliche architectonische Zeichnungen sind auf den fünf Platten sehr rein und nett vom Herrn Susmihl in Darmstadt, welcher sich schon bey ähnlichen Gelegenheiten als einer der besseren Architectur-Kupferstecher bewährt hat, in Contour gestochen. Wir sehen daraus, wie man sich in den letzten Jahren in Deutschland bestrebt hat, es den Franzosen gleich zu thun und berichten mit Vergnügen, daß sie den Arbeiten der Normann's und Undern au trait-Stechern in Paris, fast durchgängig gleich kommen.

Von den kleinen Versehen, welche sich entweder Zeichner oder Kupferstecher hat zu schulden kommen lassen, wollen wir nur das Auffallendste und Störendste anführen, nämlich: auf dem vierten Blatt am geometralen Aufriß des Wachthauses, die Weglassung der unteren Gliederungen und des Labyrinthstreifs am Hauptgesimse des Peristyls, wodurch das schon stark geschwächte Gesims noch viel unscheinbarer wird.

Das sechste Blatt enthält die Idee zu einem Denkmal, welches die Thaten des Preussischen Volks, vom Jahre 1813 — 14 — 15, verewigen und mit welchem — wie der Architect in der Beschreibung sagt — „um das Lebendige der Anlage zu erhöhen, ein Brunnen mit einem stets ausströmenden Wasser“ verbunden werden sollte. — Der Genius Preussens thront in der Mitte über dem Ganzen mit geschwungenem Flammenschwerdt (dessen Hest in Form des während des Kriegs gestifteten eisernen Ehrenkreuzes) und ausgebreiteten Flügeln, auf einem mit Adlern gezierten Thronessel; auf seinem Haupte, über dem Helm erhebt sich wie im Aufzug, das die Begeisterung andeutende Flügelpferd; der Brustharnisch ist mit dem Bilde des rächenden Engels geschmückt, welcher eine Junter

seinen Füßen liegende menschliche Figur mit einer Lanze durchbohrt; auf den Achselnschildern hat er den Wappenadler Preußens und auf dem herabhängenden Gürtelband sind die vielen glänzend errungenen Siege personificirt dargestellt. — Zu dem Throne führen, einige in Kreis um denselben liegende Stufen, auf einem rings um vorspringenden Untersatz. Auf letzterm oder wie der Verfasser (unser Architect) sagt „am Fuße des Thrones liegen in vier Gruppen: Die Wissenschaft und die Kriegskunst; die Religion und die schöne Kunst, das Gesetz und die Freyheit, der Ackerbau und der Handel“ und sind, ob sie gleich ungefähr drey-mal kleiner als der thronende Genius, noch über doppelte Lebensgröße; wonach man zugleich die Colossalität der letztern ermessen kann; die genannten Figuren ruhen auf Schnörkeln, zwischen welchen sich die vier wasserausströmenden Delphine befinden. Die Räume zwischen den vier Gruppen sind mit niedrigen Schnörkeln ausgefüllt — welche letzteren in der Art umgekehrter corinthischer Sparrenköpfe — die von den Füßen der Figuren ausgehen, zwischen welchen kleine Genien stehen, wovon ein jeder eine Inschrifttafel in Beziehung des darunter befindlichen Gegenstandes trägt. (So stehen z. B. auf der Tafel desjenigen, welcher über der Vorstellung des Aufrufs zum Kampfe angebracht ist, dieselben Worte des Aufrufs, welche der König im Jahre 1813 ergehen ließ.) — Zwischen dem Deckgestims — auf dessen Stirn eine „Haupt = Inschrift“ umläuft — und dem Sockel in der ganzen Höhe des Tambour des Untersatzes, sind vier große Basreliefs, welche durch die, von den Genien gehaltenen Inschrifttafeln getrennt, und worin: der Aufruf zum Kampfe, der Kampf selbst, die siegreiche Hetze

kehr, die Früchte des Sieges im Frieden, dargestellt sind. Der Wasserstrahl, aus dem Machen der Delphine, fällt vor den eben erwähnten Inschrifttafeln herunter und wird von den dreypiertelkreisrunden, sich an das Sockelwerk anschließenden Becken, aufgenommen; von da ergießt sich das Wasser in das kreisrunde, rings um das Ganze sich ziehende Bassin oder Reservoir, welches sich zur Brüstungshöhe über dem Becken erhebt.

Unser Architect fand sich bey dem Entwerfen dieser Aufgabe gewiß recht in seinem Elemente, da er seiner Phantasie, indem er große Thaten darzustellen hatte, den vollen Zügel lassen konnte; und wir sagen von dem Werthe der Ausführung dieser Aufgabe nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß selten eine so großartige und faßliche Allegorie für die Architectur gedacht worden ist! und daß dieß Monument der Stadt Berlin zu einer der ersten Zierden gereichen würde.

Was die Zusammenstellung des Ganzen und die Formgebung an den einzelnen Theilen oder eigentlich das künstlerisch-architectonische des Werks betrifft, so finden wir vor Allem die Masse ein wenig gedrückt, wozu der colossale Genius — welcher obgleich sitzend viel mehr Höhe hat als der ganze Untersatz — nicht wenig beiträgt. Eine schickliche Erhebung dieser Figur in minderer Größe würde dem Genius selbst, wie auch dem ganzen Monumente, sehr zu statzen gekommen seyn. Dabey hätten auch die für das Großartige des Throns und für die thronende Figur gar winzigen Stufen die den Sitz umgeben, vermieden werden sollen. — Die vier umher lagernden Gruppen haben einen so schmalen Raum und außerdem ein so schlechtes Lager, daß sie höchst unsicher und mehr in der freyen

Luft schweben, als auf den Schnörkeln — welche doch, wie es scheint, zur Unterstützung der Figuren dienen sollten — ruhend erscheinen; (daß mangelhafte Aufrufen auf den ärmlichen Schnörkeln und dem schmalen engen Raum macht einen Eindruck von Unruhe auf den Beschauer und erinnert an die Figuren welche man im vorigen Jahrhundert auf die Giebelspitzen der Häuser legte, die stets herabzustürzen drohen.) Nebenbey ist die Position dieser, die Stände personificierenden Figuren, eben keine sehr würdige, wozu sie wohl leicht durch eine ruhigere und mehr sitzende Haltung hätte werden können. Einem Flußgott, einer Nymphe u. würde eine solche Lage eher gestanden haben.

Die von den Füßen der Figuren ausgehenden Schnörkel scheinen nicht allein die Bestimmung zu haben, die Leere zwischen den Gruppen ausfüllen zu sollen, sondern auch dabey die Gruppen gleichmäßiger und besser zu pyramidiren. Die Schnörkel schließen sich aber weder geschickt noch gehörig motivirt an die Figuren, oder an sonst etwas an. Solches Blätter- und Schnörkelwerk kann überhaupt, wenn es so halt- und schlusslos liegt, an dem Ort und in der Form gar nicht natürlich hervorgegangen seyn, und uns daher zum Beweis dienen, daß sich unser Architect keine gehörige Rechenhaft bey dem Anwenden dieser Decoration gegeben hat. Umgekehrt würde diese Zierde eher an dem Orte haben bestehen können, nämlich: wenn die Postamenten worauf die Tafeln tragenden Genien stehen, höher gehalten und die hohe Seite der Schnörkel sich daran angeschlossen hätte. Alsdann hätten sie zwar weniger zur Formierung der Gruppen beygetragen, aber naturgemäßer sich gestaltet, wie wir es in den Werken der A.

ten an ähnlichen Orten wahrnehmen. Wie kann eine solche starke Biegung eines Blattes oder Stengels entstehen, wenn es nicht durch einen Anstoß oder Druck veranlaßt wurde. Wir sehen hier nur ein Hervorgebrachtes, aber keine Ursache. Wie viel weniger Genuß würde z. B. unserm Auge die schon an sich außerordentlich schönen Bindungen der Schnecken am korinthischem Kapitäl gewähren, wenn wir sie nicht durch die scheinbare Berührung des Abacus und der Blätter unausweichlich bewirkt, und auf diese Art die Umbiegung bedingt sähen. — Die vordere Seite der viel besprochenen Schnörkel ist wohl ein wenig zu arm und mager; die Endigung — an dem Orte, den gewöhnlich sehr passend eine Rosette ziert — in einen Adlerkopf, nicht sehr ansprechend, eher wohl hart und gesucht. —

Die vier Genien tragen auf eine sehr passende Weise dazu bey, den Vorsprung des egalten Untersasses gleichmäßiger zu couronniren. — Unter dem Wasserstrahl hätte man wohl nichts weniger als eine Inschrift erwartet. Denn wenn der Strahl, welcher aus dem Rachen der Delphine (wovon der eine in der Mitte eher das Ansehn eines Fisches hat) hervorgeht, so stark ist als er hier angegeben worden, und als er auch seyn muß, wenn er das Becken in das er strömt einigermaßen anfüllen und überhaupt nicht meskin erscheinen soll, so möchte man wohl schwerlich dahinter noch Worte erkennen können. Zu beiden Seiten der Inschrifttafeln stehen wiederum Genien in einer andern und zwar nochmals geringeren Größe als die zuletzt oben angeführten. — Es befinden sich überhaupt an diesem einen Werke Figuren von fünffach verschiedenem Maasstabe. Wenn es nun auch erlaubt ist, an einem und demselben Bau-Werke, woran auch

menschliche Individuen figurlich dargestellt sind, noch überfinnliche, so wie auch Länder, Völker, Stände, Flüsse zc. bezeichnende Figuren, von den Erstern in Größe verschieden zu halten, so darf es doch auf keine Weise mit Wesen gleicher Gattung geschehen, wenn die einen nicht gegen die andern winzig, zwergartig oder wie Embryonen der Andern ausseh'n sollen.

Die vier Basreliefs, welche den niedrigen Lambour des Untersafes zieren und ausfüllen, sind zwischen dem Gesims und Sockel ein wenig zu sehr eingeengt. — Dem wenigen nach, was hier in der perspectivischen Ansicht des Monumentes sichtbar ist, erscheint uns die Composition, so wie die Gruppierung im Allgemeinen durchaus vorzüglich und entspricht der würdigen Meinung, welche wir von dem Maler-Talent unseres geistreichen Verfassers haben.

Das außerordentlich hohe Sockelwerk, welches wahrscheinlich des Wasserbeckens wegen so bedeutend geworden, und dessen Gliederungen — wie wir sonst gerne sehen — auch um den Sockel haben durchlaufen sollen, um die Becken an den Untersaf zu attachieren, würde, wenn wir es allein sähen, einen viel höheren Aufsatz versprechen: was von selbst den Beweis gibt, daß das eine zu hoch oder das andere zu niedrig gehalten ist. Um so mehr scheint eine größere Höhe des Lambour des Untersafes wünschenswerth. — Seine Niedrigkeit wenigstens oberhalb zu vermeiden, würde hier zwischen dem Basrelief und dem Deckgesimse ein sogenannter Hals, wie man ihn an reichen Postamenten oder Säulen-Capitäl'n sieht, von wohlthätiger Wirkung gewesen seyn *).

*) Wir sehen hierbey voraus, daß die Wasser-Reservoir im Schlosse, welche dazu bestimmt sind, die

dadurch unfehlbar der ganze Untersatz gewonnen haben, und zweitens der Druck, welchen das dicht aufliegende Gesimse mit Aufsatz, auszuüben scheint, vom Basrelief abgewendet worden seyn. Nebenbey hätte alsdann die Hauptinschrift nicht auf die Stirn des Kranzleistens des Deckgesimses gebracht zu werden brauchen, und die nöthige Ruhe, welche hier, ein aus einfachen Gliederungen ohne Decoration bestehendes Gesims — zwischen dem Basrelief und dem reichen Figuren- und Schnörkel-Aufsatz — hervorgebracht haben würde, ist durch die Weglassung diesem Theile des Monumentes ohne Noth entzogen. Wir sehen hier denselben Fehler, den sich die späteren Römer und neuerdings die Franzosen noch jetzt, oft zu Schulden kommen lassen, nämlich: daß durch die Zusammenreihung vieler reicher Zierden an einem Ort, eine die Augen verwirrende, und jeder einzelnen Zierde nachtheilige Fülle entsteht.

Der Stich des Blattes und besonders der Figuren nach der Handzeichnung von Schinkel, ist — einen geringen Fehler der Perspective an dem Wasserbecken abgerechnet, und abgesehen von der etwas steifen Behandlungsart des Wassers — ausgezeichnet fleißig (von Ferdinand Berger in Berlin) ausgeführt, und wir wissen unserm Architecten besondern Dank, daß er die Platten alle zu seinem Werke von Kupferstechern die der Sache gewachsen, verfertigen läßt.

An der Ausführlichkeit und Genauigkeit unserer Anzeige erkennt der von uns auch persön-

Fontainen zu speisen eine solche Erhöhung des Ausflußortes erlauben. Sollte aber dieß nicht der Fall seyn, so konnte der Zusatz des Halses ganz ohne Hinderniß und unbeschadet des guten Verhältnisses auf Kosten des Sockels geschehen.

lich so hochgeschätzte Verfasser, wohl am sichersten den Eifer und die Theilnahme mit der wir seine Arbeiten studirt haben. Die Aufrichtigkeit und Unumwundenheit unseres hin und wieder abweichenden Urtheils, glaubten wir dem mit Recht hervorleuchtenden Architecten, der Wichtigkeit der Sache, und uns selbst schuldig zu seyn.

Cassel

Wolff.

R o m.

Παρά τῇ Τυπογραφίᾳ Φιλίππου καὶ Νικολᾶ δὲ Ρωμᾶνης. Σύνοψις γνωμῶν ἡθικῶν τοῦ Ἰνδοῦ φιλοσόφου Σαρακέα ἐκ τῆς Σανσκρίτης ἢ Βραχμανικῆς τῶν Ἰνδῶν διαλέκτου εἰς τὴν Ἑλληνίδα καὶ Ἰταλίδα μετενεχθεῖσα φωνὴν ὑπὸ τοῦ Ἑλληνοσπεριγηγοῦ Κ. Νικολᾶ Καϊφαλᾶ τοῦ ἐκ Ζακύνθου. Ἀφιερῶνεται (sic) εἰς ὄλους Γενικῶς τοὺς πατέρας τῶν φαμιλιῶν. Τὸ κείμενον Ἰνδικὸν ἀφηρεώθη ἀπὸ τὸν μεταφραστὴν εἰς τὴν Ἁγίαν Παπικὴν Βιβλιοθήκην τοῦ Βατικάνου εἰς γενικὴν θεωρίαν. ἄωκε. Gegenüber derselbe Titel in Italiänischer Sprache.

Eine merkwürdige Erscheinung. Der Herausgeber will das Buch in Benares von einem berühmten Brachmanen Gajanoung erhalten, und mit Hülfe des Demetrio Galanos von Athen, welcher ebenfalls in Benares lebt, aus dem Sanscrit übertragen haben. Man könnte das Ganze für eine Erdichtung halten, wenn nicht die den moralischen Sentenzen eingeflochtenen Beziehungen auf Indische Verfassung, Theologie und Mythologie, so viel Referent beurtheilen kann, ganz den übrigen Quellen dieser Kenntnisse entsprächen, wie z. B. C. 1, 13.

ὁ Παβάνας ἐφρονεῖθη διὰ τὴν ἐπὲρ τὸ μέτρον ἀσέλγειαν mit der Geschichte des Ramayana stimmt, wo Ravuna durch die Liebe zur schönen Sita sich den Untergang bereitet. Hängt etwa der Philosoph Sanakea mit der Santhya = Philosophie zusammen? Die Sentenzen, welche hier in acht Kapitel zusammengestellt werden, sind zum Theil sehr schön, und oft durch Bilder aus der Natur, seltener durch geschichtliche Anspielungen belebt; in wiefern sie treu und genau übersetzt sind, ist eine andere Frage. Referent begnügt sich einige Beispiele in beiden Sprachen anzuführen. S. 2, 18. Καθώς αἱ Βέδαι δὲν ὀφέλουσιν χωρὶς θυσιῶν καὶ αἱ θυσίαι χωρὶς δωρεῶν (an die Brahmanen, wie die Note richtig bemerkt), οὕτως καὶ τελεσιουργία χωρὶς πίστεως δὲν γίνεται, διότι ἡ πίστις ἔνε τὸ κεφάλαιον καὶ δευτέριον πάσης λατρείας. Siccome le Bede non giovano senza li sacrificj, e li sacrificj senza li donativi, così nessuna cerimonia senza fede si effettua, poichè la fede è il principio e fondamento di ogni culto. S. 7, 18. Τῶν μὲν κοκκύων (die in Indien schöne Stimmen haben als hier zu Lande, bemerkt die Note) εὐπρέπεια ἔνε ἡ φωνή, τῶν γυναικῶν ἡ σωφροσύνη. Τῶν ἀσχήμων ἡ παιδεία, καὶ τῶν ἀσκητῶν καὶ ἐγκρατῶν ἡ ἰλαρότης. La voce è l'ornamento dei Cuculi, e delle donne la castità. La sapienza è quello dei deformi, e l'ilarità quello degli Asceti e continenti.

S. D. M.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

9. Stück.

Den 15. Januar 1826.

L o n d o n.

Bei Longman: Disquisitions upon the Painted Greek Vases and their probable connection with the shows of the Eleusian and other mysteries. by James Christie, a member of the society of dilettanti. 1825. S. XII u. 146 mit 16 Kupfertafeln und mehreren Bignetten.

Was die Bestimmung der antiken Vasen, welche ehemals die Etruskischen genant wurden, betrifft, so wissen wir durch eine Stelle Pindars und die Inschrift, die sich nun schon auf mehr als einer Vase findet: τῶν Ἀθηνῶν ἄδλωσις, daß ein Theil derselben zu Preisen in heiligen Wettkämpfen bestimmt war. Ferner lehrt eine Stelle des Aristophanes (Ecclesiaz. 996), daß man auch den Todten längliche Gefäße (ἀντίδοτος) mitgab, die zu diesem Endzwecke besonders bemalt wurden. Die Vasen selbst aber lehren besonders durch die zahlreichen Inschriften,

G

καλός, καλός ὁ παῖς, ὁ δεῖνα καλός, welches bekannte Ausdrücke Griechischer Galanterie sind, daß sie zum großen Theile zu Geschenken und Zeichen von Liebe und Anhänglichkeit bestimmt waren, und aus den Gemälden lassen sich mit Leichtigkeit auch die Veranlassungen solcher Angebinde abnehmen. Bald war es Auszeichnung in den Gymnasien, bald Theilnahme an einem Bacchischen Festzuge (Thiasos) oder andern gottesdienstlichen Feyerlichkeiten, bald Abschied aus dem väterlichen Hause, oder die Anlegung des männlichen Himation, welches den Anlaß gab. Es war aber natürlich, daß auch diese Geschenke, so wie jene Preise, als Andenken aufbewahrt und dem Todten mitgegeben wurden. Dief scheinen die Ansichten zu seyn, welche durch die neuern Forschungen in diesem Bereich herrschend geworden sind. Doch besteht dabey noch immer eine archäologische Secte, um den Ausdruck zu brauchen, der indeß keinen äußerlichen Zusammenhang bezeichnen soll, welche die Vasenbilder größtentheils als Darstellungen mystischer Scenen und Dogmen auffaßt. Es ist bekannt, daß diese Ansicht auch in Deutschland mit Geist und Phantasie ausgeführt worden ist; in Italien hängt ihr Inghirami an; in England haben sie Charles Townley (dessen Papiere, die Ref. im Print-room des Brittischen Museum durchblättert hat, eine große Anzahl Abbildungen alter Kunstwerke, sämtlich nach den Dogmen einer mystischen Theologie geordnet, enthalten) und Richard Payne Knight verbreitet, die auch d'Hancarville gewissermaßen zu ihrem Schüler machten, und ein Nachfolger derselben ist James Christie, der Verf. des vorliegenden Werks, welches schon vor geraumer Zeit in wenigen Exemplaren gedruckt, jetzt in erweiterter und verbesserter Gestalt vor

dem großen Publicum erscheint. Herr Christie geht von der oben angeführten Stelle des Aristophanes aus, meint, daß das neben den Todten gestellte Delgefäß den Sinn habe, daß es der Lampe des Lebens nicht an Nahrung fehle, sondern sie noch wieder angezündet werden könne, und behauptet, daß diese mystische Bedeutung in den Eleusinien, in die man sich bekanntlich gern noch vor dem Tode einweihen ließ, mitgetheilt worden sey; und, wie nach Apulejus Apologie die Eingeweihten in Griechischen Mysterien häufig gewisse bedeutungsvolle Spielsachen, quaedam sacrorum crepundia; zur Erinnerung erhielten, so habe man in den Eleusinischen und Unteritalischen Geheimnissen den Mythen und Epopten Vasen verehrt. Die Inschrift: $\kappa\alpha\lambda\delta\varsigma$, beziehe sich daher nicht auf körperliche, sondern geistige Schönheit und Vollkommenheit; das vielbesprochene $\kappa\alpha\lambda\eta\ \delta\omicron\upsilon\kappa\epsilon\iota\varsigma$ bedeute: der einweihende Priester habe die Person vollkommen gefunden. Die Form der Vasen sey eine Nachahmung von dem mystischen Symbol der Lotusblume in ihren verschiedenen Arten und Varietäten, namentlich Nelumbium, Nymphaea Lotus, Nymphaea alba, Nuphar lutea, nach welcher Voraussetzung in einem Anhang die Vasen ordentlich in genera getheilt werden, indem zugleich ihre Classen nach der Art der Malerey bestimmt werden. Die Figuren auf Vasen, bald hell auf dunkelm; bald dunkel auf hellem Grunde, seyen Nachahmungen gewisser Schattenspiele und Transparents, mit denen man — Themistios und Sainte-Croix zufolge, die aber gerade darauf mit keinem bestimmten Ausdrucke hindeuten — die Mythen erschreckt und unterhalten habe, nachdem man ihnen schon vorher durch einen derben Schluß berauschenden Rhykons einen guten Theil

ihrer Besinnung genommen. Darnach werden nun sowohl Vasengemälde, als geschnittene Steine — denn auch diese können nach dem Verf. jene mystischen Transparents darstellen — gedeutet, eine Frau, die auf den Händen geht (a female tumbler) bedeutet die Ummälzung der Natur; Amphoren, welche von Knaben, Greisen, Satyrn getragen werden, den Auf- und Niedergang des Dionysos; eine Laterne, welche der Verf. der Chinesischen Laternen-Feste wegen für ein besonders merkwürdiges Symbol hält, in der Hand eines Knaben und eines Skelets den Phanes, von dem jungen und dem alten Dioskuren geführt, u. dgl. mehr. Ref. muß sich wohl hier begnügen, die Liebhaber dieser Erklärungsweise auf dieß Werk aufmerksam gemacht zu haben; den meisten Andern wird es mehr um der darin bekannt gemachten Vasenbilder und geschnittenen Steine willen von Werth seyn, da unter diesen mehrere sehr merkwürdige und seltsame sind. Das kürzlich von Welcker in dem Werk über die Aeschyleische Trilogie so sinnreich erläuterte Sicilische Vasengemälde, welches auch in der ersten Auflage und der Englischen Uebersetzung von Dumaroffs Werk über die Mysterien mitgetheilt worden war, ist hier von neuem herausgegeben, und wird auf eine sonderbare Weise aus Mysterien der Idäischen Dactylen erklärt; aber eine noch schwierigere Aufgabe für die Deutung ist ein Vasenbild aus der Sammlung Thomas Hope's, wo in schwarzen alterthümlich gezeichneten Figuren Poseidon, Herakles und Hermes auf drey Felsen im Meer sitzend vorgestellt sind, von denen der zweyte angelt und der erste eben mit dem Trident einen Fisch (wahrscheinlich einen Thunfisch) erlegt hat. Der Ref. wagt die Vermuthung, daß das Ge-

mälde sich auf die gemeinsame Verehrung der drey Gottheiten bey irgend einer Thunfisch-Warte (*Συνροσκοπέιον*) der Griechischen oder Italischen Küste beziehe.

S. D. M.

W i e n.

Bey C. Schaumburg u. Comp.: *Joannis Petri Frank Opuscula posthuma ab Josepho Filio nunc primum edita. 1824. VIII und 312. S. 8. c. VI. Tab. aen.*

Die hinterlassenen Schriften des verewigten J. P. Frank, welche sein würdiger Sohn in dieser kleinen Sammlung herausgegeben hat, enthalten außer einer *Dissertatio de clavis pedum caute secandis* und einer *Oratio academica de vita brevi, arte vero longa Hippocratis*, ein Fragment der *Interpretationum clinicarum* und einen Theil eines Buches der *Epitome de curandis hominum morbis*. Andere, welche auf die medicinische Polizey sich beziehen, sollen vielleicht künftig noch herausgegeben werden. Der vorliegenden Sammlung ist auch die Zeichnung des dem Verewigten auf seinem Grabe zu Wien aus Erz und Marmor errichteten Denkmals beygefügt, welches auf der Rückseite die Worte enthält: *Optimo. Parenti. Praeceptoris. Amico. Suo. Aeterni. Amoris. Pietatis. Gratissimi. Animi. Perenne. Monumentum. Moerens. Posuit. Josephus. Frank.*

In der *Oratiuncula* continens *historias duas de clavis pedum caute secandis* wird darauf aufmerksam gemacht, daß jede, auch noch so geringe chirurgische Operation, wenn sie un-

ter unglücklichen Verhältnissen oder ohne die gehörige Vorsicht vorgenommen wird, manchmal einen traurigen Erfolg haben könne. In dem einen hier erzählten Falle, wo eine Frau sich selbst den Leichdorn auf rohe Weise ausgeschnitten, dann den eingetretenen Schmerz nicht achtend sich auf gewohnte Weise bewegt hatte, und wo auch die darauf folgende Entzündungsschwulst des Fußes äußerlich mit reizenden und dreien Wochen hindurch mit sogenannten Hausmitteln behandelt worden war, ehe man die Aerzte zuzog, kam der Brand hinzu und die Krankheit ging unter Irrededen und Ohnmächten in den Tod über.

Die hierauf folgende *Oratio academica de vita brevi, arte vero longa Hippocratis* wurde im Jahr 1804 zu Wilna gehalten. Der Verfasser hatte sich diesen Gegenstand gewählt, weil jener Ausspruch des Hippocrates, wenn er in seinem Sinne gehörig verstanden wird, sowohl Männer von vorzüglichen Anlagen antreiben kann; alle ihre Kräfte bey der Ausbildung der Kunst anzustrengen, als er die nur mit einem strampfen und trägen Verstande Begabten abschrecken soll, etwas, das über ihre Kräfte ist, zu unternehmen. Er handelt dann auch von den zur Bildung des Arztes nöthigen Anlagen und anderen Eigenschaften, und theilt auch Mehreres über die Art die Medicin zu erlernen mit.

Das *Fragmentum interpretationum clinicarum*, welches einen Theil des zweiten Bandes dieser schätzbaren Beobachtungen und Bemerkungen über practische Gegenstände ausmachen sollte, enthält sehr interessante Fälle von dem *Morbus niger Hippocratis*, der *Febris intermittens cum haematemesi*; einer

Haematemesis convulsiva, einer Uteri reflexio in femina non gravida, de uteri tumore osseo, einer Exostosis cranii interni apud hominem gigantea, und einem Tumor cervicis osseus, cum brachiorum et cruris sinistri paralyse, die auch durch sehr schöne Kupferstiche erläutert worden sind. Je interessanter aber diese Fälle und die beigefügten Epikrisen sind, desto mehr muß man es bedauern; daß die schätzbare Sammlung schon mit diesem Fragmente geschlossen worden ist. Denn obgleich der Verfasser schon vor der Herausgabe seiner Interpretationum clinicarum viele Beobachtungen theils seiner Epitome einverleibt, theils in seinem Delect. opusculorum mitgetheilt hatte, so konnte man doch aus dem reichen Schätze seiner Erfahrung noch viel Interessantes erwarten, und mußte auch der umständlicheren und mit lehrreicher Epikrisen begleiteten Darstellung mancher in der Epitome nur kurz angedeuteten Beobachtungen begierig entgegensehen. Man kann es indessen auch von dem würdigen Sohne erwarten, daß er ferner noch manche hinterlassene Beobachtungen in seinen schätzbaren praeceptis praxeos medicæ mittheilen werde.

Der Theil der Epitome de curandis hominum morbis enthält die allgemeine Lehre von den Krankheiten des Nervensystems, unter den einzelnen aber die Lehre von dem Schwindel und einen Theil der Lehre von dem Schlagflusse und der Lähmung, bey deren Ausarbeitung der Verfasser von denselben Krankheiten, welche er beschreiben wollte, befallen und getödtet wurde. Auch in ihm ist der in der Epitome überhaupt herrschende Geist zu erkennen. Der Raum unserer Blätter erlaubt uns

nicht, manche treffliche Bemerkungen und interessante Beobachtungen, wodurch auch hier die einzelnen Gegenstände erläutert worden sind, mitzutheilen. Hier, wie in den letzten Bänden der Epitome, stößt man aber auch auf manche Kunstausdrücke und Eintheilungen aus der Zeit der Erregungstheorie. Auch hier hat der Verfasser andere Schriftsteller, deren Beobachtungen und Meinungen er mittheilt, nicht namentlich angeführt, oder nur nach der Nation, wozu sie gehören, bezeichnet, worüber er sich schon in der Vorrede zu der Epitome Lib. VI. P. I. p. IX. selbst geäußert, was ihn auch späterhin gereuet hat und dem nur durch eine neue Ausgabe abgeholfen werden konnte. So sehr wir aber bedauern, daß diese nicht erfolgt und besonders, daß das Werk überhaupt nicht vollendet worden ist, so sind wir doch ganz überzeugt, daß dasselbe dessenungeachtet in Ansehung der genauen Schilderung der darin abgehandelten Krankheiten, der besonnenen Beurtheilung ihrer Natur, der trefflichen Bestimmung ihrer Behandlung und des Reichthums eigener Erfahrungen immer als eines der wichtigsten und ausführlichsten Handbücher der Medicin angesehen werden muß und ein unvergängliches Denkmal des Geistes, der Gelehrsamkeit und der practischen Talente seines unsterblichen Verfassers bleiben wird.

S. W. H. Conradi.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

10. Stück.

Den 18. Januar 1827.

B e r l i n.

Bey Keimer: Dilucidationum Pindaricarum volumina duo scripsit Theoph. Lucas Frider. Tafel Phil. D. liter. ant. in Acad. Tub. Prof. Volumen prius. Olymp. et Pythia. Pars Prior. Olympia. 1824. S. 484. 8.

Obgleich es nach des Ref. Dafürhalten keinen Griechischen Schriftsteller gibt, an welchem die Philologie, oder lieber Alterthumswissenschaft ihre sämtlichen Aufgaben in einer solchen Vollständigkeit und auf eine so befriedigende Weise gelöst hätte, als an Pindar: so würde es doch thöricht seyn, fernere Bemühungen darum für unnütz und unfruchtbar erklären zu wollen, da jede Erndte ihre Nachlese hat, und große Leistungen in einem Fache gewöhnlich auch für die, so ihre Kräfte fühlen, eine Anregung enthalten, sich in demselben zu versuchen. Die vorliegende Arbeit des Herrn Prof. Tafel beschäftigt sich nun vorzugsweise mit der Erklärung; die Critik ist nur beyläufig und, wo sie von der Erklärung gar nicht getrennt werden kann, geübt, daher der Verf. hier auch den Grundsätzen der Pindarischen Textconstitution wei-

H

ter nicht nachgeforscht hat. Doch finden sich einige sinnreiche Conjecturen und Vertheidigungen vorhandener Lesarten, indessen ist nicht immer genug auf Pindars Dialect und das Metrische geachtet (wie Ol. VI, 6. der Vf. βουῶ μαρτεῖω, und XI, 84. Σᾶμ' ὦ Ἀλιπρόδου vorschlägt). Was aber die Erklärung betrifft, so ist die Absicht des Verf. nicht die, Alles bisher Geleitete in einen commentarius perpetuus zusammenzufassen, sondern soviel wie möglich Eignes und Neues zu liefern, doch so daß dieß für sich allein verständlich sey, und als ein Hülfsmittel bey der Lesung des Dichters gebraucht werden könne. Was nun die zuletzt bekannt gemachte Auslegung Pindars so sehr auszeichnete, die Ausmittlung der bestimmten Verhältnisse, unter denen der Dichter ein jedes Gedicht verfaßte, und die Entwicklung der durch diese Verhältnisse äußerlich bedingten kunstvollen und tiefgedachten Anlage dieser Poesieen, ist nicht in dem Maaße der Zweck dieser Dilucidationen; der Vf. spricht nur gelegentlich davon, und Ref. wenigstens kann z. B. dem, was über die Veranlassung von Ol. III. und das Verhältniß der beiden Gedichte, Ol. IV und V., gesagt wird, nicht bestimmen. Eine zweyte, hiermit zusammenhängende, Aufgabe der Erklärung ist, die innere Verknüpfung der einzelnen Theile des Gedichts und namentlich den Zusammenhang der Erzählungen und Betrachtungen, worauf bey Pindar so viel ankommt, zu finden. Der Vf. hat unverkennbar hierauf eine angestrenzte Aufmerksamkeit gerichtet, und theilt manche gute Bemerkung mit; doch dürfte er nach der Meinung des Ref. in manchen Stücken weiter gekommen seyn, wenn er den Weg seiner Vorgänger verfolgend Pindars eigenthümliche Weise tiefer zu erforschen gesucht hätte. So liebt es z. B. Pindar augenscheinlich, allgemeine Sentenzen so zu stellen, daß sie sich aus einer vorhergehenden Erzählung oder

auch Betrachtung natürlich entwickeln, und wieder eine darauf folgende veranlassen, wodurch oft ein überaus schöner Uebergang hervorgebracht wird (s. *Ol. II*, 55 vulg. *ἦτοι βροτῶν* — *ἔβαν. IX*, 42. *ἀγαθοὶ δὲ καὶ* u. s. w. 151. *τὸ δὲ φῶς χρ. ἄπ. XIII*, 16. *ἀμαχὸν δὲ κρύψαι* u. s. w. 66. *ἔπεται δ' ἐν ἐκάστῳ μέτρον* u. a. m.). Darnach wird denn auch der Zusammenhang von VIII, 70., *τερπνὸν δ' ἐν ἀνδράποισι ἴσον ἔσεται οὐδέν*, klar; welche Sentenz eben so rückwärts auf die Eroberung Troja's, wie vorwärts auf den Lehrer-Ruhm des Melesias paßt, und der Verf. thut gewiß unrecht, diese echt-pindarische Uebergangsweise deswegen zu verwerfen, weil bey Pindar auch schroffe Uebergänge vorkämen, deren Zulässigkeit auf jeden Fall ihre bestimmten Gränzen hat. Dagegen hat der Vf. ein drittes Feld der Interpretation, die Erklärung des poetischen Ausdrucks, mit Vorliebe bearbeitet, und in der That mit ungemeinem Fleiße Parallelstellen, besonders aus den spätern Epikern und der Anthologie, zusammengesucht. Es ist gewiß nicht zu leugnen, daß mancher Ausdruck hiedurch in ein helleres Licht gesetzt wird, ja man darf vielleicht aus einigen Stellen schließen, daß namentlich Nonnus den Pindar fleißig gelesen und nachgeahmt habe; indefs deucht es dem Ref., daß der Vf. hierin pte! zu weit gegangen sey, wenn er auch Ausdrücke, wie *μέγας ὄρκος*, *Ἄσια εὐρύχορος*, *πόντον πέλαγος*, *Ἥλιος φαεσίμβροτος*, durch solche Parallelstellen illustriert. Auch würden wohl diese Vergleichen einen mehr wissenschaftlichen Zweck erfüllt haben, wenn der Verf. darauf ausgegangen wäre zu zeigen, wie weit in der Pindarischen Sprache das epische Element gehe, und was darin dem Epos fremd sey, eine Scheidung, die für die Geschichte der Griechischen Sprache und Poesie von großer Wichtigkeit ist. — Der Ref. will nach diesen allgemeineren Bemerk-

fungen nun auch noch im Einzelnen hervorheben, was ihm bey einer aufmerksamen Durchlesung des Werks von neuen Bemerkungen besonders aufgefallen ist, und seine Meinung darüber kurz hinzufügen. Bl. I, B. 12 vulg. Das schwierige ἀμφιβάλλεται faßt Hr. Tafel: „die Hymnen werden von Olympia nach allen Orten, wie Geschosse, umhergesandt“ aber der Verfolg zeigt deutlich, daß nicht von den nach allen Orten, sondern nur gerade dem für Hieron bestimmten Hymnus die Rede ist; auch bedürfte ἀμφιβάλλεσθαι für disseminari eines Beweises. Rf. faßt die Stelle am liebsten so: der von Olympia, seinem Gegenstande nach, kommende Hymnus umfaßt den Sinn der ihn freundlich bewillkommenden Sänger. B. 36. vertheidigt der Vf. ἐποικία mit Glück, da Pelops Pisa nicht gründete, sondern zu den frühern Bewohnern hinzukam, als ἐποικος; doch bleibt der Ausdruck kühn, deswegen die Stadt selbst eine ἐποικία des Pelops zu nennen. B. 74. οὐδὲ ματρὶ. Daß bey Pausan. V, 13. die Πλαστίνη μήτηρ als Mutter des Pelops bezeichnet werde, ist wohl ein Gedanke, den Herr Tafel selbst gern zurücknimmt; obgleich allerdings die große Göttermutter, von welcher hier die Rede ist, im alt-Indischen Mythos wahrscheinlich auch die Mutter des Gottes war, mit dem die Griechen den Heros Pelops identificierten. — Ueber die Gestalt, in welcher Pindar die Fabel des Pelops vorfand, und die Veränderungen, die er daran gemacht habe, ist es schwer, eine völlig befriedigende Vorstellung zu gewinnen, der Vf. sagt darüber Manches, was Andre nicht annehmen werden. 3. B. zu B. 62, nach Pindars Meinung opfere Tantalus seinen Sohn den Göttern aus Liebe und Dankbarkeit; aber Pindar will offenbar von der Schlachtung des Pelops gar nichts wissen, und erklärt das Verschwinden desselben bloß durch die Liebe des Poseidon. Daß der Stein

des Tantalus. bloß in dessen Phantasie existiere, ist nach B. 90. schwerlich als Pindars Vorstellung zu erkennen. Aber eine sehr schöne Bemerkung dagegen ist es, daß der Untergang der alten Stadt Siphos (diese Stadt ist auch B. 61. gemeint) durch ein Erdbeben mit einem Steinregen, wovon Aristoteles spricht, der Fabel ihren Ursprung gegeben habe. B. 185 heißt τούτων χρόνον, welches sonst: diese Lebenszeit, gefaßt wird, nach dem Verf. hoc vitae genus, aber in χρόνος liegt nichts als der reine Begriff der Zeit. Pl. II, 10 stößt Hr. Tafel bey Hermann's *ὄπι* ob reverentiam deorum an, und sucht die alte Lesart zu schützen, aber was er zur Vertheidigung derselben beybringt, *ὄπις* (sic) bedeute bey Pindar immer die Stimme, und *ὄπι* könne mit langem *ι* für *ὄπι* stehen, wünschte Ref. hätte der Vf. nicht geschrieben. Uebrigens ist zu bemerken, daß Homer die *ὄπις* allerdings mehr als Aufsicht der Götter (*θεῶν ὄπις οὐκ ἀλεγεινὴν*), Herodot dagegen als Rücksicht der Menschen auf die Götter (*θεῶν ὄπις οὐκ ἔχειν*) nimmt; Pindar scheint dem jüngern Sprachgebrauche zu folgen. B. 29 behauptet der Vf. mit vollem Rechte, daß der zweyte Dativ *λοιπῶ γένοι* hier, wie in mehreren ähnlichen Stellen, dem ersten zur Ausföhrung, zur Eperegese, diene; es ist für den Dativ dieselbe Construction, wie *λάχραι νιν γένοιον ἔρεπον* für den Accusativ, und auf keinen Fall daran zu denken, daß der Dativ für den Genitiv stehe. Die nähere Bestimmung eines Worts durch ein anderes in gleichem Casus ist eine, in der ältern Griechischen Sprache weit verbreitete, und wie Ref. scheint, noch nicht in allen Beziehungen gehörig erörterte Ausdrucksweise, obgleich neuerlich Zhtersch manches Gute darüber gesagt hat, und das allmähliche Verschwinden und Ausgehen dieser Construction ist ein interessantes Phänomen für die noch wenig behandelte innere Ge-

schichte der Griechischen Sprache. Dem Vf. dünkt, daß der ältere Ausdruck mehr den werdenden Gedanken (Zittern ergriff ihn — die Glieder), der spätere dagegen den gewordenen, schon fertigen und daher alle Beziehungen seiner Bestandtheile völlig durchdringenden darstellt; jene Rede-weise entspricht mehr dem Gefühl, der gereifte Verstand mußte diese vorziehen. — Nach λοιπὸν γένοι folgt der Verf. zur Anzeige des Gedankenganges einen Satz ein, der dem Vf. ganz fremd scheint: et hoc non altius tua potestate. Warum nicht ganz einfach: Zeus, schütze sie in Zukunft; denn was einmal geschehen ist, bleibt geschehen? V. 40 würde der Vf. schwerlich das alte πετρεὶ dem neuen ἐπίτρεει vorgezogen haben, wenn er die sehr regelmäßige Durchflechtung von Sätzen mit Erzählungen in diesem Liede ganz gefast hätte; an dieser Stelle muß Pindar durchaus die angefangene Erzählung fortsetzen. Eben so kann man aus der Anlage des Ganzen abnehmen, daß δέσφορα V. 95 Unglück im Allgemeinen, nicht bloß die Bemühung um den Sieg, bedeute. Ueberhaupt ist nichts Kunstreicheres und Vollendeteres denkbar, als dieß wunderbar schöne Gedicht, welches indessen, wie wir sagen zu müssen bedauern, auch ein sonst recht achtungswerther Bearbeiter dreier Pindarischer Gedichte in Holland, Dr. Simon Karsten, (Specimen litterarum, quo continentur tria Pindari carmina. Trajecti ad Rh. 1825) nicht so durchdrungen hat, als er es an der Hand seines Vorgängers konnte. V. 57. οὐδ' ἀνύχμιον ἀμείραν ὀπότε κ. Dieser schwierigen Stelle sucht der Hrsg. dadurch zu helfen, daß er ὀπότε quoties übersetzt, aber er hätte auch darthun sollen, daß es in der abhängigen Frage diesen Sinn haben könne. V. 80. Ἀδραστιδῶν δῶλος ἀργῶν δόμοις, nach Hrn. Tafel: welcher das Haus des Adrast durch eine lange Reihe von Nachkommen fortpflanzte. Ueber Ausdruck und Zusammenhang

scheinen zu lehren, daß von dem Sieg die Rede ist, den Thersandros Anführung den Häusern der Adrastiden (dazu gehören Adrastos Sohn Aegialeus, und die Tochteröhne Diomed und Thersandros selbst) im Epigonen-Kriege verschaffte. Der Vf. meint, daß Pindar dann *Καμιδᾶν* hätte sagen müssen, aber Kadmiden waren auch auf der feindlichen Seite, Adrastiden nur bey dieser Parthey. V. 103. Um der schwierigen und noch nicht ganz befriedigend wiederhergestellten Stelle: *εἰ δέ μιν ἔχων τις*, zu helfen, emendirt der Vf. scharfsinnig: *Εἰ δέ μιν ἔχων τις*, doch will sich Vf. über diesen verwickelten Punct noch kein Urtheil erlauben, so wenig wie über die richtige Lesart in V. 111, wo der Vf. *δράκον τοι* vorschlägt. Die durch den Scholiasten überlieferte Erklärung, daß V. 155 *μαδόντες δὲ λάβροι παγγλωσσία κόρακες ὡς ἀκραντα γάρυτον* auf Simonides und Bacchylides gehe, welche besonders Neue, Bacchylidis fragmenta, sinnreich vertheidigt hat, bestreitet der Vf., weil es unglaublich sey, daß Pindar zwey im Alterthum so hochgeschätzte Dichter mit solchen Schmäheben beflückt habe. Aber wie oft stehen in der Achtung der Nachwelt einträchtig nebeneinander, die während ihres Lebens sich untereinander nicht die geringste Ehre gönnten, und wie einseitig und befangen sind oft, ja in der Regel, große Männer in der Beurtheilung geistiger Bestrebungen, die gerade nicht die ihren sind! Pindar spricht an zahlreichen Stellen den Satz aus: nur die Natur oder das göttliche Geschick mache den Dichter, den Athleten, den Volksregenten groß; wem es nicht aus dem inneren Quelle ströme, dem helfe alles Lernen und Studieren nichts; originale Kraft und geniale Kühnheit waren in seinen Augen das Höchste: dagegen Simonides mit seinem Schüler Bacchylides mehr nach Concinnität und gefeilter Zierlichkeit strebten als nach neuen und großen Erfindungen. V. 170 *τεκεῖν μὴ τιν' ἑκατόν γε ἐτέων πόλιν ἄνδρα κ.* Der Verf. entscheidet nicht, ob

τινα zu πόλις oder ἄνδρα gehöre, und meint ambiguitatem nativam locum occupare, was doch nicht etwa heißen soll, der Dichter habe sich mit Absicht zweydeutig ausgedrückt. Ref. ist überzeugt, daß πόλις die Stadt des Siegers bedeute (vgl. D. 7, 64), weil das Lob sonst offenbar Pindars Wahrheitsinne widersprechen würde, und die hundert Jahre scheinen auf Telemachos, Theron's Verfäher, welcher den Phalaris stürzte (gegen Olymp. 56), zu deuten, denn die Stadt Agrigent war damals schon bedeutend älter als hundert Jahre. In Betreff von D. III. behauptet Hr. Tafel: das Gedicht selbst gebe keinen Beweis für die Meinung der Scholiasten und neueren Erklärer, daß es für das Dioskurenfest Theorenia geschrieben und an diesem aufgeführt worden sey. Aber liegt nicht Beweises genug darin, daß Pindar im Anfange die gastfreundlichen Lyndariden anfleht es sich gefallen zu lassen, wenn er Agrigent durch die Feyer des Olympischen Sieges von Theron verherrliche, und noch mehr darin, daß er annimmt, der Gründer des Olympischen Festes komme auch mit den Dioskuren, denen er ja befreundet sey, zu diesem Feste. Offenbar sind die Dioskuren die Götter des Festes, zu dem sie aber als gastliche Gottheiten auch andere einladen. Ja am deutlichsten ist der Schluß, wo Pindar den Sieg des Theron als eine Gnade der Dioskuren anspricht, die als Horte des Kampfspiels, welches Amt ihnen Herakles übertragen habe, ihn wohl ertheilen könnten, dem Theron aber besonders geneigt seyn müßten, weil er ihr Fest mit der größten Gastlichkeit und Freygebigkeit begehete. Dergleichen Aussprüche sind übrigens dem Pindar voller Ernst, und gehen aus dem innigsten Glauben hervor; hier ist der Hauptgedanke des Gedichts darin enthalten; man nimmt Pindar alle Kraft, wenn man, wie Manche wohl thun, die poetische, eigentlich nur phraseologische, Diction Späterer, in der die Götter zu Maschinen werden auf ihn überträgt. Zu B. 36 ff. bemerkt der Vf. ganz richtig, daß ἀντ' ἐπέλεξε und θῆκε als Plusquamperfect zu nehmen sind, daselbe ist aber auch von δέξασθαι, B. 48, wo es für die Erklärung besonders wichtig ist, zu bemerken. Der Sprachgebrauch hat dagegen nichts einzuwenden, da bey den Altern das Plusquamperfectum durchaus nur Imperfect des Präsens Perfectum ist, das historische Plusquamperfect aber, wodurch zwey momentane Handlungen in ein Verhältniß von Vorher und Nachher gesetzt werden, immer nur durch das historische Tempus, den Aorist, ausgedrückt wird. B. 76 erklärt H. Tafel eine Lesart τὸ πρόσω δ' ἐτι, die nichts als ein Druckfehler der Heynischen Ausgabe ist. Ref. muß hier abbrechen; er erwartet mit Begierde die Fortsetzung dieser schätzbaren und verdienstlichen Arbeit. R. D. M.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

11. Stück.

Den 20. Januar 1827.

G r ö n i n g e n.

Bey Domfens: *Dissertatio inauguralis de judiciis Drenthinarum antiquis, quam — pro gradu doctoratus — publico facultatis examini submittit Henricus Vos, Assena-Drenthinus. 1825. VIII. u. 120 S. in Octav.*

Diese recht wohlgerathene Streitschrift enthält Untersuchungen über die alte Gerichtsverfassung in der Landschaft Drenthe und deren Ausbildung bis zu der Zeit ihrer Auflösung bey Gelegenheit der Vereinigung jener Landschaft mit der batavischen Republik. Sie zerfällt in vier Kapitel, deren erstes von der Gerichtsverfassung während der ältesten Zeiten, namentlich unter den Carolingern, worüber jedoch der Verf. nichts Specielles anzugeben im Stande war, das zweyte, von der Gerichtsverfassung unter der Oberherrschaft der Bischöfe zu Utrecht, denen die Landschaft, nach Auflösung der fränkischen Verfassung von den deutschen Königen zu Lehen gegeben war, das dritte, von der Ausbildung derselben,

während der Regierung des Herzogs Carl Egmont von Geldern (1522 — 1536) und des Erzherzogs Carl von Oesterreich und deren Nachfolger (1536 — 1580), das vierte endlich von der Umänderung derselben, während der Zeit, daß Drenthe zu den vereinigten Niederlanden gehört hat, handelt. Einen besondern Werth erhält die Abhandlung dadurch, daß der Verf. ungedruckte Rechtsbücher für die Landschaft Drenthe vom J. 1412 und 1614 benutzen konnte, und so gibt dieselbe allerdings einige willkommene Beyträge zur Kunde des germanischen Rechts. Einige Notizen mögen hier aus dem zweyten Kapitel ausgehoben werden, da dieses die ältere Gerichtsverfassung in ihrer Reinheit darstellt. Die Bischöfe von Utrecht waren zugleich Comites; sie übten neben der geistlichen auch die weltliche Gerichtsbarkeit über die ganze Landschaft aus; bis 1143 in eigener Person, nach jener Zeit meistens durch ihren Amtmann (castellanus, burggravius, mareschalcus, Oberschulten) zu Coeverden. Die Landschaft zerfiel in sechs Gerichtsbezirke (ding-spillen), deren jedem ein Bannerschulte (von Banner, Fahne) vorgesetzt war. Wahrscheinlich für jedes Dorf bestand ein Schulte (Onderschulte). Das höchste Gericht bestand aus diesem Amtmann und vier und zwanzig von dem Bischofe und der Gemeinde erwählten Geschwornen (Etten), die man mit dem Namen Wijsheit van den lande bezeichnete. Dieses Gericht war für die ganze Landschaft, mit Ausnahme von Coeverden und der Herrschaft Runen, bestimmt. In Coeverden richtete der Amtmann mit Schöffen; in Runen der Dynast von Runen oder dessen Schulke mit 12 frey erwählten Etten. Dieses waren die Gerichtspersonen; die Gerichte selbst von dreysacher Art. Das Lotting (aus dem Friesischen liodathing)

war das allgemeine Volkgericht, welches an die Stelle des *mallus publicus* getreten war. Alle Freyen aus der Landschaft mußten mit demselben erscheinen, und zwar drey mal im Jahre, Ostern, Pfingsten und am 19. August, an verschiedenen Orten, nämlich zu Banlo, Kolbe und Anlo. Es versammelte sich im freyen Felde; noch jetzt zeigt man zu Banlo die Rasensitze, deren sich die Richter bedienten. Seine Competenz erstreckte sich auf die Sachen, die sonst vor den *mallus* gehörten, so wie auf Erkenntnisse auf Leib und Leben. Sodann die *Gorsprake* (das Gauericht, *Gowsprake*, *Goding*), und zwar für jedes Dingspiel. Es wurde von dem Amtmann und den Unterschulzen des Dingspiels verwaltet. Alle Freye des Dingspiels, nachmals Abgeordnete der Bauerschaften mußten auf demselben erscheinen, und die an ihren Orten vorgefallenen Brugen zur Anzeige bringen. Ferner gehörten vor dasselbe alle Civilklagen. Es wurde gleichfalls drey mal im Jahre abgehalten. Endlich die *Rochte* (Gericht), für die einzelnen Ortschaften. Es wurde von dem Schulzen mit zwey Beyßern, welche aus den Grundeigenthümern gewählt wurden, und die *Keurnoten* (*Choremanni*) hießen, versehen. Man erkannte in demselben über *Baagatellsachen*; zugleich wurden vor demselben die Zeugen in Civilsachen abgehört, und die Verlassungen von Grundstücken durch dasselbe beschaßt. —

Bei dieser Gelegenheit möge auch noch eine andere, uns von Gröningen zugekommene Schrift erwähnt werden, nämlich des dortigen Hrn. Professors der Geschichte *Joannis Rudolphi van Eerde: Oratio de Europa imperiorum jure temperatorum altrice; publice habita Groningae die XIV Octobr. 1824, cum magistratum academicum sollemni ritu deponeret.*

82 Seiten, Octav. Der Hr. Verf. zeigt in dieser Rede, daß es schon in der Natur der Sache liege, wenn bey ackerbautreibenden Völkern die Herrschergewalt beschränkt worden sey, wogegen sich Hirtenvölker einem unumschränkten Herrscher unterworfen, daß diese Thatsache schon aus der frühesten Geschichte Asiens erkennbar sey, wogegen in Europa stets eine eingeschränkte Herrschergewalt statt gefunden habe, so daß auch nie zu besorgen sey, wie dieser Erdtheil je durch Despotismus unterjocht werden möge. In dem Anfange der Rede werden einige schätzbare Notizen über die Lebensumstände und Schriften des auch in Deutschland bekannt gewordenen Arztes und Chemikers Joh. Constantin Driesen (geb. zu Deventer 1790 30. Jun. † zu Gröningen 1824 31. Jan.), und des berühmten Prof. der Theologie, Herrmann Muntinghe (geb. zu Termonden 1752, 27. Aug., † auf einer Reise zu Leuwarden 1824, 24. Apr.) mitgetheilt. Letzterer war der erste, der in Gröningen die Heyne'sche Interpretationsmethode auf die heil. Schrift anwandte; seine Uebersetzung der Psalmen und der Sprüche Salamonis, mit Anmerkungen sind auch in das Deutsche übertragen, seine Geschichte der Menschheit naar den Bybel, in neun Bänden, wird in Holland ausnehmend geschätzt.

B e r l i n.

In Adolph Martin Schlesingers Buch- und Musikhandlung: Die Kunst des Gesanges, theoretisch-practisch v. Adolph Bernhard Marx. 1826. Preis 4 Rthlr.

Das Werk besteht aus 3 Haupttheilen. Der erste beschäftigt sich mit den Vorkenntnissen aus der Musiklehre, wie wir sie gewöhnlich in den

meisten guten Instrumentalschulen lesen, nur hin und wieder die Materien in einer andern Form vorgetragen, als es bey andern musikalischen Lehrbüchern und Anweisungen geschehen ist; auch hat der Herr Verf. einiges aus der Harmonielehre in diesem Kapitel abgehandelt, und den Sänger mit den gewöhnlichen Instrumenten unseres Orchesters kürzlich bekannt gemacht. Zu erinnern wäre in diesem ersten Theile etwa folgendes: Pag. 8. heißt es in einer Anmerkung: „Ganz alte Claviere und Orgeln beginnen erst bey dem großen C — ohne Contraböne.“ — Bey alten Clavieren fehlen allerdings die Contraböne, nur nicht bey Orgeln, am allerwenigsten bey alten Orgeln, welche noch mit keinem Pedale versehen und bey welchen alle 16füßige Stimmen ins Manual gelegt sind. Wahrscheinlich hat der Herr Verf. sagen wollen: den Orgeln fehlen die Contrastasten. — Pag. 14. §. 45. bemerkt der Herr Verf., daß eine doppelt erhöhte Note durch ein einfaches Kreuz, welches zuweilen auch mit 4 Punkten versehen wäre, bezeichnet werde. — Sollten nicht zwey gewöhnliche Erhöhungszeichen vor einer solchen Note (was zu bemerken ganz vergessen ist) in unserer Tonschrift gebräuchlicher seyn, als die 4 hinzugefügten Punkte zu einem einfachen Kreuze? — Das Zeichen einer doppelten Erniedrigung, heißt es §. 51., ist ein vergrößertes b. — Unsere herrliche Tonschrift muß man vor allem Zweydeutigen bewahren und dieß ist besonders die Pflicht der Lehrer. Ein vergrößertes b sollte gar nicht zu jenem Zwecke gestattet werden, weil man immer ein kleineres dagegen stellen oder sehen muß, um das größere wahrzunehmen. Wer das kleine b in solchen Fällen nicht verdoppeln will, schreibe, wie schon Mattheson vorschlug, ein griechisches β vor eine doppelt zu erniedrigende Note. — Das Beyspiel

zum 60. § nämlich c zu e soll wohl c zu c oder e zu e heißen, denn c zu e sind keine gleiche Schalle von gleicher Höhe (gleichem Ton). — Pag. 48. §. 183. scheint der Herr Verf. Leitton mit der Nota characteristica verwechselt zu haben. Leitöne sind solche, welche bey dem Gehör das Verlangen nach andern rege machen, welche nach andern Tönen hinleiten, hinführen. Wer in C dur spielt und greift Es in den Dreyklang, der verspürt kein Verlangen nach einem andern Tone. — Die Klang- und Tonwerkzeuge, heißt es §. 213, aus denen unser Orchester zusammengesetzt zu seyn pflegt, sind ic. — Nach dem Worte Orchester dürfte wohl „außerhalb der Kirche“ einzuschieben seyn, weil man sonst unter den angeführten Instrumenten die Orgel vermisst. — Pag. 69. sagt der Herr Verf. in einer Anmerkung, daß die meisten neuern Componisten die Sextolen als eine doppelte Triole behandelten. Dieß ist aber eine Nachtheil bringende Willkühr und muß in jedem Lehrbuche gerügt werden. Was würde das für ein sauberes Mixtum compositum werden, wenn in der Ouverture zu Fidelio von Bethoven die Herren bey sämtlichen Streichinstrumenten die Sextolen nach Willkühr behandeln und einige der Spieler die erste, dritte und fünfte, andere die erste und vierte Note hervorheben wollten!!! Der Herr Verf. bemerkt in der Folge sehr richtig, daß unsere Tonchrift, um die feinsten Nuancen im Vortrage anzudeuten, nicht hinreiche; um so mehr müssen in Lehrbüchern Willkührlichkeiten gerügt werden, die ohne Noth beym Vortrage eines Tonstücks in rhythmischer Hinsicht (Herr M. schreibt Rhythmic?) störend wirken.

Der zweyte und dritte Theil genannten Werks, wovon jener die Stimmbildung, dieser aber die

Vortragslehre abhandelt, gehet den Sänger qualis an. Ref. mu gestehen, da diese beiden Theile mit sehr viel Sach- und Kunstkenntni, lobenswerther Ordnung, natürlicher Entwicklung einer Materie aus der andern und seltenem Scharfsinne abgefat sind. Letzter scheint aber bey der höheren Elementarlehre und bey dem künstlerischen Auffassen eines Tonstücks zu weilen zu gar zu feinen Subtilitäten, sulichen Empfindeleyen, ängstlichen Grubeleyen, kleinlichen Analysen, oft gar zu Spifindigkeiten verleitet zu haben. Modus sit in rebus!

Musiker, welche gründliche Gesangslehrer werden wollen, müssen sich ja dieses schätzbare Werk anschaffen und dasselbe mit allem Fleie studieren. Besonders möchte Ref. diese Kunst des Gesanges solchen Sängern (viele derselben sind bey Theatern angestellt) recht warm empfehlen, welche sich von renommierten Vorbildern, ohne da diese gerade echte Muster waren, die und jenes, was ihnen gefiel, abgehört haben, und ihre Rollen aus keinem andern Grunde so singen, als weil jener renommierte Sänger oder jene renommierte Sängerin sie ebenfalls auf diese Art gesungen hat. Jedoch die meisten Individuen des jetzigen Theater-Volkchens stehen in wissenschaftlicher Hinsicht immer auf einer so niedern Stufe der Bildung, da der Herr Verf. hätte etwas populärer schreiben müssen, um von diesen verstanden zu werden.

H—th.

P a r i s.

Le Jesuitisme dévoil. Par Mr. l'Abbé Henry le Maire de Trois-Villes. 1826. S. 141. in. 8.

Ein neues Sündenregister der Jesuiten aus welchem man aber durchaus nichts neues erfährt!

Alles Unheil, daß sie in den dritthalb Jahrhunderten ihrer Existenz in der Welt angerichtet und alles Böse, das sie in allen vier Welttheilen — in den fünften kamen sie doch, so viel man weiß, noch nicht — begangen haben sollen, ist hier der Reihe nach aufgeführt, aber als so notorisch und allgemein anerkannt aufgeführt, daß auf dasjenige, was der Orden schon hundertmal zu seiner Vertheidigung auf diese Beschuldigungen vorbrachte, nicht einmal hingedeutet wird. Wirklich ist es jedoch auch nur das schon hundertmal Wiederholte, was der Bf. seinerseits vorgebracht hat; daher zweifeln wir sehr, ob es selbst im gegenwärtigen Augenblicke der Gährung bey seinen Landsleuten Effect machen wird; daß es aber dem Hrn. Abbé um das Effectmachen zu thun war, dieß sieht man am deutlichsten aus der Wendung, womit er seine Diatribe beschließt. Nach einer Strafpredigt an die Minister, welche mit einer so unseligen Verblendung die Jesuiten begünstigten, kömmt er noch einmal zu dem entsetzlichen Princip ihrer Ordensmoral zurück, durch das sie den Königsmord rechtfertigten, und lenkt nun mit feyerlichem Pathos zu dem folgenden Schluß ein: „J'ai insisté sur cette idée lamentable, qui met la glaive à la main du premier insensé, qu'elle séduit, pour le tremper dans le sang de son Souverain, espérant, que l'orgueil du pouvoir fléchira devant l'avenir, et ne permettra pas, que les Jésuites souillent plus long temps une terre encore toute sanglante de leurs sinistres essais, ou si ma voix impuissante ne peut ralentir la fatalité, qui s'attache à tout, ce que je vois, s'il faut à l'ambition de nouvelles victimes - Dieu! m'écrirai je - épargnez le Roi!"

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

12. Stück.

Den 20. Januar 1827.

A m s t e r d a m.

Bey Johannes van der Heij en Zoon: Bijdragen tot de natuurkundige wetenschappen, versameld door H. C. van Hall, W. Vrolik en G. J. Mulder. Eerste deel. No. 1. 2. en 3. 1826. 8. mit fortlaufenden Seitenzahlen.

Mit Vergnügen sehen wir seit dem Jahr 1826 in Holland eine neue Zeitschrift für die Naturkunde erscheinen; wir wünschen, daß sie so, wie sie angefangen hat, fortgesetzt werden möge. Wir können unsern Lesern im Voraus versichern, daß der Gehalt dieser Zeitschrift im Ganzen reich ist, nur das können wir vorläufig nicht unbeachtet lassen, daß sie vieles Specielle, was sich oft nur auf die Niederlande selbst bezieht, enthält. Wir wollen diese Hefte etwas genauer betrachten, doch aber die boekbeschouwing, die jedesmal das zweyte Stück eines Heftes ausmacht, unbeachtet lassen.

Bijdragen tot de natuurkundige Wetenschappen u. s. w. No. 1. — Pag. 1. G. Moll, over eene verbeterde bereiding der olie,

waarvan zich horologie- en instrumentmakers bedienen. — Die Nachtheile des Oels, daß es nämlich Metalle angreift, oder daß es in der Kälte erstarrt, wodurch allerdings der Gebrauch der Chronometer sehr eingeschränkt wird, glaubt der Vf. (und wenigstens wohl mit Recht den zweyten) dadurch beseitigen zu können, daß er reines, von reifen Oliven erhaltenes Oel der Kälte (in welchem Grad?) aussetzt, und die so gefrorne oder verdickte Masse durch einen gelinden Druck auspreßt. Das bey dem Pressen Abfließende ist das Oel, welches von den Uhrmachern u. gebraucht werden soll. — Pag. 7. G. Verschuur, Beschrijving van gewigten, om de dykzeilen te bepalen; met opmerkingen van den Hoogleeraar Moll. Pl. I. Das neue Gewicht, welches zu Muiden bey den Strömungen vom 3. 4. und 5. Februar 1825 zuerst mit großem Vortheil gebraucht wurde, besteht aus einer Kugel von Gußeisen mit einem Bügel versehen. Eine gebohrte Kanonenkugel kann leicht dazu benutzt werden. — Pag. 10. P. Alma, verschijnsel, by de bereiding van het acidum nitroso-nitricum waargenomen. Die Flamme, die man bey der Bereitung dieser Säure durch den Kitt durchdringen sah, rührte vielleicht vom Kitt selbst her. — Pag. 15. G. J. Mulder over het acidum rosacicum en een zuur, uit hetzelfde vervaardigd. Bey einem Sciterischen fand der Verf., wider die Regel, im Harn das Acidum rosacicum. Diese Säure wollte sich im Weingeist nicht ganz auflösen. Unter andern Unterscheidungszeichen des Acidum uricum vom Acidum rosacicum führt der Vf. auf, daß dieses bey dem Verbrennen keine Spur von Stickstoff verrathe. Vogel sagt (Bulletin de pharmacie T. III. p. 416), daß einige Säuern das Vermögen besitzen das Acidum rosacicum in Harnsäuren zu verwandeln. Herr Mulder

fand aber, daß dieses ein Irrthum sey; er goß starke Salpetersäure auf das Acidum rosacicum und bekam wie Vogel einen weißgelben Niederschlag, welcher nach genauerer Untersuchung nicht Harnsäure, sondern eine besondere Säure war, die der Verf. Acidum nitro-uricum nennt. Da dieser Körper weißlicht war, konnte er nicht Acidum nitro-rosacicum genannt werden. — Pag. 27. S., over het zwart in de geraffineerde suiker. Seit einigen Jahren hat man in verschiedenen Raffinerien Amsterdam's bemerkt, daß sich bey'm Reinigen des Zuckers auf und in den Broden schwarze Flecken zeigten, die nach dem Trocknen erst recht sichtbar wurden. Ueber diese Erscheinung, die man sich in Amsterdam nicht erklären kann; enthält sich Ref. jedes Urtheils, da nur an Ort und Stelle die Ursache der Erscheinung vielleicht aufgefunden werden wird. — Pag. 29. G. J. Mulder, herhaling der planten-ontleding van Robinet. Es ist bekannt, daß Robinet im Opium eine neue Säure, welche von Pelletier und Guibourt Acidum codeicum genannt worden ist, gefunden haben will. Herr Mulder, der sich diese Säure bereiten wollte, konnte dieselbe durchaus nicht auffinden, obgleich er ganz wie Robinet verfuhr. Auch Robiquet und Pelletier haben, wie der Vf. erst nachdem er seinen Aufsatz schon geschrieben hatte, erfuhr, daß Acidum codeicum nicht finden können (Journal de pharmacie T. XI. p. 471.). — Pag. 44. B. C. Dumortier; over het geslacht Wilgen (Salix) en de naturlijke familie der Amentaceae. Nachdem der Verf. einige Worte über die Familie der Amentaceae gesagt hat, geht er zum Geschlecht Weide über, und versucht eine neue Eintheilungsart, wobey er das Nectarium hauptsächlich im Auge hat. Indem Ref. fest davon überzeugt ist, daß wir nie ganz ma

turgemäß werden eintheilen können, so muß er gestehen, daß ihm diese Eintheilungsart gut, und besser als viele der frühern bekannten gefallen hat. Jeder Beytrag ist willkommen. — Pag. 61. Tinant, Jun., opmerkingen over den grond en de gewassen der provincie Luxemburg. Die Aufzählung von 14 um Euremburg sich vorfindenden, in den übrigen Theilen von Holland nicht wachsenden (?) Pflanzen, so wie einige allgemeine Bemerkungen über die Gegend von und um Euremburg ist das Ganze des Aufsatzes. — Pag. 66. H. C. van Hall, inlandische soorten van Rhizomorpha. Der Verf. gibt vier Arten holländischer Rhizomorpha an, als: *R. subcorticalis*. *R. solidiuscula*. *R. putealis*. *R. setiformis*. Die zweyte Art *R. solidiuscula* ist wahrscheinlich neu; der Character ist *R. subteres*, *intus solida compacta*, *epidermide laxiuscula*, *fusca aut ferruginea*, *juniore aetate pubescente*, *ramis sparsis*, *raro anastomosantibus*. Interessant sind auch die allgemeinen Bemerkungen über alle vier Arten. — Pag. 77. W. Vrolik, waarneming van wormen, in de longaders en slagader, de takken der luchtpijp en de longzelfstandigheid van eenen Bruinvisch (*Delphinus Thocaena*). Daß ältere Beobachter, z. B. Ruisch, Spigelius und viele Andere in den Adern Würmer wollen gefunden haben, ist allgemein bekannt; nicht minder bekannt ist es aber auch, daß neue Beobachter an jener Wahrnehmungen sehr gezweifelt haben, z. B. vor allen Rudolphi, auch Duchelt. Der Verf. aber, dem man wohl trauen kann und darf söhnt uns mit jenen ältern aus, indem er berichtet, in den Lungenadern, Schlagadern u. dgl. des Braunsfisches sehr viele Würmer, und zwar *Strongylus inflexus* Rud. gefunden zu haben. — Also nicht alles Wurmhähnliche in einem Blutgefäße ist geronnenes Blut. — Pag.

84. G. Moll, over eene, vermoedelijk nieuwe, ontdekking in den Stillen Ocean. Am 14. July 1825 ontdeckte der Kapiteinlieutenant Eeg (Schiff Pollux) eine wahrscheinlich neue Insel, wenn es nicht etwa das Jesus-Eiland ist, dessen Lage früher vielleicht fehlerhaft angegeben ward. Der nördlichste Punct der neu-entdeckten Insel liegt $7^{\circ} 10'$ S. B., die Mitte der Insel aber $177^{\circ} 33' 17''$ D. L. von Greenwich. Die Abweichung der Magnetnadel war 7° östlich. Die Insel ist hufeisenförmig und kann 2 Meilen lang seyn. Als man sich ihr mit den Schaluppen näherte, kamen die Einwohner etwa 500 an der Zahl an den Strand. Die Einwohner sind kupferfarbig, einige tatuirt. Der Insel wurde der Name *Nederlandsch Eiland* gegeben. — Pag. 91. Verslag wegens het genootschap, ter bevordering der natuurlijke historie, te Groningen. Ueber diesen Bericht müssen wir den Leser auf das Buch selbst verweisen.

Bijdragen tot de natuurkundige Wetenschappen. u. s. w. No. II. — Pag. 95. J. Blanken, Janz., kort begrip van den steeds vergrootenden sluizenbouw. Daß mit der Ausbreitung des Handels und der Seefarth auch der Schleusenbau sich mehr ausgedehnt hat, wird wohl jeder mit dem Hrn. Verf. anerkennen, und gewiß hat das hier von ihm Gesagte das größte Interesse für diese Sache, besonders in Bezug auf Holland. — Pag. 111. Johannes Buijs, de magnetimeter het werktuig, door Wiltze Foppes, te Leeuwarden, uitgedacht, om de helling der magneetnaald te vinden. In diesem Aufsatz sucht der Verf. zu beweisen, daß schon vor dem Jahr 1765, das was Scoresby in Bezug auf die Magnetnadel entdeckt haben will, dem Wiltze Foppes bekannt gewesen sey, und daß dieser auch einen Magnetimeter erfun-

den habe, welcher auf denselben Principien beruhte, als der vom Scoresby. Der Verf. beklagt sich bitter darüber, daß man die Werke seiner Landsleute, möchten sie in Holländischer, möchten sie in Lateinischer Sprache geschrieben seyn, im Auslande nicht genugsam kenne und achte. Was das Nichtachten anbetrifft, so müssen wir dem Verf. gestehen, daß er sich irrt, und in Bezug auf das Nichtkennen liegt die Schuld, besonders in den jetzigen Zeiten an der Trägheit der Niederländischen Buchhändler. Die Schrift von Brugmans, *tentamina philosophica de materia magnetica* Franeker 1765 hätte Scoresby aber kennen sollen. — Pag. 121. N. C. de Fremerij, over de kristallisatie van het keukenzout. Die Bedingung zur Trichterbildung der Krystalle des Küchensalzes liegt nach dem Verf. darin; daß die Oberfläche des zu siedenden Salzes mit den aus den Pfannen aufsteigenden, noch mit Salztheilen geschwängerten Dämpfen in Berührung bleibe. So ist es nämlich bey dem gewöhnlichen Salzsieden, wobey man diese Krystallbildung wahrnimmt, und so verhielt es sich auch bey Versuchen, die der Verf. zu dem Ende anstellte. Chemische Versuche mit den vom Salz aufsteigenden Dämpfen möchten nach Ref. Meinung wohl nähern Aufschluß hierüber geben können und nicht bloß die Bedingung, sondern auch den wirklichen Grund, weshalb das Salz bald so, bald anders krystallisiert an die Hand geben. — Pag. 127. H. C. van der Boon Mesch, eene scheikundige ontleding van den jichtkalk. In den Concretionen die man bey einem, sehr an Sicht leidenden Manne, nach dem Tode desselben als die Sehnen, Bänder u. s. w. der Hand umgebend und durchbringend antraf, fand der Verf. Acidum uricum, Soda, Kalk, salzfauern Soda und Gallerte (geleistof). Das was sonst noch

über das Verhältniß der Nierensteine zum Sichtsübel u. s. w. angemerkt wird, ist allgemein bekannt. — Pag. 134. G. J. Mulder, over eens bereiding van meconiumzure morphine. Das meconium-saure Morphinum, welches Dr. Menici (Schweigger Journal für Chemie und Physik Bd. 15. Hft. 2. S. 155.) mittelst des Alkohols aus dem Opium abgeschieden hat, ist nach dem Verf. nicht dieser Körper, sondern Narcotin. — Pag. 135. H. C. van Hall, nalezing op de Flora Belgii Septentrionalis. In dieser Abhandlung, die keine genauere Anzeige zuläßt, finden wir manche Nachträge zu des Verfassers trefflichen Flora Belgii septentrionalis, 1825. — Pag. 150. T. D. Vrijdag Zijnen, verwisseling der zaagbladige wegedoornbeziën (Rhamnus catharticus), met die van den gemeenen liguster of mondhout (Ligustrum vulgare). Da wir glauben, daß die Verwechslung dieser verschiedenen Beeren nur von kenntnißlosen Menschen begangen werden könne, und da wir eben nichts Neues in diesem Aufsatz erfahren, so wollen wir nichts weiter von ihm verlauten lassen, ihn aber bestens denen, die diese Beeren mit einander verwechselten, empfohlen haben. — Pag. 153. W. Vrolik, opmerkingen bij de ontleding van eenen Kaiman, Crocodilus (alligator) sclérops. Der fast zu bescheidene Verf. liefert uns hier sehr lehrreiche Beiträge zur Anatomie des Kaimans, die wir jedem, der in anatomischer Hinsicht über dieses Thier zu wissen wünscht, auch zum Nachschlagen empfehlen. Nur gewöhnlich so genannten ersten Lendenwirbel nahm der Verf. noch ein kleines Rippen wahr, und dem gemäß nimmt er statt 12 Rückenwirbel und 5 Lendenwirbel, 13 jener, und 4 dieser an. Ref. freuet sich, die Inscriptiones tendineae im rectus abdom. so ge-

deutet zu sehen, wie er sie selbst vor einiger Zeit in der Isis gezeichnet hat. Wenn der Verf. von Cuvier, Humboldt und Zedemann darin abweicht, daß er nicht das Schild des Kehlkopfs für das bloße Zungenbein und Schildknorpel hält, so dürfte man ihm wohl beystimmen. Magen, Zwölffingerdarm und Leber, Kehlkopf und die männlichen Geschlechtstheile sind ganz gut abgebildet beygefügt. — Pag. 176. G. Moll, berigt omtrent het stoom schip the Enterprize, Kapitein Johnstone, uit Engeland naar Indië gestevend, en aan de Kaap de Goede Hoop aangekomen. The Enterprize ist das erste Dampfschiff, welches man am Kap gesehen hat. Obgleich wir hier sehen, daß ein Schiff bey gutem Winde schneller segelt, als es durch die Dampfmaschine getrieben wird (es legte nämlich segelnd am 10. October 1825 binnen 24 Stunden 190 Seemeilen zurück, mittelst des Dampfes aber, am 3. September 169 Meilen) so ist doch der große Vortheil eines Dampfschiffes bey weiten Reisen durch die Enterprize erwiesen. Der Bedarf an Kohlen war täglich 21,000 Pfund, also mehr als 7 Pfund für Pferdekraft binnen einer Stunde, und dieses ist noch wenig gegen die meisten andern Dampfschiffe, bey denen man 10 Pfund pro Pferdekraft rechnet. — Pag. 189. G. Moll, nog iets over het Nederlandsch Eiland. Dieses ist ein Nachtrag zu dem Aufsatz pag. 84, dem ein Plan vom neuentdeckten Nederlandsch Eiland beygefügt ist.

Bijdragen tot de natuurkundige Wetenschappen u. s. w. No. III. — Pag. 191. G. Moll, proeven over de snelheid des geluids. Nach den Versuchen, die der Verf. über die Geschwindigkeit des Schalls anstellte, fand er, daß die mittlere Geschwindigkeit bey 0° C. und trockener Luft in einer Secunde 332,05 Meter betrug. Merkwürdig war, daß die Geschwindig-

feit gleichförmiger beobachtet wurde; wenn der Schall wieder zurückkehrte, und daraus schließt der Verf. mit Recht, daß Versuche über die Geschwindigkeit des Schalls nur dann ein richtiges allgemeines Resultat gebe, wenn der Schall wiederkehrig sey. — Pag. 197. G. Moll, over twee nieuw uitgevondene kompassen, het eene Philips's patent-compass, en het andere Pope's patent-compass. Von diesen Instrumenten können wir nur sagen, daß sie gut ausgedacht sind und ihrem Zwecke gänzlich entsprechen werden; wir müssen aber auf den Aufsatz selbst verweisen, weil die Beschreibung und die beygefügte Zeichnungen sich gegenseitig so bedingen, daß das eine nur durch das andere deutlich wird. — Pag. 214. H. F. Thijssen, over de zelfontbranding. Mit vieler Kenntniß sind des Verf. Betrachtungen über die Selbstverbrennung, die er mit vielem Glück mit einer Werfung vergleicht, und für eine schnelle Werfung hält, geschrieben. Die Fälle von Selbstverbrennung, auf die der Verf. sich stützt, müssen wir bey unsern Lesern als bekannt voraussetzen, und dann bleibt uns nur noch zu bemerken übrig, daß Hr. Thijssen die beobachteten Fälle, wo, wie z. B. bey Bertholi, von außen die Verbrennung entstand, für keine wirkliche Selbstverbrennung, sondern für eine electriche Erscheinung hält. — Es gibt Fälle, sagt der Verf., wo der Phosphor sich nach außen abscheidet z. B. im Schweiß des Menschen; wenn nun die Natur unvermögend ist den Phosphor langsam aus dem Körper zu scheiden, dann können die Organe vom Phosphor durchdrungen und zur Entzündung mehr und mehr geeignet werden. Findet nun eine Ausscheidung von Wasser- oder Stickstoff mit gesäuertem Phosphor (? verzuurde phosphorus), oder von mit Phosphor gesättigtem Wasserstoffgas bey der Ausdünstung

statt, so kann der brennende Schweiß den Körper zum Theil in Brand stecken. Da ferner (wie der Verf. früher zu beweisen versucht hat) das Athmen, wie wir es bey dem flammenden Athem der Branntweintrinker sehen, zur Aussonderung von flüchtigen fremden Stoffen aus dem Blut dient, da, wie man beobachtete, Brust und Bauch vorzüglich durch das Feuer ergriffen und verzehrt wurden, so ist es wahrscheinlich, daß die Verbrennung größtentheils durch das Hinzutreten des Sauerstoffs in den Lungen ihren Ursprung nimmt, woraus sich dann auch die Unmöglichkeit nach Hülfe zu rufen erklären läßt. Als Hülfsmittel empfiehlt der Verf. Milch, Abschließen der Luft &c. Nicht aber bloß über die Selbstverbrennung bey Menschen, sondern auch über die andern Körper stellt der Vf. interessante Betrachtungen an. — Pag. 256. S. Stratingh, veelvaldige nuttige aanwending van eene, naar die van Dr. Fuchs en Körner gewijzigde, wijngeestlamp, tot eene reeks van belangrijke scheikundige werkzaamheden. Die Verbesserungen, die der Verf. mit den Weingeistlampen von Fuchs und Körner vornimmt, machen ihren Gebrauch ausgedehnter; zwey gute Holzschritte stellen die neue Lampe von Hr. Stratingh dar. — Pag. 286. J. Kops, over eene bijzondere kindering (prolificatio), van de gele wouw, Reseda lutea, β crispa, (Pers.). Die Ursache dieser Mißbildung, (sprossende Blume, flos prolifer) war auch hier, wie gewöhnlich Verpflanzung von einem mageren in einen fetten Boden. Aus der Mitte einer Blume schießen neue Blumen, und aus der Mitte dieser wieder neue hervor u. s. w.; was aber das merkwürdigste ist, ist daß der Stengel auswächst, bey vielen der Fruchtboden in eine lange Schote übergeht, und daß auch aus dieser Schote wie-

der neue Blumen hervorsprossen. Diese letztern neuen Blumen entstehen wahrscheinlich aus den drey Pistillen, die man an den Enden der Schoten noch wahrnehmen kann. Die trefflichen Abbildungen erläutern das Ganze. — Pag. 292. A. L. S. Lejeune en R. Courtois, aanteekeningen over eenige planten der Zuid-Nederlandsche Flora, en voornamelijk der Flora van de omstreken van Spa. Hier finden wir mehrere in Holland selten wachsende Pflanzen aufgezählt mit kurzen beygefügten Bemerkungen. — Pag. 300. Tinaut, jun., waarnemingen over den grond en de gewassen van het domeinbosch Grünewald bij Luxemburg. Einiges Allgemeine über diesen Wald, so wie die Aufzählung der darin vorkommenden phanerogamischen und cryptogamischen Gewächse ist das Ganze des Aufsatzes. — Pag. 304. G. Vrolik, ontleed- en natuurkundige aanteekeningen over den haai. Von dem vielen Guten, was uns hier gegeben wird, wollen wir unsern Lesern nur die Beobachtung des Verf. mittheilen, daß er bey dem *Squalus maximus*, der im J. 1821 an der Holländischen Küste gefangen wurde, das Skelett nicht knorpelicht, sondern knochicht fand. Die Knochenmasse hatte die Knorpel gleichsam incrustirt, und dann durchdrungen, es verhielt sich also unfähr damit, als wenn wie bey dem Menschen oder andern Thieren, die Knorpel, die zeitlebens knorpelicht bleiben müßten, verknöchern. Es bilden sich also keine Ossificationspuncte, die sich strahlicht, oder neßförmig u. s. w. immer mehr ausbreiten und nach und nach mit einander verschmelzen, woraus Ref. schließen möchte, daß jene Erscheinung eine krankhafte war. Was vom Foetus gesagt wird, ist uns willkommen; angenehm würde uns aber eine genaue Geschichte

der Entwicklung desselben gewesen seyn. — Pag. 333. van der Hoeven, systematische beschrijving van eenige insecten van Noord-Nederland. Das bekannte (in dieser Nro. bis Orthoptera) gut; wird also mit Still-schweigen übergangen.

B.....d

Worcester in Massachusetts.

By William Manning: Archaeologia Americana. Transactions and collections of the American antiquarian society. Published by direction of the society. Vol. I. 1820. S. 436. in 8.

Gehe wir zu einer Anzeige des Inhalts des vorliegenden ersten Bandes der Abhandlungen der americanischen alterthumsforschenden Gesellschaft übergehen, dürfte es den Lesern dieser Blätter nicht unwillkommen seyn, mit dem Ursprunge und der Einrichtung dieser Gesellschaft, nach Anleitung der den Verhandlungen selbst vorgedruckten Actenstücke näher bekannt zu werden. Im October 1812 wandten sich zuerst sechs wissenschaftlich gebildete Männer aus dem Staate von Massachusetts an den Senat und das Haus der Repräsentanten desselben, mit der Bitte, sie selbst und wer in der Folge sich mit ihnen vereinigen möchte, unter dem Namen einer Americanischen Alterthums-Gesellschaft, als eine Corporation zu constituiren. Bereits am 24. October desselben Jahres erfolgte die erbetene Acte, wodurch der Gesellschaft das Recht ertheilt ward, Beamte und auswärtige Ehren-Mitglieder zu ernennen, ein eigenes Siegel zu führen, als politische Corporation aufzutreten, Statute abzuzufassen, Versammlungen zu halten, und Geschenke und sonstiges Eigenthum zu erwerben und zu besitzen, vorausgesetzt daß das unbeweg-

liche Vermögen ein Einkommen von 1500 Dollars, das bewegliche, jedoch mit Ausnahme der Bücher und Kunstfachen, einen Betrag von 7000 Dollars nicht übersteige; die Stadt Worcester, (hauptsächlich wegen Feuers- und Feindes-Gefahr hatte man eine kleine Stadt im Inneren des Landes gewählt) ward zum Sitze des Museums und der Bibliothek bestimmt. Am 19. November ward darauf unter dem Voritze des Herrn Thomas zu Boston die erste Sitzung gehalten. Kenntniß der Geschichte, Sammlung und Aufbewahrung der Alterthümer, vorzüglich von America, ward als der Zweck der Gesellschaft festgesetzt. Bald wurden im ganzen Umfange der Union wissenschaftliche Männer zu Mitgliedern der Gesellschaft ernannt, durch deren Beiträge dieselbe unterhalten und erweitert werden sollte, so wie auch auswärtige Mitglieder in Europa, Ostindien und China; ein Rath von dreißig Mitgliedern nebst den erforderlichen Beamten ward an die Spitze gestellt und zu Worcester ein eigenes Gebäude für die Bibliothek und das Museum errichtet. Wie schnell die Anstalt zugenommen und mit welchem regen Interesse sie von mehreren Seiten unterstützt worden, darüber geben die Berichte der Ausschüsse, der letzte ist vom 23. October 1819 datirt, die erfreulichste Auskunft. Bereits im Januar 1815 hatte sich die Gesellschaft neue umfassende Gesetze gegeben, welche ebenfalls einen Theil dieses ersten Bandes ausmachen. Die in demselben enthaltenen wissenschaftlichen Aufsätze sind folgende: 1) die am Ende des 17ten Jahrhunderts zuerst in Frankreich erschienene, dann in England übersetzte, hier aber, weil die gedruckten Exemplare zu den Seltenheiten gehören, aufs neue abgedruckte Reise des Pater Louis Hennepin, die Entdeckung des Mississippi und der benachbarten

Gegenden betreffend; 2) Beschreibung der in dem Staate von Ohio und anderen westlichen Staaten entdeckten Alterthümer, mitgetheilt von Caleb Atwater (Jan. 1820). Es sind diese Monumente, denjenigen, welche Humboldt in Mexiko fand, auffallend ähnlich, daher der Einsender die Hypothese durchzuführen sucht, daß sie von einem und demselben Volke herrühren, das vielleicht von den Vorfahren der nachmals jene Gegenden bewohnenden indianischen Stämme gedrängt, seine Wohnsitze verlassen und sich nach Mexiko gewandt habe. Daß dieß Volk den nordamericanischen Wilden an Cultur bey weitem überlegen gewesen, geht aus allem deutlich hervor. 3) Bericht über den dermaligen Zustand der im Staate Ohio sich aufhaltenden indianischen Stämme, in einem Briefe von John Johnston, Agenten der vereinigten Staaten für die Angelegenheiten der Indianer, zu Piqua (Jan. 1819); mitgetheilt von Caleb Atwater. Auffallend ist die Abnahme aller dieser Stämme. Außer einer Aufzählung aller zwischen ihnen und den vereinigten Staaten noch in Kraft befindlichen Verträge enthält zugleich der Aufsatz noch Angaben über die Sitten und Gebräuche der Indianer und ein Vocabularium über die Sprachen des Shawanoese Wyandot Stammes. — Kleinere vermischte Abhandlungen: 1) Vermuthungen über die Ureinwohner von Nordamerica, mitgetheilt von Moses Fiske. 2) Alterthümer und Merkwürdigkeiten des westlichen Pensylvaniens, von Timothy Alden (Febr. 1820). Verschiedene Briefe und Aufsätze, mitgetheilt von E. Mitchill, die Ureinwohner von Nordamerica und deren Alterthümer betreffend (Jan. 1817). 4) Auszug aus einem Briefe von John Farnham, enthaltend eine Beschreibung der Mammothhöhlen in Kentucky. 5) Brief Carl Wilkins's, einen in dem Cabinette

der Gesellschaft befindlichen, in derselben Höhle aufgefundenen aufgetrockneten Leichnam betreffend (Octr. 1817). 6) Kurzer Bericht über die Carai- ben, welche die Antillen bewohnten, mitgetheilt von Will. Sheldon von Jamaica, Correspondenzen der Societät. U n h a n g. Beschreibung einer großen, merkwürdigen Salzhöhle in Indiana, in einem Briefe von dem Eigenthümer derselben, Benj. Adams; mitgetheilt von Farnham. — Der enge Raum dieser Blätter gestattet uns nicht, weitere Auszüge aus den angeführten größtentheils höchst interessanten Aufsätzen zu liefern; wie sehr aber auch der Sinn für Wissenschaften in den vereinigten Staaten fortschreite, davon gibt dieses Werk einen neuen überzeugenden Beweis.

C e l l e.

Ben Schulze: Historisch-topographisch-statistische Beschreibung der Stadt Celle im Königreiche Hannover. 1826. VIII. u. 312 S. in 8. Mit 2 Kpfrn. u. 2 Steindrücken.

Celle, als ehemalige Residenzstadt der Lüneburgischen Herzöge und als Sitz des höchsten Justizhofs für das Königreich Hannover, stets als zweyte Stadt desselben, ihrem Range nach, anerkannt, vermißte noch immer ihren Geschichtschreiber, und so glaubte der Verf. des oben bemerkten Werks, durch dasselbe eine Lücke in der Landesgeschichte ausfüllen zu können. Es zerfällt in zwanzig Abschnitte, geographische Lage, Klima und natürliche Beschaffenheit, topographische Beschreibung der Stadt und ihrer Vorstädte, Bevölkerung und Consumtion, Gewerbszustand, Erbauung der Stadt, Geschichte derselben, weltliche Verfassung, kirchliche Verfassung, Anstalten zur Beförderung des Handels, Bildungsanstalten, polizeyliche Anstalten, Medicinalanstalten, Armenanstalten, milde Stiftungen, Landesbe-

hördten und Landesanstalten, deren Sitz die Stadt ist, Beschreibung der öffentlichen Gebäude, eingegangene Kirchen und Klöster, Culturzustand, gesellschaftlicher Zustand und öffentliche Vergnügungen, Verzeichniß einiger in Gelfe geborner Gelehrten und Schriftsteller, endlich Miscellen. Die beiden Kupfer stellen den Grundriß und eine Ansicht der Stadt, die beiden Steinbrücke, das Zucht- und Irrenhaus, und einen, in einer Mauer des dortigen Schlosses eingemauert gefundenen Damenschuh nebst einer räthselhaften Inschrift (welches jetzt auf der Königl. Bibliothek zu Hannover aufbewahrt) dar. — Die jetzige Stadt ist zwischen 1290 — 1330 erbauet, die ältere, die man schon zu Karls des Großen Zeit antreffen will, zu einem Dorfe (Altenelle) herabgesunken. Sie liegt unter 52° 37' 28" der Breite, und 27° (durch einen Druckfehler steht irrige 30°) 51° 2' der Länge. Stadt und Vorstädte enthalten 1286 Feuerstellen, die auf 1,147,575 Rthlr. Cass. M. versichert sind, und von denen 506 Feuerstellen auf die Stadt selbst kommen. Die gesammte Einwohnerzahl besteht aus 9729 Seelen mit Ausschluß des Militairs, von denen 4609 in der Stadt wohnen. In weltlicher Hinsicht ist die Stadt von den Vorstädten getrennt, erstere steht unter einem Stadtmagistrat und hat eigene Stadtgesetze, letztere unter der Burgvogten. In kirchlicher Hinsicht zerfällt die Bevölkerung in sieben Parochien (unter denen eine katholische mit 4 — 500 Gemeindegliedern, und eine reformierte, von etwa 100 Gemeindegliedern); außerdem haben die Juden, deren Anzahl 130 ist, eine Synagoge daselbst. Bis 1705 war die Stadt Residenzstadt, von da ab bloße Provinzialstadt. Gegenwärtig ist sie Sitz mehrerer Centralbehörden (Oberappellationsgericht, Landesöconomicollegium) und mehrerer allgemeinen Landesanstalten, von denen vorzugsweise die landwirthschaftliche Gesellschaft, das Landgestüt, die Irrenanstalt und das Zuchthaus, so wie das Hebammeninstitut genannt werden mögen; dann aber auch der Sitz sehr vieler Provinzial- und Localbehörden, so daß sich in derselben, außer Hannover, wohl die zahlreichste königliche Dienerschaft befindet. Von den daselbst befindlichen öffentlichen Bibliotheken (über welche detaillierte Nachrichten gegeben werden) zeichnet sich die sogen. Tribunalsbibliothek, die Kirchenbibliothek, und die Bibliothek der Aerzte, so wie die der landwirthschaftlichen Gesellschaft aus.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

13. Stück.

Den 22. Januar 1826.

Stralsund.

Bey Carl Köppler: Schwedischer Mutarch von
F. F. von Lundblad. Uebersetzt von F. von
Schubert. Erster Theil. 1826. 286 S. 8.

Der Verf. behauptet mit Recht, daß Schweden
sich vielleicht in größerer Maaße als die meisten
andern Länder einer Anzahl großer Männer er-
freue. Er hat den Vorsatz, keinen derer, die in
größerm Maaße zur Ehre der Schwedischen Na-
tion, gleichviel ob als Krieger, Denker oder Dich-
ter beygetragen haben aus seiner Sammlung
auszuschließen. In Hinsicht der Chronologie will
er sich aber nicht an einen bestimmten Zeitraum
binden, so wie er auch nicht nöthig gefunden
hat, von einem gewissen Zeitraum auszugehen,
um von da ab an die Männer in einer Chrono-
logischen Ordnung folgen zu lassen. Wir räu-
men ein, daß es für den Verf. bequemer ist,
seine Gemälde ohne chronologische Ordnung auf-
zustellen; er kann dann sich mit der Darstellung
derjenigen Charactere beschäftigen, für deren Ge-
schichte sich ihm die meisten Materialien darbie-
ten; oder die ihm am meisten zusagen; allein

seine Gallerie verliert ungemein an historischem Werth, und die Darstellung selbst muß mit Wiederholungen überladen werden, wenn sie nicht unvollständig erscheinen soll. Der große Mann verdankt seine Größe eben so sehr den herrschenden Verhältnissen unter welchen er lebte und handelte als seinen Talenten; mehr als ein Cäsar, sagt ein Englischer Dichter, schläft ewig unbekannt auf jedem Dorfkirchhofe den eisernen Todeschlaf. Diese Verhältnisse hängen, wie an einer Kette, an einander. Jeder Einzelne kann allerdings für sich belehren und unterhalten, aber nicht ohne die Schilderung des Theaters seiner Wirksamkeit. Nicht ohne Zweck erblickt man Plutarch's - Helben in einer gewissen Ordnung. Das Conversationslexicon liefert auch der Biographien viele, aber nur zum Nachschlagen. Unsere Bemerkung bezieht sich nur auf den in der Vorrede enthaltenen Plan des Verfs. für die Fortsetzung seines Werks, nicht auf den vor uns liegenden ersten Theil selbst. Horn, Banner und Torstensson gehören einem Zeitalter an, ihre Gemälde können gar füglich neben einander aufgestellt werden. Der Verf. verweilt mit großem Wohlgefallen bey dem ersten. Streng war Horn sagt er, in Ausübung seiner Pflichten gegen sich selbst und seine Untergebene; deswegen wurde er vielleicht weniger als seine Mitfeldherren von den Officieren geliebt. Er überließ sich mit diesem nicht den Ausschweifungen des Kriegslebens wie Baner; er übersah nicht ihre Grausamkeiten wie der kriegerische Wrangel oder der Parteygänger Königsmark. Er hatte größeren Ruhm in der Ferne als im eigenen Vaterlande. Schon in seinem früheren Alter besaß er eine gründliche Gelehrsamkeit. Das Leutselige und Anspruchslose in seinem Umgange, die vielen Sprachen, welche er mit Geläufigkeit redete, seine feinen Sitten, seine Treue in der Freundschaft, seine Bärt-

lichkeit gegen Gattin und Kinder. Diese Eigenschaften waren es, die ihn eben so beliebt als Mensch, als geachtet von Freunden und Feinden machten. Weniger glücklich als Banner und Torstenson, gab er diesen nicht an Geist und Muth nach. Wir setzen diesem hinzu: Horn stand vielleicht auf einer zu hohen Stufe der sittlichen Bildung, unter den Anführern der rohen Kriegermänner der damaligen Zeit, die erste Stelle einzunehmen. Auch scheint ihm jene Kühnheit in Entwürfen und Beharrlichkeit in der Ausführung gemangelt zu haben, Eigenschaften, denen Banner und jener berühmte deutsche Prinz, der Weimarsche Bernhard, ihren glücklichen Erfolg in vielen Gefechten verdankten. Der Herz. ist zu sehr Schwede, um immer die Verhältnisse in welcher Drenstjerna und die Generale, die an der Spitze der Schwedischen Armee, nach Gustav Adolphs Tode waren, zu den deutschen protestantischen Fürsten standen, aus dem richtigen Gesichtspunkte zu beurtheilen. Darf es billiger Weise dem Herzoge Bernhard verdacht werden, daß er den Aufstand der deutschen Soldaten zu Heilbrun benutzte, die Erfüllung der ihm von Gustav Adolph gemachten Verheißungen (welche im Besitze des Herzogthums Franken, der Stifte Würzburg und Bamberg, und dem Titel eines schwedischen Generalissimus bestanden) von Drenstjerna zu verlangen? — „wenn sich ein Feldherr, sagte Horn damals, dergleichen erlaubt, was kann man dann von dem Soldaten erwarten, den keine höhere Ehre bindet, und der nur sein, jeden Tag auf dem Spiel stehendes Leben zu verlieren hat.“ Diese Worte aus Drenstjerna's Schwiegerohnne Munde, zeigen deutlich, daß der schwedische Kanzler die Anstrengung der deutschen Fürsten nur aus dem Gesichtspunkte, daß sie einzig Schwedens Wohl zum Ziele haben könnten und dürften, betrachtete. Wir werden später noch einmal Gelegenheit ha-

ben, diese Saite zu berühren, und bemerken hier nur, daß der Verf. glaubt, den Schritt Drenstjerna's, die schon geschehene Aufassung des Herzogs der Dienste des Reichs zurückzunehmen, und dessen Ehrgeiz, in so weit Schwedens Sicherheit es forderte, zufrieden zu stellen, mit der Nothwendigkeit die Armee zu beruhigen, entschuldigen zu müssen. Es scheint uns, daß wenn der schwedische Canzler sich auch nicht verbunden achtete, Gustav Adolphs Zusagen zu halten, die Politik ihn doch gleich Anfangs hätte lehren sollen, seinem Stolze nicht Gehör zu geben. Bey der Verschiedenheit des Charakters von Horn und Herzog Bernhard konnte das gemeinschaftliche Commando beider, keine günstige Resultate herbeiführen. Horn stimmte bekanntlich gegen die Schlacht bey Nördlingen; nur als man ihn im Kriegsrathe einer Treulosigkeit gegen das unglückliche Nördlingen, von dessen Thurme schon drey Nächte die verabredeten Nothsignale geleuchtet hatten und selbst der Feigheit beschuldigte, gab er nach, kämpfte tapfer und ward auf dem Rückzuge, den er vergebens mit Ordnung leiten wollte, gefangen. So wie wir in der Geschichte immer Veranlassungen zu Parallelen finden, so erinnert die Schlacht von Nördlingen an die auf dem Schellenberge bey Donauwerth. Dort befehligten auch zwey Anführer verschiedener Nationen. Marlborough wollte angreifen, der Prinz von Baden nicht. Als letzterer gezwungen dem Angriff des Engländers folgen mußte, kämpfte er tapfer und ward schwer verwundet. Aber Marlboroughs Schaaren siegten, und Herzog Bernhard ward von seiner deutschen Cavallerie im Stiche gelassen. Herzog Bernhard, erzählt der Verf., hatte sich im Kriegsrathe solcher Ausdrücke bedient, die einen Beweis geben, daß er keinen Unterschied zwischen der Bedachtsamkeit eines mit ihm verbundenen Generals und dessen Muth zu machen

verstehe; doch gab Horn ihm deshalb weder einen unfreundlichen Blick, noch eine ernste Antwort, zeigte sich in der Schlacht wie ein Löwe, und war der Letzte auf dem Wahlplatze. Dieses edelmüthige Benehmen rührte auch das Herz des großen Bernhards. Als er am Abend dieses Blutbades ganz allein einige der Flihenden um sich versammelt hatte, klagte er, sich wie ein Verzweifelter vor die Brust schlagend: „Ich bin der unverständige Krieger, Horn aber ist ein weiser Mann! Wo ist der tapfere Feldmarschall? Ach! gefangen ist er, und ich stehe hier beschimpft durch den Ausgang.“ Seine letzten Kriegsthaten verrichtete Horn als commandirender General der Schweden, im Kriege in Schonen. Obwohl dieser kaum zwey Jahre dauernde Krieg keinen ausgezeichneten Platz in der Geschichte einnimmt, so werden die von dem Vf. mitgetheilten Details für das militairische Publicum doch ein größeres Interesse haben, als die über den dreißigjährigen Krieg, weil sie weniger bekannt sind. Horn starb im J. 1657.

Der Verf. sagt von Horn: sein Leben gleicht mehr einem heitern Tage mit ununterbrochenem wohlthätigen Sonnenscheine, als einer Nacht, die durch einige Blitze Bewunderung erweckt. Von Baner heißt es, er glich dem merkwürdigen Landsee im Norden, der auch während der Windstille braust. In der Freundschaft, so wie im Hasse, in der Betrübniß, so wie in der Freude, bey der Tafel, so wie in allen andern Genüssen kannte er keine Gränzen. Seit seinem zwanzigsten Jahre hatte er seine Zeit fast beständig außerhalb seinem Vaterlande im Felde zugebracht, weshalb seine Persönlichkeit in die großen Begebenheiten oft so sehr verflochten ist, daß es schwer hält, sie richtig aufzufassen und zu schildern. Er haßte allen Land. In seinem Umgange, wie an der Spitze der Armee, war er gebieterisch. Deshalb hatte er auch

unter den Schweden viele Feinde. In seinen Operationen und in seiner Armee litt er keine Abhängigkeit von seinem Hofe. Er wollte hier wie ein unumschränkter König schalten. Eher hätte er den Befehl niedergelegt, als daß er einem einzigen Winke von daher Folge geleistet hätte. Die Soldaten liebten ihn. Gleichwohl duldete er nicht, daß sie oder die Officiere, durch die Beute, welche das eroberte Land darbot, sich bereicherten. War er in Belagerungen unglücklich, so war er um so unwiderstehlicher auf dem Schlachtfelde, wo er nie seinen Uebermann fand. Seinen Ruhm verkündigten 600 eroberte Fahnen und Standarten, die er ins Vaterland schickte. In seinen Feldzügen fanden 80,000 Feinde den Tod. Von seinem Verfahren zeugten die ausgeplünderten Städte Sachsens und Böhmens und hunderte von eingeäscherten Flecken und Dörfern. Den Krieg unterhielt er nicht auf Kosten des Vaterlandes sondern der Feinde, und wir müssen hinzu sehen; der Alliierten. Baners Character war an sich nicht geeignet, Schweden Alliierte zu erhalten. Der Vf. erwähnt einiges von seinem Betragen gegen Brandenburg und Sachsen; auch jener merkwürdigen Unterredung zwischen ihm und dem Churfürsten Johann Georg v. Sachsen, den er durch seine Hestigkeit zu dem Ausruf brachte: „Was, wollt Ihr mich auf die Finger klopfen? Das merkwürdige Verhältniß Schwedens zu den Lüneburgischen Fürsten, oder bestimmter zu reden zu dem Leiter derselben, Georg, erstem Herzog von Calenberg, wird in dieser Biographie nicht berührt. Kein schwedischer Feldherr handelte so bestimmt nach dem Drenstjernaschen Grundsatz: daß sämtliche deutsche Fürsten und Generale der Verbündeten, sich unbedingt seinem harten Kriegsdirectorio unterwerfen sollten. Aber keiner der Fürsten und Feldherren mußte sich so unabhängig von Schweden und dem so allgemein gefürchteten Baner zu erhalten als Georg,

unerachtet seiner beschränkten Hülfquellen. So viel vermögen Talente und Erfahrung, wenn sie mit Festigkeit gepaart sind! Nur einmal überliete Baner den Lüneburgischen Helden, nämlich als er durch Bestechung Klizing, den commandierenden General Georgs, verleitete, den ihm von seinem Herrn vorgeschriebenen Plan zu verlassen, und mit den seinen Befehlen anvertraueten Truppen sich öffentlich für die Schweden zu erklären. — Mehrere haben behauptet, daß Französisches Gift, Andere, daß Ausschweifungen, Veranlassung zu Baners frühzeitigem Tode gewesen sey. Der Vf. ist der Meinung, daß für die Glaubwürdigkeit des ersteren sich keine genügende Veranlassung finde, und das letztere nur Angabe der Tadel- und Schmähsucht gewesen sey. Der Hauptgrund seines frühzeitigen Todes, sagt er, war kein anderer, als seine nie ruhende Thätigkeit, und die übertriebene Anstrengung seiner Kräfte. Indessen läßt der Umstand, daß von den Gästen, die an dem Gastmahle des Marschalls von Guebriant in Hildesheim Theil nahmen, Prinz Christian von Hessen und Graf Otto von Schaumburg gleich nachher, Herzog Georg und Baner aber, nachdem sie ihr Leben noch Vierteljahr geschleppt hatten, starben, das Daseyn eines fürchterlichen Geheimnisses mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit voraussehen.

Das dritte Gemälde in dieser Gallerie nimmt jener Feldherr ein, von dem Johannes v. Müller einst sagte: in der Kriegskunst stand Torstenson gegen keinen der großen von Gustav Adolph gebildeten Feldherren zurück; als Mensch hatte er Vorzüge vor den mehrsten. Torstenson war von einem festen, ruhigen und leutseligen Character und liebte den Scherz. Strenge gegen die Ungehorsamen, war er versöhnlich und Freund eines jeden, der entweder nach der Bestrafung oder aus Reue zu seiner Pflicht zurückkehrte. Man sage nicht, daß die Gegenden Deutschlands, die noch die Merkmale seines Ver-

fahrens tragen, von seiner Unmenschlichkeit zeugten; der Krieg hat vielmehr unter seinen Händen eine mildere Gestalt angenommen, und außerdem muß man bedenken, daß ihm für seine Armee die Hülfsmittel nicht zu Gebote standen, die Gustav Adolph besaß, daß er oft nothgedrungen war, auf Kosten des Feindes, oder des fremden Landes, den Krieg zu führen. Torstenson übereilte sich selten. Er ließ sich durch das Glück nicht verführen, und vom Unglücke nicht niederbeugen. Der Verstand ging bey ihm in gleichem Schritte mit dem Glücke. Unter seinen Verdiensten als Feldherr bewundert man vorzüglich die erstaunliche Schnelligkeit, mit der er seine Unternehmungen ausführte. Er war fast immer unerwartet da wohin er kam. Mit ganzen Heeren flog er von der Donau nach den Belten, und wieder zurück.

Wir können die Vermuthung nicht unterdrücken, daß in den schwedischen öffentlichen und Privat-Archiven noch viele bisher nicht benutzte Quellen zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges vorhanden sind. Der Vf. scheint keinen Zutritt zu selbigen gehabt zu haben. Außer einem Mspt. in der Bibliothek zu Ludwigslust: Leben und Wirken des Herzogs Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg v. J. Fr. Hegel, citiert er nur Druckschriften, wovon einige in schwedischer Sprache in Deutschland noch nicht sehr bekannt sind. Unbekannte historische Thatfachen sucht man im schwedischen Plutarch vergebens, auch scheinen eigentliche militärische und politische Bemerkungen nicht in dem Plan des Vf. zu liegen. Er zeichnet seine Helden und ihr Zeitalter aus einem philosophischen Gesichtspuncte. Unsere Leser werden aus den in dieser Anzeige aufgenommenen Stellen aus seinem Plutarch beurtheilen, irwiefern ihm dieser gelungen sey; uns hat sein Werk eine unterhaltende Lecture gewährt, die uns dessen Fortsetzung wünschen läßt.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

14. Stück.

Den 25. Januar 1827.

S c h l e s w i g.

Im Verlage des Königl. Taubstummeninstituts:
Ueber humanes Leben, von Joach. Dietrich
Brandis, M. D. Königl. dänischem Leibarzt,
Statsrath u. s. w. 1825. XXXV. u. 335 S.
in Octav.

So unbestimmt der Titel dieses Buchs ist, das eine ausführlichere Anzeige und Beurtheilung verdient, als ihm in diesen Blättern zu Theil werden kann, so vieles umfaßt sein Inhalt. Aus dem abgesonderten Gebiete der Physiologie und Anthropologie führt es uns nicht nur in das weite Feld der Sprachkunde, der Religionswissenschaft, der Politik und Geschichte, der Finanzwissenschaft; es berührt außerdem noch fast alles, was bey der Würdigung der Eigenthümlichkeiten des menschlichen Lebens im Gegensatze mit dem bloß thierischen und dem Pflanzenleben in Betracht gezogen werden kann. Es ist also kein Buch für Diejenigen, die auf strenge Absonderung jedes wissenschaftlichen Fachs von andern Fächern bringen; aber wer sich gern auch außer-

M

halb eines abgeschlossenen Horizonts belehren läßt, wird dem Verf. keinen Vorwurf darüber machen, daß man in einem, laut der Vorrede, ursprünglich zum zweyten Theile der Pathologie bestimmten Werke eine Menge von Untersuchungen zusammengestellt findet, die freylich mit der eigentlichen Pathologie unmittelbar nichts gemein haben, aber einen Arzt beurfunden, der, als selbstdenkender Kopf und mit der mannichfaltigsten Gelehrsamkeit ausgerüstet, das menschliche Leben in seinem ganzen Umfange sich zu verdeutlichen sucht. Und wer, wie dieses Mal der Recensent, über die meisten Punkte anders denkt, als der Verf., wird doch, wenn er unbefangener genug ist, den Geist der wahren Humanität, in der Herder'schen Bedeutung des Wortes, der in dem ganzen Buche sich ausspricht, ehren, dem Verf. für mehrere Belehrungen dankbar werden, und an der Selbstständigkeit der Reflexionen, die keiner Schule nachgesprochen sind, ein liberales Wohlgefallen finden. Was die neueste Mode des deutschen Superpurismus noch ein Mal gegen das Wort human, also schon gegen das Titelblatt, einzuwenden haben wird, thut nichts zur Sache. Von allgemeinen Betrachtungen über vegetatives, animalisches und menschlich-geistiges oder humanes Leben nimmt die Untersuchung den Auslauf. Dann verbreitet sie sich sogleich über die allgemeinsten und wesentlichsten Manifestationen des menschlich-geistigen Lebens. Diese sind, nach dem Verf., Sprache, Gottesverehrung, Staat, Familie und Wissenschaft. Von diesen Gesichtspunkten wendet sich die Untersuchung zu den physiologischen und allgemein anthropologischen Betrachtungen, von denen sie ausging, zurück, um die Wechselmanifestationen des vegetativen, animalischen und humanen Lebens nachzuweisen und daraus zugleich die Seelenkrankheiten zu erklä-

ren. Nur das erste Kapitel ist der physiologischen und anthropologischen Grundlage gewidmet. Der Verf. erklärt sich in diesem Kapitel zwar nicht ausdrücklich für die neue, jetzt gewöhnlich so genannte Naturphilosophie, scheint aber doch in seinen Grundansichten der Lebenserscheinungen mit dieser Naturphilosophie ziemlich übereinstimmend zu urtheilen; auch seine religiöse Begriffe nehmen dieselbe Richtung, und schon im siebenten Paragraphen wird den Worten: „der menschliche Geist strebe das Weltganze zu erfassen“, in einer Parenthese als synonyme Ausdruck beygefügt: „Gott zu erkennen.“ Dieser Ansicht gemäß werden dann auch sogleich die Versuche, das Leben als eine Substanz aufzufassen, oder es auf den Begriff von einer substantiellen Seele zurückzuführen, von der Hand gewiesen. Kein dynamisch denkt der Vf. sich das Leben als eine allgemeine und unmittelbare Thätigkeit, die durch ihre vegetativen Functionen sich körperlich im Raume begränzt und zu einem organischen Ganzen gestaltet, in ihren animalischen Functionen durch die Empfindungsorgane der Entwicklung von Vorstellungen und Begierden fähig wird, und auf ihrer höchsten Stufe, wo menschliches Leben entsteht, sich selbst als eine Einheit erfäßt, die durch Denken, dessen Ziel immer Einheit ist, das Ganze als die vollendete Einheit in sich aufzunehmen strebt. Aber stehen diese Erklärungen des Lebens hier nicht eben so willkürlich, wie in andern Theorien, da? Haben sie einen mehr als hypothetischen Werth? Die Erregungen des Lebens werden vom Verf. eingetheilt in materielle, sensorielle und geistige. Als Fortpflanzungen des Lebens werden auch Ansteckung, Nachahmung und Enthusiasmus betrachtet und durch mehrere, dem Verf. eigene Reflexionen erläutert. Alle Lebensäußerungen, die geistigen sowohl, als die sensorielle und materielle,

werden als Producte aus dem Reize und der Erregbarkeit genauer bestimmt. Was wir im Allgemeinen Vernunft nennen, das Unterscheidungsmerkmal der menschlichen Natur, heißt bey dem Vf. das geistige oder wesentlich menschliche Leben überhaupt, dessen Schwanken und Wogen in jeder Richtung als einerley mit den vernünftigen und unvernünftigen Bestrebungen der menschlichen Natur sich offenbare. Doch anstatt über diese, der Philosophie des Recensenten keinesweges zusagenden Begriffe mit dem Verf. zu rechten, wollen wir ihn lieber zu den Untersuchungen begleiten, die den größten Theil des Buchs einnehmen. Aber wir müssen uns darauf beschränken, aus einer Menge von Bemerkungen und gelehrten Notizen, mit denen diese Kapitel ausgestattet sind, nur Einiges hervorzuheben. Ueber die Sprache, als das erste Merkmal des humanen Lebens, nur wenige Bemerkungen, die sich auf den Unterschied zwischen den sinnlichen und den geistigen Bestandtheilen der Sprachen beziehen. Desto ausführlicher über die Gottesverehrung. Aber hier tritt auch sogleich wieder der oben bezeichnete Begriff von Gott hervor. Denn nach dem Verf. gründet die Religion sich darauf, daß der Mensch durch die Vernunft, den Odem Gottes in der menschlichen Natur, in der Mannichfaltigkeit der natürlichen Dinge die Einheit zu erkennen, dadurch der ersten Ursache des Lebens auf die Spur zu kommen, und diese Ursache zu einer deutlichen Anschauung zu bringen sucht. Aber wir zweifeln auch, daß viele Leser mit dem Verf. die Ansicht theilen werden, die er von der Verschiedenheit der Religionen hat. Denn nachdem er die Religionen überhaupt in theosophische oder symbolische und mythische oder moralische eingetheilt; (eine Eintheilung, die nicht leicht jemand unterschreiben wird, der die Wörter im gewöhnli-

chen Sinne nimmt) glaubt er damit zugleich das Eigenthümliche der griechischen Mythen, die die schöne Kunst beflügelten, aber der Vernunft keine Schranken setzten, im Gegensatz mit der symbolisierenden und durch strenge Symbolik die Vernunft in Fesseln schlagende Priesterweisheit des Orients bezeichnet zu haben. Vom Standpunct des humanen Lebens aus verbreiten sich die Reflexionen des Verfassers über das weite Feld der Geschichte der Religionen. Er theilt uns seine Gedanken über die Religionen der Erzväter mit, über den Ursprung des Christenthums, über Kirche und Glauben, über Heilige und Sacramente, über Hierarchie und Intoleranz, und über das Mönchswesen. Und um weiter auf die Geschichte der Kirchenreformation zu kommen, und zu erklären, wie diese von Deutschland ausging, vertieft er sich in die Urgeschichte der germanischen Völker, und verwebt in diese Geschichte wieder specielle, die alte Geographie betreffende Bemerkungen über eine vormalige Verbindung des scandinavischen Nordens mit dem östlichen Asien. Auf diesen Gegenstand, bey dem er lange verweilt, bezieht sich auch eine besondere Erläuterung in der Vorrede. Dann lenkt die Untersuchung wieder zur päpstlichen Hierarchie um, und endigt mit dem Gegensatz zwischen Protestantismus und Katholicismus. Bey einer solchen Behandlung des Stoffes blieb ganz der Willkühr des Verfs. überlassen, was er in dieses Kapitel aufnehmen wollte, wenn es nur an irgend einem Faden mit der Geschichte der Religionen zusammenhing. Ebenso scheint die eigentliche Bestimmung des folgenden Kapitels, das vom Staate handelt, zu seyn, alle wichtigsten Resultate des Nachdenkens des Verfs. über die Grundsätze der Politik und über die Staatengeschichte auszusprechen, weil doch auch alles dieses mit dem Begriffe von humanem

Leben zusammenhängt, und auch dem denkenden Arzte nicht gleichgültig seyn kann. Wir finden also in diesem Kapitel Reflexionen über Ackerbau und Industrie, und besonders ausführliche Untersuchungen über Handelscompagnien, Banken, Papiergeld und andere Gegenstände der Finanzwissenschaft. Auch statistische Berechnungen von Einfuhr- und Ausfuhr-Artikeln fehlen nicht. In allen diesen Untersuchungen erkennt man den selbstdenkenden Kopf, der freylich von manchen Verhältnissen Ansichten hat, die wohl von andern Sachkundigen paradox gefunden werden könnten. Aber die Menge und Mannichfaltigkeit der berührten Gegenstände läßt keinen Auszug in unsern Blättern zu. Bemerkenswerth ist unter anderm des Verf. Begriff von germanischer Freyheit. Diese soll nicht im Antheil an der gesetzgebenden Gewalt im Staate, nicht in repräsentativen Verfassungen, sondern in dem freyen und möglichst gesicherten Gebrauche des Eigenthums jeder Art bestehen; und diese Freyheit ist, nach dem Verf., verloren gegangen. Mit vieler Wärme eifert er gegen den Handelsgeist unserer Zeit, gegen die „Fluth der Gewinnsucht, die sich von Westen über Europa wälzt, hier Ueberfluß und Volksgebränge, dort Armuth und Entartung veranlaßt, zur Ausplünderung harmloser Völker führt, die Sittlichkeit vergiftet, und die Regierungen selbst nöthigt, dem Geldstolze zu schmeicheln.“ Aber was dieser Handelsgeist Gutes bewirkt, wie er der bürgerlichen Freyheit einen neuen Schwung gegeben, welche gemeinnützige Anstalten er hervorgerufen hat, ist doch auch bekannt. Den demokratisierenden Revolutionsgeist unserer Tage erklärt der Verfasser für eben so unhuman. Den deutschen Kolonisten in Nordamerica rechnet er es zur besondern Ehre an, daß sie an der Empörung gegen die englische Regierung keinen An-

theil nehmen wollten. Aber eben in Beziehung auf das verführerische Beyspiel, das Nordamerika gegeben hat, ist der Verfasser den Beweis seiner Behauptung schuldig geblieben, daß die Geschichte uns alle Revolutionen stets als abschreckende Beyspiele zeige. — In den beiden folgenden Kapiteln, überschrieben Familie und Wissenschaften, finden wir noch mannichfaltigere Bemerkungen zusammengetragen, die sich unter vielen andern Titeln eben so gut hätten unterbringen lassen, z. B. über die Hülflosigkeit des Menschen, über Lernen und Abrichten, über Kastenverhältnisse, Geburtsadel, das Lehnwesen, die Vertheilungen des Grundeigenthums, den Einfluß der Armuth auf die Verbrechen; alles dieß im Kapitel vom Familienleben; dazu noch, weil auch Knechte zur Familie gehören, über Leibeigenschaft und Scaverey. Im Kapitel, das vom Wissen handelt, wird erst von einem Wissen der Thiere gesprochen, dann von dem humanen Wissen, von der Logik, von dem Unterschiede zwischen orientalischer und griechischer Wissenschaft, vom Einflusse des Christenthums auf die Wissenschaften, von Mahomed, von den Bibliotheken, von der Chevalerie, von der Buchdruckerkunst, von Holzschnitten und Kupferstichen, von systematischen Wissenschaften, von Encyclopädiën, und hierauf vom Weltleben und Leben des Sonnensystems. Alles dieß soll zu dem Resultat führen, das Leben müsse im Leben selbst gelernt werden, und nach diesem Studium strebe — welche Wissenschaft? — die Metaphysik, sagt der Verfasser. Den Beschluß des Kapitels machen Reflexionen, über Mystik und Materialismus. — Nachdem nun auf diese Art in dem Buche beynabe de omni scibili die Rede gewesen, macht mit dem siebenten Kapitel die Rückkehr zu den Anfangspuncten den Be-

schluß. Noch einmal werden Pflanzenleben, Thierleben und humanes Leben, wie sie in der menschlichen Natur vereinigt sind, mit einander verglichen, und durch anatomische, physiologische und medicinische Bemerkungen erläutert. Die Lehre, daß alle Lebensfunctionen im Menschen, die humanen, wie die animalischen und vegetativen, nur Manifestationen Eines Lebens seyen, also die Lehre, in welcher der Materialismus mit dem Idealismus zusammenfließt, wird wiederholt. Aber jede dieser Manifestationen könne in der Zeit vorwalten. Hierauf folgen Bemerkungen über den Schlaf, über den Schmerz und dessen Intensität, über Verlangen und Abscheu, über Schreck, Apoplexie und Ekstase, über Wahnsinn und Rausch, und über die Seelenkrankheiten überhaupt. Zuletzt noch einige Worte über den methodischen Mißbrauch des materiellen und des psychischen Verfahrens in der Heilkunde und bey dieser Gelegenheit noch einmal über den Magnetismus. Angehängt sind elf statistische Tabellen, über die Grundbesitzungen und deren Ertrag in Frankreich; über das Verhältniß der Klassen der Einwohner in Großbritannien und Irland, der Zahl nach; über die Vertheilung des Grundeigenthums in den Regierungsbezirken der preussischen Monarchie; und unter den folgenden Nummern über Dänemark und die Herzogthümer Holstein und Schleswig, und zuletzt über das Verhältniß der Verbrecher zu den Einwohnern in Frankreich, England, Preußen und der dänischen Monarchie. Wir nehmen Abschied von dem inhaltreichen Buche mit dem Wunsche, daß es einen Recensenten finden möge, der sich rühmen kann, in allen Wissenschaften, die der Verf. in seinen Kreis gezogen hat, zu Hause zu seyn.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

15. Stück.

Den 27 Januar 1827.

L o n d o n.

Bey Baldwin: Origines; or, remarks on the origin of several empires, states, and cities. By the right honourable Sir W. Drummond. Vol. I. XV u. 394 S. Vol. II. 519 S. Vol. III. 462 S. in Octav.

Unter diesem Titel handelt das Werk nicht bloß vom Ursprung und der ersten Geschichte einiger Staaten des Alterthums: der Vf. verbreitet sich auch ausführlich über einige Sitten, Vorstellungen, Kenntnisse, Künste und Erfindungen alter Völker, und gibt mehr seine Ansichten über dunkle Punkte im Chaos der ältesten Geschichte, als eine möglichst vollständige Entwicklung der Entstehung alter Staaten. Große Gelehrsamkeit, Liebe für Wahrheit und nicht selten auch Scharfsinn zeigt jede Seite des Werks; und wenn Ref. dennoch einige Hauptfehler, die dem forschenden Vf. unbekannt sich durch alle Theile seines Werks ziehen, und die oft mit vieler Mühe gefundenen Resultate unsicher oder unmöglich machen, nachweisen muß, so verkennt er nicht, daß sie ihren Grund

R

mehr in der Methode und den leitenden Grundsätzen haben, als in der übrigen Sorgfalt des denkenden Forschers.

Kenntniß der Sprachen ist für die alte Geschichte ein unentbehrliches Hülfsmittel; wo die Geschichte den Ursprung der Völker vergessen oder verfälscht hat, ist die alte Sprache des Volks der sicherste Führer. Der Vf. kennt auch die Sprachen aller Völker, deren Urgeschichte er schreibt, aus den Quellen; aber wie unsicher, und wie überhäuft gebraucht er sie! Etymologie ist der Schlüssel, mit dem er alles Schwierige löst, Lücken in der Geschichte entdeckt und ausfüllt, Vermuthungen auf Vermuthungen häuft, und zu einer Menge von Resultaten kommt, die das Unsichere und Ungewisse in dem weiten öden Felde noch erhöhen. Kaum eine Stadt, ein König, ein Name, den er nicht durch den blendenden Schein der Etymologie so beleuchtet, daß Möglichkeiten und Schlüsse als Thatsachen gelten. Und muß sich die Forschung auf Erklärung der Namen der alten Städte, Länder, Personen beschränken, so sey sie vorsichtig und wahr, von tiefer Kenntniß jeder einzelnen und der Natur aller Sprachen begleitet. Die Vorstellung, daß die masorethischen Puncte durchaus unrichtig seyen (eine in England leider! sehr allgemein herrschende), erlaubt dem Vf. wie mit Recht, überall die hebr. Namen nach seinen Vermuthungen auszusprechen; selbst arab. und pers. Wörter, deren Aussprache wahrlich nicht willkürlich ist, ändert er nach Belieben in den Vocalen, und wo dieses nicht ausreicht, in den Consonanten und Sylben. Er verwechselt die neu-perfische (d. i. halbarabische) Sprache ohne Critik mit der alten, die koptische mit der hebräischen u. s. w. Und so ist es ihm möglich, Elam מלך mit Iran (I, 276. 306), den Berg Ararat mit dem Namen der Kurden (I, 78),

den ägyptischen Ammon (אֲמֹן) mit Noah's Sohne Ham (חַם II, 335) zu vergleichen, oder den moabitischen Götzen Kamosch כְּמוֹשׁ von demselben Ham und dem koptischen o s c h i groß, den Namen von Persepolis אֲסַפְטָחַר von אֶסְתָּאֲחוּר (Feuer אֵשׁ der Sonne) den arab. Namen عراق (Irak arabi) von dem chald. אֶרֶק Erde, den Namen Europa vom phöniz. אֶרֶב Weste א (III, 85) u. s. w. abzuleiten.

Die alte Geschichte ist mit Sagen vermischt, die ihrem Gehalte nach eben so verschieden sind als die vielfachen Quellen, aus denen sie fließen. Will man diese für die Geschichte gebrauchen, so dürfen sie nicht bloß nach Auslassung des Wunderbaren und Uebernatürlichen natürlich erklärt werden, wie die That vorgefallen seyn können; sie müssen in ihren Quellen aufgesucht und nach diesen oft ganz außer der historischen Deutung gesetzt werden. Die alt-hebräische und altarabische Geschichte z. B. ist durch etymologische Sagen stark bereichert, indem oft Aehnlichkeit der Namen zu Wortspielen, diese zuletzt zu Erzählungen führten; wenn also in der altarabischen Geschichte der Lobba Schamar nach Nuweiri in Persien einfällt, den König Istasp (Darius Hystaspis) demüthigt, bis China vordringt und Samarland erbaut, was hat diese ganze Erzählung für einen Stützpunkt als die scheinbare Aehnlichkeit der Namen Schamar und Samarland! und wie werden wir uns hüten, die Erzählung historisch zu deuten und ihr Zusammenstimmen mit der Geschichte der fremden Länder zu suchen! (III, 324). — Geben wir nun eine kurze Anzeige des Inhalts.

Vol. I. Book I. On the origin of the Babylonian empire. S. 1—148. Hier und im

Abchnitt über Phönizien stützt sich vieles auf Berofus und Sanchuniathon: ihre Treue oder Echtheit hätte vor allem untersucht werden müssen; und vielleicht würde sich ergeben, daß Sanchuniathon's Nachrichten zum Theil aus Gen. 1. entlehnt sind. Die Geschichte der ersten Könige Babylon's erklärt der Vf. als astronomische Allegorie; die Sprachenverwirrung Gen. 11., die er wie alle andere Erzählungen der Genesis für rein historisch hält, könne sich nur auf den Landstrich Sinear erstreckt haben (nach dem Sinn des Erzählers gewiß nicht; aber wozu hier reinhistorisch erklären?); Nimrod sey eine Person mit Bel und

dem pers. Zohak (صَحَاكُ, nicht نوح جف justus); über die Lage des babylonischen Thurms werden Untersuchungen angestellt, die auf einen bisher unbekanntem Ort führen. — Book II. On the origin of the assyrian empire S. 149—296. Zuerst eine geographische Uebersicht. Daß durch Alexander's Sieg berühmte Gaugamela müsse nach einer andern Lesart bey Strabo Γαργαμελα heißen; denn Strabo's Erklärung des Wortes durch καμήλον οἶκος finde sich in خان جمل wieder (nur wäre dann vielmehr immer Γαργαμ. geschrieben); nur ein Ninive sey wirklich gewesen; Ninive am Euphrat sey ein Mißverständnis einiger Classiker; das wahre Ninive sey nicht in den Trümmern von Kala Nunia, Mosul gegenüber, zu suchen, wie man bisher nach Niebuhr und andern Reisenden annahm, sondern beträchtlich südlicher nicht weit vom Zusammenfluß des Lycus und Tigris. Ninus, der Gründer der assyrischen Herrschaft, sey nicht eine Person mit dem biblischen Nimrod, sondern sein Sohn; die Geschichte der Semiramis wird natürlich erklärt. Auch die Zeitrechnung der assyrischen Monarchie,

über welche schon die Alten ungewiß waren und um deren Feststellung neuere Historiker, besonders französische, sich vielfach, aber bis jetzt ohne Erfolg bemüht haben, wird hier aufs neue untersucht; wir zweifeln aber, ob mit besserem Erfolg. So wird das Zeugniß des Aemilius Sura bey Vellej. I, 6. 7., daß Assyrer, Meder, Perser und Macedonier bis auf die römische Herrschaft 1993 Jahre über Asien herrschten, verworfen: Ref. möchte dieses Urtheil nicht zu seinem machen; setzte Aem. S. als Zeit der macedonischen Herrschaft 140 Jahre (bis 190 a. Chr. wo die Römer durch Besiegung Antiochus des Gr. ihre Herrschaft in Asien gründeten), und gab der persischen 230, der medischen und assyrischen aber nach Ctesias 317 u. 1306 Jahre, wie sollte der Chronolog, dessen genauen Angaben Vellejus folgt, geirrt haben? — Book III. On the origin of the empire of Iran. Nach ausführlichen Erklärungen und Etymologien über die 12 persischen Provinzen redet der Vf. vom Ursprung und der Urgeschichte Persiens nach dem (späten und nicht glaubhaften) Dabistan und sucht dessen Erzählungen zum Theil gegen Malcolm's Zweifel zu vertheidigen.

Vol. II. Book IV. On Egypt. Sehr ausführliche Untersuchungen über die Geographie, den Thierdienst, die astronomischen und übrigen Kenntnisse, die Hieroglyphen und Geschichte des alten Aegypten, die zwar oft in bloßes Räsonnement ausarten, indessen doch neben so vielem, welches jetzt über das Land und seine alte Cultur vermuthet wird, gelesen zu werden verdienen. Fast jeder Name findet seine Deutung, z. B. Αἴγυπτος sey von den Griechen verstümmelt aus ikh ptah (daemon Ptah); יַאֲרַי Nil oder Nilkanal (welches der Berf. immer jar liest, obgleich die spätern Schriftsteller nach dem Pentateuch auch

יִשָּׁר Jes. 19, 7. schreiben), komme von אֶרֶב Licht, fließendes Licht. Ueber die Hieroglyphen theilt der Vf. einige von Champollion's Resultaten abweichende Ansichten mit, ohne den Gegenstand erschöpfen zu wollen; eine Tafel zeigt die vermuthete Verwandtschaft der ägyptischen Hieroglyphen und andern Schriftarten mit den semitischen Characteren. Bey einigen Zügen, z. B. א, ist große Aehnlichkeit; aber die Anwendung auf das ganze semitische Alphabet kann Vf. nicht finden, wollte man sich auch von der Richtigkeit der Deutung der Hieroglyphen überzeugt halten. Liebhaber mögen auch die Erklärung der semitischen Buchstaben S. 343 ff. vergleichen. Gegen das Zeugniß der Griechen wird behauptet, daß die Aegyptier das Meer nicht scheueten und weite Schiffahrt trieben.

Vol. III. Book V. On the origin of the Phoenicians. S. 1—241. Mit Recht wird die Meinung derer verworfen, die die Phönizier für ein fremdes, vom rothen Meer in Canaan eingewandertes Volk halten; die Aehnlichkeit des möglichen Sinnes der Namen φοινίκιος und ερυθραία mag einige Griechen auf diese Annahme gebracht haben. Als neu zeichnet Ref. nur die dem Vf. von W. Sell mitgetheilte Abbildung und Beschreibung eines Denkmal am Tykos S. 125 ff. aus, von dem jedoch schon frühere Reisende, wie de la Roque S. 280. reden, welches der Vf. nicht zu wissen scheint. Zuletzt wird Sanchuniathon's Fragment übersetzt und erklärt. — Book VI. Arabia. Bey der geographischen Beschreibung sind die neueren Beobachtungen Burkhart's u. a. noch nicht benutzt; die Geschichte der altarabischen Reiche und Geschlechter wird vorzüglich aus der neuen Ausgabe des Pocock'schen specimen gezogen; in der Chronologie des Reichs Hira wird den Annahmen de Sacy's nicht ohne Gründe widersprochen. Wo sich der Vf.

an seine Quellen hält, gewährt sein Werk eine angenehme und belehrende Lectüre; wo er aber neue Vermuthungen wagt oder als ausgemacht festsetzt, z. B. daß Himjar einerley sey mit Edom (denn beide Wörter bedeuten r u b e r), daß Esau also von Edumâa später nach Jemen gewandert sey, wovon die Tradition der Hebräer und Araber nichts weiß — da denke der Leser, daß er ohne Führer in arabischen Wüsten sey. Im folgenden Bande sollen Untersuchungen über kleinasiatische Völkerschaften folgen.

München und Leipzig.

Bey F. Fleischer: V j ā s a. Ueber Philosophie, Mythologie, Litteratur und Sprache der Hindu. Eine Zeitschrift v. Dr. Othmar Frank ord. Prof. an der Königl. Baier. Univers. zu München etc. I. B. I. Hft. Gedruckt mit den Schriften des Verfs. 1826. X u. 52 S. in 4.

Ein rühmlicher Eifer für die altindische Litteratur hat Hr. Prof. Frank bewogen, sich eine eigene Sanscrit-Druckerey anzulegen, von der die ersten Proben in diesem Werke stehen. Die Typen sind zwar etwas zu groß und stehen an schöner Form denen zu Bonn und Berlin nach; aber sie sind dem Auge deutlich, und was kann man jetzt, da die Sanscritlitteratur kaum zu blühen anfängt, weiter fordern? Zeichnet sich diese Zeitschrift durch innern Gehalt, vorzüglich durch vorurtheilsfreyes, so viel möglich nichtpolemisches Forschen aus, so wird sie auch neben von Schlegel's indischer Bibliothek bestehen können, zumal diese jetzt langsamer fortschreitet als es die Freunde der Sanscritlitteratur wünschen.

Dieses erste Heft fängt eine Abhandlung über den wissenschaftlichen Gehalt der Sanscritlitteratur an. Ueber die der Sanscrit-Grammatik wird mit einigen allgemeinen Bemerkungen S. 10—28 gesprochen; specieller über die Litteratur der indischen Philosophie S. 28—50. Die verschiedenen Systeme der indischen Philosophie zählt der

Rf. vorzüglich nach den vortrefflichen Abhandlungen Colebrooke's auf und fängt dann an, das erste und älteste, die Sankhya-Philosophie, zu erklären. Hier wäre der Ort gewesen zu untersuchen, zu welchem System der Dichter der Bhagavad-Gita, dessen Philosophie wir doch bis jetzt am genauesten kennen, sich bekennt? oder ob er alle ihm bekannte Systeme befreitet? Da indeß diese Abhandlung noch unvollendet ist, so enthalten wir uns der genauern Prüfung.

Angehängt ist ein Stück aus dem Tadschurveda in der Urschrift und einer lateinischen Uebersetzung. Als Probe des Stils der Veda's, den wir bis jetzt aus gedruckten Stücken noch nicht kennen, ist es gewiß eine angenehme Zugabe. In der Uebersetzung scheint dem Ref. einiges unrichtig ausgedrückt. Das Stück vergleicht die Theile der Welt mit den Gliedern eines Rosses; so auffallend der ganze Vergleich ist, so zeigt sich doch im Einzelnen eine Aehnlichkeit der Glieder des Rosses und der Theile der Welt; ja diese Aehnlichkeit des Einzelnen mag das ganze Bild veranlaßt haben. Wo ist aber eine Aehnlichkeit, wenn die Worte *nakschatrān-jasthāni* übersezt werden: *sidera sunt vaga* (i. e. pedes)? wie unähnlich Sterne und Füße? Die Bedeutung *vaga* für *asthāni* ist zwar möglich, wenn man dieses Wort von dem *a* privativum und *stha* stehen ableitet; aber Wilson hat dieses Wort überhaupt nicht; noch weniger möchten *vaga* Füße bedeuten können. Rf. übersezt *sidera sunt ossa equi*; *asthāni* ist der pl. von *asthi* (ὄστέον), mag dieses eine alte Form von *asthan* seyn (vergl. Bopp Lehrgeb. S. 104), oder mag der Strich des *i* oben aus Versehen weggelassen seyn, so daß die Form regelmäßig *asthīni* lautet; letzteres ist wahrscheinlicher. Es würde hier zu weit führen, auch das Folgende zu beurtheilen.

Ⓒ.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

16. Stück.

Den 27. Januar 1827.

E d i n b u r g.

Printed for Adam Black and Thomas Ireland etc. 1824.: Transactions of the medico-chirurgical society of Edinburgh. With plates. XXVIII, 697 S. in 8.

Die berühmten Namen der mehresten Mitglieder dieser besonders zur Hervollkommnung der practischen Arzneykunde gebildeten gelehrten Gesellschaft eines Abercrombie, Russell, Kellie, Duncan, Hay, Cullen, Allison, Hamilton und mehrerer anderer Gelehrten, welche auch diesen Band ihrer Abhandlungen durch ihre Ansichten, Beobachtungen und Erfahrungen bereichert haben, sind genugsame Bürgen für die Güte und Brauchbarkeit dieses Werks, so daß eine besondere Empfehlung desselben von Seiten des Ref. überflüssig seyn würde.

Der in demselben vorkommenden Abhandlungen sind 25.

1. Contributions to the pathology of the heart by John Abercrombie. M. D.

Der Verf. liefert hier mehrere bemerkenswür-

D

dige Beobachtungen von Entzündungen des Herzbeutels und des Herzens, von den Folgen einer geschwächten Muskelthätigkeit des Herzens, die sich in ihren Folgen bald als *angina pectoris*, bald als Erweiterung der Höhlen mit Verdünnung der Muskelsubstanz zeigen, von Verdickung der Wände des Herzens, von organischen Ufsterbildungen in demselben, von Communication der Höhlen und vom Risse des Herzens.

Sehr schwierig ist es nach dem Verf. die Entzündung des Herzbeutels von der des Organs selbst zu unterscheiden, da beide mehrentheils mit einander auftreten, oder die eine die andere bald nach sich ziehet. Oft sind die Symptome so leicht und das ganze Krankheitsbild so dunkel, daß es sehr schwer hält, den Zustand genau zu beurtheilen. Eine öftere Veranlassung zu dieser Entzündung gibt der Rheumatismus, der, wenn er nicht gründlich geheilet wird, eine chronische Form derselben einleitet, die lange Zeit dauern kann. Zuweilen zeigen sich nur ganz wenige Zufälle, woraus man auf eine so wichtige Krankheit schließen kann, oder diese sind wohl nicht einmal vorhanden, plötzlich aber sinkt der Kranke zusammen, und nach dem Tode findet man bedeutende Folgen einer sehr ausgebreiteten Entzündung dieses Organs. Die Rose oder auch andere eranthematische Krankheiten nehmen sehr oft diesen gefährlichen Gang. Sind die Entzündungen des Herzens auch oft nicht schnell tödtlich, so bringen sie doch Folgen hervor, die die Gesundheit allmählich untergraben, das Daseyn qualvoll machen und zuletzt doch den Tod herbeiführen, diese Folgen sind Beschwerden des Athemholens, unordentliche Bewegungen des Herzens, Wasseranhäufungen und Erschöpfungen, deren nächster Grund in Verdickungen, Verwachsungen oder Verkücherungen der Herzsubstanz, seiner

Valveln oder Gefäße, und dem dadurch gestörten Kreislaufe des Blutes lieget. Der Kranke kann hieby lange fortleben, ja es sind Beispiele, daß dieses franke Leben mehrere Jahre gedauert hat.

Nachdem der Verf. 14 merkwürdige Fälle von Herz- und Herzbeutel-Entzündungen von acuter und chronischer Art mit ihrem Verlaufe und Folgen gegeben hat, gehet er zu den Krankheiten über, die seiner Ansicht nach ihren Grund in einer geschwächten Muskelthätigkeit des Herzens haben, welche entweder durch Entzündung oder übermäßig starke Anstrengung der Thätigkeit des Herzens eingeleitet ist, und siehet sie als die öftere Ursache der sogenannten angina pectoris und der Erweiterung der Herzhöhlen mit Verdünnung der Wände derselben an. Denn, obgleich die erstere zuweilen von Verkücherungen der Kranzgefäße des Herzens hervorgebracht wird, so ist es doch hinlänglich durch neuere Erfahrungen erwiesen, daß dieses bey weitem nicht immer der Fall sey, oft keine organische Fehler als ihre Quelle aufgefunden werden können, sondern sie eine rein dynamische oder consensuell erzeugte Krankheit seyn. Der Verf. liefert hievon Beispiele, die, wenn die Sache nicht schon sonst bekannt wäre, sehr entscheidend seyn würden. Eben so wichtig sind die hier gelieferten Beobachtungen von der Erweiterung der Herzhöhlen mit Substanzverdünnung durch geschwächte Muskelkraft derselben hervorgebracht.

Die Beobachtungen von organischen Ursachen der gestörten freyen Function des Herzens betreffen in dem einen Falle zwey Sackgeschwülste in dem linken Herzhohre, die eine bedeutende Erweiterung dieser Höhle hervorgebracht hatten, andert- halb Zoll im Durchmesser groß und mit einer zähen dunkelgefärbten Flüssigkeit angefüllt waren, in dem andern befanden sich zwey knöcherne An-

säße an den halbmondförmigen Klappen, wodurch die Schließung der Mündung der Aorte gehindert worden war; in den übrigen machten beträchtliche Erweiterungen und Substanzveränderungen, so wie Verkücherungen verschiedener Partien des Herzens und Communication der Höhlen die ursächlichen Momente der Krankheit aus. Zuletzt führt der Verf. noch einige Fälle von Ruptur des Herzens und abweichender Lage desselben an.

Überhaupt ergibt es sich auch aus diesen Beobachtungen, daß wir in der Diagnose der Herzfehler noch lange nicht auf dem Reinen sind, und sich dieselben noch oft mit einem undurchdringlichen oder sehr täuschenden Schleier bedeckt befinden, ja nicht selten Erscheinungen am Krankenbette wahrgenommen werden, die sehr täuschend sind, bald Herzfehler erwarten lassen, wo keine sind, bald nicht den mindesten Verdacht von denselben erregen, ob sie gleich vorhanden sind. Besonders findet dieses wohl bey Herzentzündungen statt, die nicht selten so schleichend umhergehen, daß man ihr Daseyn kaum ahnden kann, ein andermal sind im Gegentheil alle Symptome derselben vorhanden, und doch ist nicht wahre Entzündung, sondern nur Congestion durch fremden und entfernteren Reiz veranlaßt, an dem Auftreten derselben Schuld, und letzteres mag wohl die Ursache seyn, daß man so oft von Herzentzündung und ihrer Heilung hört, die doch wahrlich keine so häufige und so leicht zu heilende Krankheit ist.

2. Remarks of the cranium of a man, who died of syphilis by George Bellingall M. D.

Wiederholte syphilitische Infectionen hatten eine bedeutende Exfoliation und Verderbniß an dem Schädel und den Gesichtsknochen hervorgebracht, und der Patient starb endlich an der

Auszebrung. Jetzt entstand die Frage, ob derselbe diese Knochenzerstörung dem Krankheitsgifte oder dem anhaltenden Gebrauche des Mercurus zu verdanken habe? Der Verf. stimmt für die erstere Ansicht, und behauptet, daß auch der fortgesetzteste Gebrauch dieses Minerals in andern als venerischen Krankheiten niemals ähnliche Zerrütungen hervorbringe; eine Behauptung, der Ref. nicht gerne unbeschränkt beystimmen möchte.

3. Some observations of a peculiar affection to which the bones of the cranium are liable by James Russel. Prof.

Diese Beobachtungen beziehen sich auf eine besondere und seltene Erscheinung an den Schädelknochen, wovon zuweilen ein bald größerer bald kleinerer Theil ohne vorhergehenden bemerklichen Krankheitsproceß durch Einsaugung aus ihrer Verbindung mit den andern Knochen gelöst werden, oder verschwinden und durch eine neue Knochenbildung ersetzt werden. Dieses findet zuweilen nach Kopfverletzung statt, oft aber auch ohne alle Affection dieses Theils, und es zeigen sich hier zwey Modificationen, entweder wird ein Theil der äußeren Lamelle durch Absorption getrennt und der übrige Theil bleibt als Bedeckung des Gehirns zurück, oder die innere Tafel des Schädelknochens wird aufgesogen, die äußere aber bildet dann als eine sehr dünne Platte allein die Gehirnbedeckung. Dieser Aufsaugungsproceß geht aber sehr langsam von statten, so daß in dem letztern Falle die Natur Zeit zum Hervorschießen neuer Granulationen aus der dura mater behält, die dann allmählich den Verlust ersetzen und oft eine dem gesunden ähnliche feste und harte Knochenmasse bilden.

4. An account of the appearances in the dissection of two of three individuals presumed to have perished in the storm of the

3d. and whose bodies were discovered in the vicinity of Leith, with some reflections on the pathology of the brain by George Kellie M. D.

Diese aus zwey Abtheilungen bestehende Abhandlung beleuchtet einen sehr wichtigen Gegenstand, nämlich den der Ueberfüllung der Gefäße des Gehirns und den dadurch erzeugten, die Function dieses Organs störenden oder aufhebenden Druck auf dasselbe durch die vermehrte Masse des Blutes und der Säfte in seinen Gefäßen. Diese Abhandlung enthält Alles, was zur Erläuterung dieses Gegenstandes aus Erfahrung und Versuchen abgeleitet werden kann, Ref. bedauert aber, daß er durch die Gränzen dieser Blätter beschränkt, sich nicht in eine ausführliche Darstellung aller Thatsachen einlassen kann, sondern sich begnügen muß, nur ein allgemeines Resultat davon zu geben.

Die Gelegenheit zu dieser Abhandlung gab der unglückliche Fall dreyer Individuen, die in einer kalten, stürmischen und regnichten Nacht, welche sie unter freyen Himmel zubringen mußten, umkamen, und von welchen zwey vom Verf. geöffnet wurden, bey denen man die Blutgefäße des Gehirns sehr angefüllt, eine bedeutende Menge Serum in den Höhlen und auf der Grundfläche und die dünnen Gedärme sehr von der Ueberfüllung der Gefäße geröthet fand.

Die Frage entstand nun, welchen Ursachen der Tod dieser Subjecte zugeschrieben werden müsse, ob der durch den schädlichen Einfluß der nächtlichen Kälte und Nässe erzeugten Schwäche und Lähmung des Nervensystems, oder der geschwächten Gehirnfuction und der dadurch hervorgebrachten Störung in dem Kreislaufe seiner Gefäße, deren Folge Ueberfüllung, Druck und Exsudation waren.

Nach des Verf's. Ansicht ist auf letzteres kein großes Gewicht zu legen, und alle Erscheinungen, die von Gefäßüberfüllung und dem derselben zugeschriebenen Drucke auf das Gehirn hergeleitet werden, sind täuschend und weit entfernt als unumstößliche Beweise ihrer Entstehungsquelle zu gelten.

Im Leben ist das Blut gleichmäßig in den Gehirngefäßen vertheilt, und es herrscht ein beständiges Gleichgewicht zwischen den arteriellen und venösen; so viel die einen zuführen, so viel leiten die andern auch wieder ab, und nur nach dem Tode findet eine Ueberfüllung der venösen statt. Niemals kann sich nach dem Verf. eine wahre Plethora des Gehirns einstellen, die Masse des Bluts in demselben bleibt immer die nämliche, und wir vermögen nicht, sie selbst durch starke Blutaussäuerung auf irgend eine bedeutende Weise zu vermindern, oder sie durch Mittel, die eine größere Anhäufung bewirken sollen, zu vermehren.

Der Verf. gelangte zu der Ueberzeugung von der Wahrheit dieser Behauptung durch die Versuche des Dr. Sanders und des Dr. Seeds, die Hunde hatten verbluten lassen, und dabey fanden, daß das Gehirn niemals gänzlich vom Blute entleert werden wird. Er stellte ähnliche Versuche bey Schafen und Hunden an, denen er bald die Halsvenen bald die großen Arterien öffnete, und sie todt bluten ließ, und bey allen zeigte sich keine bedeutende Wirkung dieser Todesart auf die Anfüllung der Hirngefäße. Bey andern Thieren dieser Art unterband er beyde Karotiden oder beide Jngularvenen, aber auch hier fand sich nach dem erfolgten Tode keine bedeutende Anhäufung von Blut in den Gefäßen des Gehirns. Hiebey war es noch merkwürdig, daß bey allen diesen Thieren, die Verblutung mochte durch die Arte-

rien oder Venen erfolgt seyn, schnell oder langsam getödtet haben, der Tod doch nicht eher statt hatte, als bis immer die nämliche oder eine verhältnißmäßige Blutmenge ausgeströmt war.

Bei langsamen Verblutungen oder nur in einer längern Zeitfolge entstehenden Blutverminderung, bey Cacherien findet sich in den Hirngefäßen zwar nicht die natürliche Blutmasse, aber sie wird alsdann durch seröse Flüssigkeit in denselben ersetzt, so wie selbst ausgetretenes Serum die Stelle des verlorenen Blutes einnehmen kann, indem dadurch dasjenige Gleichgewicht, was zur vollkommenen Ausfüllung der Schädelhöhle nothwendig ist, wieder hergestellt wird.

Aus diesem allen ziehet der Verf. den Schluß, daß es natürliche, in der Structur des Gehirns gegründete Ursachen gebe, die einer freyen Blutentleerung desselben hinderlich wären, und welche sich nicht in andern Organen fänden, und daß, wenn auch durch starke Hämorrhagien die Gefäße desselben einen bedeutenden Blutverlust erlitten, doch ein verhältnißmäßiger Ersatz in der Beschleunigung des Blutlaufs oder in dem ausgeschwitzten Serum statt habe, so daß die Schädelhöhle immer gleichmäßig angefüllt bleibe.

Er suchet von dieser Gleichförmigkeit den Grund in der Befreyung des Cerebral-Systems von dem Drucke der Atmosphäre. Um diesen zu beweisen trepanierte er bey Thieren einen Theil des Schädels, so daß die atmosphärische Luft durch die gemachte Oeffnung einen freyen Druck auf das Gehirn ausüben konnte, und fand hiernach eine viel vollständigere Entleerung der Hirngefäße, nachdem dieselben durch Oeffnung der Carotiden oder Jugularvenen getödtet waren.

Die nämlichen Ursachen, welche die Hirnhöhle gleichmäßig angefüllt erhalten und die Entleerung der Gefäße des Gehirns verhindern, bewir-

fen auch den Widerstand, der ihrer Ueberfüllung entgegenstrebt. Daß ein solches Hinderniß vorhanden sey, zeigt sich bey Erhängten und Erstickten, von denen schon Bassalva und Morgagni behaupteten und durch Beobachtungen gefunden haben, daß zwar die äußeren Decken des Schädels sehr blutreich waren, das Gehirn aber selbst in dieser Rücksicht nicht vom natürlichen Zustande abwich; das nämliche beobachtete de Haen, und Coleman bestätigte in neueren Zeiten durch angestellte Versuche die Richtigkeit dieser Wahrnehmungen. Der Vf. fand das Nämliche bey einigen Gehängten, die er nach dem Tode untersuchte und wurde in seinen Ansichten durch mehrere Beobachtungen Monro's, die derselbe ihm mitgetheilt hatte, bestätigt.

Daß zuweilen beym Löstrennen des Schädels und bey Verwundung der Bluthälter sich eine ungewöhnliche Menge Bluts in diesen Fällen ergießet, dient nicht zum Beweise der vorhanden gewesenen Anfüllung der Gefäße, sondern ist eine Folge des Drucks des in der rechten Seite des Herzens, in der Hohlvene und Jugularvene stockenden Blutes, welches, sobald als durch Verletzung der Bluthälter oder anderer Gefäße des Gehirns der Widerstand aufgehoben ist, in größerer Menge in dieselbe von unten aufgepresset wird.

Selbst die Lage des Körpers, und ob der Kopf nach oben oder nach unten gekehrt ist, trägt nichts zur Verminderung oder Vermehrung der Blutmasse in dem Gehirne bey. Auch hievon überzeugte sich der Verf. durch Versuche an Thieren, die er bald an den Ohren, bald an den Füßen aufhing und sie durch Oeffnung der großen Halsgefäße tödtete. In allen Fällen konnte er keinen bedeutenden Unterschied in der Blutmenge, die in den Hirngefäßen war, wahrnehmen.

Merkwürdig ist es, daß bey Hypertrophie des Herzens und bey solchen Krankheiten desselben, so wie der größern Gefäße, wobey eine verstärkte und beschleunigte Bewegung des Bluts statt hat, doch niemals Zufälle entstehen, die auf eine wesentliche Veränderung des Kreislaufes im Gehirne deuten, welches doch der Fall seyn müßte, wenn derselbe auf keine andere Weise geschähe, als in den übrigen Theilen des Körpers. Wenn zuweilen nach Herzkrankheiten Fehler im Gehirne gefunden worden sind, so waren diese mehr coexistierende Abweichungen, als Folgen jener.

Wie wenigen Einfluß alle Veranlassungen, die dem freyen Laufe des Blutes in den Gefäßen hinderlich sind, auf den Kreislauf im Gehirne haben, zeigen die Unterbindungen der größern Gefäße am Halse, im Nacken, Geschwülste in der Brust und an andern Theilen, bey welchen die Functionen des Gehirns keine Veränderungen erleiden.

Ueberhaupt gehet aus allen Beobachtungen und Versuchen, die diesem Gegenstand entsprechen, hervor, daß, so lange die Structur des Gehirns gesund und unverändert bleibt, und in seinen Gefäßen keine Abweichungen von der Norm statt haben, alle außer demselben sich befindende ursächliche Momente und krankhafte Veränderungen wenige Kraft haben, Vollständigkeit, Blutanhäufung, Crudation oder ähnliche Veränderungen in diesem Organe hervorzubringen.

4. On dislocation of the hip and shoulder joints, by Adam Hunter M. D.

Der Verf. untersuchte beide Arten von Verrenkung nach dem Tode, und überzeugte sich von der Größe der Verletzungen, die dadurch nicht allein in den Gelenkbändern, sondern auch in den benachbarten Muskeln hervorgebracht waren, die sich theils aus ihrer Lage verrückt, gezerrt,

theils gedrückt, zerrissen und gequetscht befanden, und macht die Wundärzte darauf aufmerksam, daß bey allen Dislocationen hierauf eben so sehr ihre Aufmerksamkeit bey der Behandlung gerichtet seyn müsse, als auf den verrenkten Knochen.

5. On the use of Tobacco in tetanus, by Thomas Anderson.

Der Verf. der in Trinidad mehrmals Gelegenheit hatte, diese Krankheit zu beobachten und zu behandeln, fand die gewöhnliche Heilmethode stets unwirksam und selbst Opium in den stärksten Gaben leistete nichts. Dieses bewog ihn, ein Mittel zu versuchen, welches bey den Einwohnern im Gebrauche war, nämlich die frischen Tabackblätter, von welchen er ein starkes Decoct machen und dieses in Umschlägen, Bädern und Klystieren anwenden ließ, wobey er innerlich Calomel mit Jalappe und auf dieses Ricinusöl nehmen ließ; der Erfolg dieser Behandlungsart entsprach ganz seinen Erwartungen.

6. History of a case of anaemia, by J. S. Combe.

Diese Krankheit ist eine eigene Art von Cachexie, in welcher Blutlosigkeit vorherrscht und sich durch ein blaßes Ansehn der Kranken, Mangel an Röthe in den Lippen und allen sonst sich durch ihre Röthe auszeichnenden Theilen zu erkennen gibt, die mit großer Muskularschwäche verbunden ist, und endlich in Leukophlegmatie und allgemeine Wassersucht übergeht, gehört zu den seltneren und wenig beobachteten so wie gewöhnlich unheilbaren Krankheiten. Schenke, Lientaud, Hallé, C. E. Hoffmann erwähnen derselben und unser Verf. führt einen von ihm selbst beobachteten Fall von einem 47jährigen Mann an, der im Neußern einem so eben aus einer schweren Ohnmacht Erweckten glich, und bey welchem alles einen hohen Grad von Schwäche

zeigte, sonst aber keine Zeichen eines Organisationsfehlers wahrgenommen werden konnten, außer daß sich der Darmkanal in einem relaxierten Zustande zu befinden schien. Er trug sich mit seiner Krankheit ungefähr ein Vierteljahr und starb an Wassersucht. Die wirksamsten Eisenpräparate und stärkenden Mittel waren bey ihm ohne Nutzen angewandt worden.

Bey der Section fand man das Herz so wie alle größere und kleinere Gefäße blutleer und keine weitere Abweichung in den Organen, als eine Verkücherung in dem großen Sinus der harten Hirnhaut ungefähr einen Zoll lang. Die Ursache dieser Kacherie blieb also unentdeckt und konnte auch wohl nicht durch das Messer entdeckt werden, da doch wohl keine andere Ursache derselben gedacht werden kann, als ein allmähliches Sinken der Reproductionskraft, die immer weiter ging und zuletzt so groß wurde, daß dem Körper aller Faserstoff mangelte.

7. Case of hydrocephalus with bifid brain by Andrew Duncan jun. M. Dr., with a description of the malformation by the late John Gordon M. Dr.

In diesem seltenen und merkwürdigen Falle, der hier vom Dr. Gordon ganz genau anatomisch beschrieben wird, wie er ihn nach dem Tode gefunden hat, welcher im 7ten Lebensmonate erfolgte, war der Umfang des Kopfes $29\frac{1}{2}$ Zoll. Die Schädelhöhle enthielt 136 Unzen wasserhelles Serum, welches sowohl in allen Höhlen enthalten war, als sich auch zwischen dem Schädel und dem Gehirne befand. Auffallend, selten und deswegen bemerkungswürdig war eine eigene Haut, die aus der arachnoidea von beiden Seiten ihren Ursprung nahm, sich zwischen der duramater und dem das Gehirn bedeckenden Wasser ausbreitete und sich in der Mitte mit der Sichel

verband. Dr. Gordon hielt sie für eine fremdartige neu erzeugte Haut, Dr. Duncan aber aus mehreren wichtigen Gründen für die verdickte arachnoidea. Außer dieser Abweichung fand sich noch eine andere nicht minder ungewöhnliche, nämlich eine völlige Trennung und bedeutende Entfernung beider Hirnhemisphären, weswegen Dr. Duncan diesen Fall auch mit dem Namen gespaltenes Gehirn belegt, ferner die Verwandlung des corpus callosum in zwey dünne Streifen, ein völliger Mangel des fornix und des septum.

Mehrere beachtungswerthe Bemerkungen über diesen Fall sind vom Dr. Duncan hinzugefügt, die aber Ref. übergehen muß, indessen nicht unberührt lassen darf, daß derselbe diesen Fall, so wie ähnliche dieser Art aus einer Störung der Productionskraft bey der Entwicklung der Organisation des Gehirns, woraus auch die andern Mißbildungen und das Zurückbleiben der Organe in dem Zustande der früheren Bildung ihren Ursprung nehmen, herleitet, und hierin mit unsern besten Physiologen einem Meckel und Liebermann übereinstimmt.

8. Case of phrenitis with great cerebral congestion, by J. S. Rhind, surgeon in the service of the east india Company.

Dieser Fall zeigt, wie viel die Entschlossenheit eines Arztes zu rechter Zeit angewandt vermag. Er betrifft einen jungen Mann, der wahrscheinlich durch die Hitze des ostindischen Klima's in einen phrenitischen Zustand gefallen war, bey welchem sich aber durch Ueberfüllung des Gefäßsystems sehr bald ein völliger Verlust aller Lebensbewegung und Aeußerung einstellte, und welchen man für todt hielt. Der Wundarzt Rhind versuchte ihm die Ader am Arme, und da hier kein Blut floss, beide Temporal-Arterien

zu öffnen, allein es erfolgte auch hiebei kein Blutabfluß. In dieser Verlegenheit entblöste er die Radical-Arterie, öffnete sie, und allmählich entstand aus derselben eine bedeutende Blutausleerung, worauf Leben und Besinnung zurückkehrten, und, nachdem diese noch einmal wiederholt war, völlige Wiederherstellung statt hatte.

9. Case of dysphagia with abscess involving the oesophagus, trachea and lungs, by David Hay M. Dr.

Die Beschwerden des Kranken, der der Gegenstand dieser Beobachtung ist, bestanden in beschwerlichem und zuletzt fast unmöglich gewordenem Hinunterbringen der Speisen und Getränke in den Magen mit Zufällen von Magenkrämpfen und gestörter Verdauung. Husten zeigte sich nur in den letzten Tagen der Krankheit; kurz vor dem Tode war er vermögend etwas hinunter zu bringen.

Die Leichenöffnung offenbarte ein großes Geschwür in dem hintern Theile der rechten Lunge, die Luftröhre ging durch dasselbe und war auf eine bedeutende Strecke erulceriert, das nämliche fand bey der Schlunde und an dem Eingange desselben in den Magen statt, und um den obern Magenmund zeigten sich Verhärtungen, Verdickungen und mehre Tuberkeln.

10. Case of malformation of the heart by W. F. Holmers M. D. in Montreal.

Dieser Fall gehört zu den seltneren und betraf ein unvollkommen doppeltes Herz, an dessen Einfluß der Kranke von seiner Jugend an litt. Er hatte fast beständiges Herzklopfen, eine blaue Farbe der Backen und Lippen, konnte nur auf dem Rücken und gegen die linke Seite geneigt liegen; dabey war die Leber aufgetrieben, das Weiße im Auge gelb, der Harn icterisch.

Die Leichenöffnung enthüllte diesen Fall, wo-

bey das Herz der in der Norm abweichende Theil war; der rechte Vorhof desselben befand sich bis zur Größe, die eine Pint Flüssigkeit einnimmt, ausgedehnt, das eyrunde Loch war offen, der rechte Ventrikel klein, der linke Vorhof von natürlicher Größe, der Ventrikel dieser Seite hatte eine Oeffnung, vermittelst welcher er mit dem rechten Vorhose communicierte, und eine ähnliche nahe unter dem Ursprunge der aorta, die in den rechten Ventrikel führte, so daß das Blut aus der Hohlvene und dem rechten Vorhose größtentheils unmittelbar in den linken Ventrikel drang mit Ausnahme des wenigen, das durchs eyrunde Loch in den linken Vorhof kam. Aus dem linken Ventrikel gelangte eine geringe Menge in den rechten und von da in die Lungenarterien, diese konnte aber nur geringe sey, so daß also der größte Theil des Bluts ohne in den Lungen die nöthige Entfohlung zu erfahren im Körper herumgeführt wurde.

11. Case of tubercular disease of the peritoneum and omentum combined with tympanitic affection, by Will. Monereist, M. Dr.

Eine Verdickung und Verhärtung des ganzen Netzes mit dem Dafeyn vieler Tuberkeln in demselben; eine gleiche Tuberkelbildung auf der äußern Fläche der Leber und an der Unterleibsfläche des Zwerchfells. Das Bauchfell gleichfalls verdickt und mit einer eiterartigen gerinnbaren Lymphe überzogen.

12. On melanosis by Will. Cullen Esq. and Robert Carswell Esq.

Diese erst in neuern Zeiten die Aufmerksamkeit der Beobachter auf sich ziehende Krankheit, die bekanntlich in sackförmigen, bald größern bald kleinern, bald einzeln bald in Haufen zusammenhängenden Körpern besteht, welche in einem ei-

genen Gehäuse eine bald dicke härtliche bald dünne flüßigere dunkelschwarze Materie enthalten, hat ihren Sitz in fast allen Theilen, äußern und innern, Organen und Geweben, selbst an den Knochen, und zuweilen findet man auch Streifen oder Flecken dieser schwarzen Materie auf den innern Häuten. Die Theile woran, worauf oder zwischen welchen sich diese Körper befinden, leiden dadurch weder Verderbniß noch Structurveränderung, auch zeichnet sich diese Krankheit durch kein besonderes Leiden oder eigene Symptome, die ein Krankseyn verrathen, aus. Sie wird bey Menschen und Thieren, besonders bey Pferden und unter diesen vorzüglich bey grauen und weißen gefunden. Die Verf. dieser Abhandlung erzählen hier einige genau von ihnen beobachtete Fälle, ohne aber einiges Licht über die Natur, Ursache und Wirkung derselben zu geben.

In dieser Dunkelheit und Unwissenheit in Rücksicht des Entstehungsprocesses dieser ganz eigenthümlichen Krankheit, bleibt uns, so lange bis mehrere Beobachtungen ein helleres Licht darüber verbreitet haben, nichts übrig, als die Aufmerksamkeit auf den Zustand und die Functionsveränderung der drey großen Systeme, welche das Entkohlungsgeschäft des Bluts verrichten müssen, zu wenden, nämlich das Haut-, Respirations- und Gallen-Absonderungssystem, da in einer besondern Modification des von ihnen zu veranfaltenden chemisch-animalischen Processes doch wohl nur allein diese besondere Krankheit ihren Grund haben kann.

(Der Beschluß in der nächsten Woche.)

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

17. Stück.

Den 29. Januar 1827.

L o n d o n.

Ben Robwell und Martin: Olympia, or Topography illustrative of the actual state of the Plain of Olympia, and of the Ruins of the City of Elis, by John Spencer Stanhope F. R. S. and Corresp. of the Royal Institute of France. 1824. 63 Seiten mit 17 Kupfertafeln.

Der Vf., von dessen früherem Werk über das Schlachtfeld von Plataä in diesen Anzeigen 1820 St. 13 die Rede war, ist durch die Académie des Inscriptions et belles lettres, in der damals (1813) viel gestritten wurde, ob Olympia eine Stadt gewesen oder nicht, veranlaßt worden, das Local dieses alten Heiligthums zu besuchen, und einen genauen Plan der Ebene von Olympia sowohl als der Gegend von Elis aufzunehmen. Diese zuverlässigen Pläne sind die bedeutendste Mittheilung des vorliegenden Werks, der Text erläutert sie in genügender Kürze und breitet sich nur dann weiter aus, wenn die durch Fauvel,

p

den Grafen Choiseul Gouffier und Douqueville angeregten und verbreiteten falschen Vorstellungen zu entfernen sind. Aber jene Pläne sind vortreflich, und auch das ist ein Verdienst, Traumbgebilde, denen sich der Reisende in classischen Gegenden so leicht überläßt, zerstört, und den Boden für eine genaue und gründliche Forschung wieder gereinigt zu haben. — Die Ebene von Olympia kann man ein Rechteck nennen, dessen Länge sich ziemlich gerade von N. nach W. erstreckt. Die westliche Gränze bildet der Bach Kladeos, der aus dem Thale von Antilalla kommt, die östliche ein Bach, der westlich von dem Dorfe Mtraka hinfließt, die südliche der Alpheios (Kunefeo), der beide Bäche aufnimmt, und dazwischen zwey Inseln bildet, die nördliche eine Reihe von Hügeln, unter denen dem Kladeos zunächst das konisch gestaltete Kronion hervorragt. Die Länge dieses Raums, nach den angegebenen Gränzen, beträgt gegen 7000 Fuß, die Breite schwankt zwischen 1000 und 3000, da sie kleiner ist, wo der Alpheios Inseln bildet, größer, wo der Strom in einem Bette vereinigt ist. Die merkwürdigste Ruine, welche sich auf dieser Ebene findet, liegt 600 Fuß südlich vom Fuß des Kronion, es ist die, welche für den Tempel des Zeus gehalten wird, aber nach Stanhope nimmt sie nur 125 Fuß in der Länge, 60 in der Breite ein, während der Tempel 230 Fuß lang und 95 breit war. Doch sollen Bell und Cockerell auf dieser Stelle Architectur-Fragmente gefunden haben, welche mit den von Pausanias angegebenen Maßen des großen Tempels genau übereinstimmen. Dieß ist die einzige jetzt sichtbare Ruine aus Stein, die andern sind alle bloß aus Backsteinen, und wahrscheinlich Reste Römischer Gebäude, obgleich man in Olympia auch

zu Philipps, des Maceboniers, Zeit aus Backsteinen baute (Pausan. V, 20, 5). Am bekanntesten darunter ist ein kleiner achteckiger Thurm, 500 Fuß südöstlich vom Tempel gelegen, mit einer Reihe kleiner Kammern davor; Fauvel, Choiseul-Gouffier, Pouqueville u. A. halten ihn für die berühmte Apheis des Hippodrom (das Standquartier der zum Wettrennen gerüsteten Wagen), und glauben auch noch die Begrenzung des Hippodrom durch eine Hügelreihe und eine künstliche Terrasse bestimmt aufgefunden und nachgemessen zu haben. Der Verf., der diesen Punct mit größter Genauigkeit behandelt, und Fauvels eigene Beschreibung und Zeichnung des Hippodrom mittheilt, macht darauf aufmerksam, daß nach seinen völlig genauen Aufnahmen der Platz ganz anders ausieht, die angebliche Terrasse, die in einer geringen Erhöhung oder Schwellung des Bodens besteht, der sogenannten Hügelreihe gar nicht parallel läuft, und das Gebäude aus Backsteinen zu beiden gar nicht die Lage hat, welche die Apheis haben sollte. Auch stimmt dieses Gebäude, von dem Herr Stanhope einen genaueren Plan gibt als der Fauvelsche war, und auch einen Bericht seines Begleiters Allason darüber hinzufügt, in seiner Form und seinen Maassen weder mit Pausanias Beschreibung noch überhaupt mit der Bestimmung der Olympischen *ἀφείς* überein, und es ist überdies vorauszusetzen, daß ein in Phidias Zeit gebautes, von einem Schüler Polyklets verbessertes Meisterwerk der alten Architectur aus besserem Material und in ganz anderer Weise gehaut war als diese Backstein-Ruine, deren eigentliche Bestimmung hiernach dunkel bleibt. Auch von den übrigen unbedeutenden Ruinen gibt der Verfasser Ansichten und Grundrisse, und überdieß fünf sehr schön

ausgeführte Views über die Ebene von Olympia, das Thal von Antilalla und den Lauf des Alpheios, größtentheils nach Skizzen von Allason. — Da aber der Verf. hiernach das Feld der comparativen Topographie, welche das Verhältniß des Alten und Neuen zu bestimmen hat, ganz offen läßt, so will Ref. versuchen, wenigstens einige Hauptpunkte durch Vergleichung der alten Schriftsteller mit dem trefflichen Plane Stanhope's hier zu fixieren, was auf jeden Fall eher geschehen muß, als man erfolgreiche Nachgrabungen anstellen kann. — Der heilige Hain Altis lag an der Westseite der Ebene, am Flusse Kladeos (Xenoph. Hell. VII, 4, 29), er war durch eine Ringmauer von dem größern Theil der Ebene getrennt, welcher zum Aufenthalt der versammelten Panegyris freigelassen war (Vindar Di. XI, 46). Altis ist ursprünglich ohne Zweifel der Hain aus wilden Delbäumen, doch heißt auch das ganze von dem Peribolos eingeschlossene Heiligthum so. Pausanias unterscheidet indessen offenbar zwischen ἐν τῇ Ἀλτει und ἐν τῷ τῆς Ἀλτεως; jenes heißt im Haine selbst, dieß innerhalb des Haines d. h. vom Haine eingeschlossen, durch den Hain von der übrigen Ebene getrennt. Das Pelopion, Prytaneion, Metroon, Philippeion, Hippodamion liegen ἐν τῷ τ. Ἀ. (V, 13, 1. 15, 5. 20, 5. VI, 20, 4); andere Denkmäler ἐν τῇ Ἀλτει; vergleicht man alle Angaben (V, 15, 3. 22, 1. 27, 7. VI, 1, 2. mit VI, 17, 1. VI, 19, 1.), so findet man, daß der Hain Altis sich südlich vom großen Tempel, bey dessen Nachzelle der heiligste Delbaum (die ἐλαία καλλιστέφανος) stand (V, 15, 3), und an der Ostseite der Ringmauer bis gegen das Kronion hinzog (vergl. Strabon VIII. p. 353). Was nördlich und westlich da-

von lag, wird innerhalb der Altis gesetzt. Doch kann dieß hier nicht weiter ausgeführt werden. Das Kronion aber stieß nach Pausanias an das Heiligthum, und ist sicher der schon oben bezeichnete, nicht sehr weit vom östlichen Ufer des Kladeos gelegene, Berg. Nun muß man davon ausgehen, daß man das Kronion links hatte, wenn man vom Metroon nach dem Stadion ging (V, 21, 2). Das Metroon lag aber innerhalb der Altis (V, 20, 5), das Stadion neben dem Hippodrom (VI, 20, 7), welcher außerhalb des Peribolos angelegt war (V, 15, 4), diese beiden kann man also nicht in die westliche Ecke der Ebene, sondern muß sie mehr östlich vom Kronion setzen, wo sie auch allein hinlänglichen Platz finden. Es folgt daraus, daß der Weg vom Metroon zum Stadion von W. nach O. ging; dann berührte er die Südseite des Kronion, so daß dieses, wie Pausanias angibt, links blieb. An dieser linken Seite des Wegs erhob sich eine Terrasse, welche mit dem Rücken an das Kronion stieß, auf der die Schaghäuser verschiedener Völkerschaften, und vor der mehrere aus Geldstrafen gemachte Zeusbilder standen (vergl. V, 21, 2. VI, 19, 1. wo *κατὰ νότον* das richtige ist, auch VI, 20, 1), diese Terrasse mit den Schaghäusern und Zeusbildern erstreckte sich bis an das Stadion (VI, 19, 10. VI, 20, 5). Also kann auch das Stadion nur in geringer Entfernung vom Kronion gelegen haben; es machte wahrscheinlich die Gränze der Altis, daher es Strabon noch dazu rechnen kann. Zwischen den Thesauren und dem Kronion gegen Norden an den Fuß des Berges stehend, lag der Tempel der Eileithyia und des Sosipolis (Pausan. VI, 20, 2. dessen Stelle ich nicht anders als so verstehen kann), wahrscheinlich in ei-

nem Winkel, den die Terrasse und der Berg bildeten. Südlich von der Terrasse lag der Tempel der Hera (VI, 19, 1), wie es scheint, nicht weit davon; das Pelopion aber gerade nördlich von dem hintern Theile des großen Zeustempels (V, 13, 1, vergl. V, 24, 1); ist dieser Haupttempel in der oben angegebenen Ruine aufgefunden, so kommt das Pelopion etwa 800 Fuß westlicher zu liegen als das Heräon. In gleicher Entfernung von beiden erhob sich der riesenmäßige Hochaltar des Zeus (V, 13, 5). Zu diesem Altar führte eine große Straße, auf welcher allein die Festzüge (vergl. Andok. gegen Alkib. §. 29.) geführt werden konnten (V, 15, 2). Der Eingang zu ihr lag hinter dem Heräon gegen den Hippodrom hin (V, 15, 1. 2. 4. vergl. VI, 20, 7), also an der östlichen Seite der Altis; er war hiernach gegen das Innere des Peloponnes gewandt, aus dem die meisten Festzüge kamen. Vor diesem Eingange, der πομπικὴ εἰσοδος, lag das Leonidäon, nur durch eine Gasse von der Ringmauer der Altis getrennt (V, 15, 1. 2); innerhalb der Altis dagegen unweit dieses Eingangs das Hippodamion (VI, 20, 4). Die genannte Straße zum großen Altar ging vom Leonidäon rechts (VI, 17, 1. vgl. VI, 18, 4 u. V, 20, 3), und führte zu den Gegenden ἐντὸς τῆς Ἀλτῆος (V, 15, 3); ein anderer Weg ging links ab, und führte im Altis bis zu der oben erwähnten ἐλαία καλλιστέρωνος (V, 15, 3). Da nun die Richtung dieser Wege im Allgemeinen die von Ost nach West ist, so muß die Pompenstraße nördlicher, der andere Weg südlicher gelegen haben, was auch ganz mit der Lage der Punkte, wohin sie führen, übereinstimmt. Außer dem Thor der Pompenstraße wird noch ein andres im Pe-

ribolos erwähnt, welches dem ersteren dadurch gegenüber gestellt wird, daß jenes ἔσodos, dieß ἔξodos genannt wird; das letztere lag bey dem Prytaneion jenseits des Gymnasium (vergl. V, 15, 5. V, 20, 5); das Philippeion, welches Pausanias neben dem Metroon erwähnt, lag links davon (V, 20, 5); dieß spricht dafür, daß man es westlich vom Kronion an die Nordgränze des Heiligthums setzen muß; ob es aber in das Thal von Antilalla aufwärts oder über dem Kladeos hinüberführte, ist zweifelhaft. Der Ref. bricht hier ab, obgleich sich noch einige Punkte ungefähr bestimmen lassen, aber er hält diese Angaben schon für hinreichend, um sich darnach bey der Lesung des Pausanias einigermaßen orientieren zu können, was ihm zum völligen Verständniß des Schriftstellers unumgänglich nöthig scheint. — Mit gleicher Genauigkeit wie der Plan von Olympia ist der von Elis in dem vorliegenden Werke gezeichnet; er bestätigt die Nachrichten, die man vorher schon durch Gell, Dodwell, Pouqueville über die Gegend hatte. Die Reste alter Gebäude über dem Boden sind auch hier alle aus Backsteinen, doch scheinen sie mitunter ansehnlichen Bauwerken anzugehören, wie der den Grundrissen und Ansichten beygefügte Bericht von Allason bemerkt; auch finden sich Grundmauern aus großen und ohne Bindemittel aneinandergesetzten Quadern. Eine schätzbare Zugabe bilden 18 sehr genau und schön abgebildete, bisher unedierte, Münzen der Eleer (FAAEION) aus dem Brittischen Museum und Payne Knights Sammlung; eine davon hat auf der einen Seite einen Zeuskopf und die Inschrift FAAEION, auf der andern einen weiblichen Kopf und die Beschrift OATMIIA, welche schließen läßt, daß der Kopf selbst der

Localgottheit Olympia angehört, die sonst auch öfter auf diesen Münzen als eine geflügelte Jungfrau mit einem Stabe, und auf einer Münze, die Referent bey Mier de Hauteroche gesehen, auch mit einem Kranze in der Hand vorkommt. Sonst sind Münzen mit dieser Beschrift höchst selten, und eine Stadt der Olympier, welche Münzen geprägt hätte, hat es nie gegeben. Auch die beiden Reiserouten von Colonel Peake, die eine von Pyrgo nach Olympia, die andere von Elis nach Dhiori (durch das Pholoe-Gebirge in das Flußgebiet des Erymanthos hinüber) sind dankenswerth.

R. D. M.

K a s a u.

Der Eremit in St. Petersburg, oder Leben und Treiben in der Hauptstadt des nordischen Kayserstaates. Ein humoristisches Gemälde im Geschmacke des Jouy von J. C. von Thiele, kays. russischem Rathe. 176 S. 8.

Von einem Schriftsteller, der die Hauptstädte von Europa mit der Gabe eines trefflichen Beobachters gesehen hat, mit Geist und Sinn für Sitt- und Häuslichkeit geschrieben; ein Buch, wie wir wünschten, daß jährlich eine bedeutende Zahl aus der Presse hervorgehen möchten, damit endlich die schalen Blätter für alle Tageszeiten, die gegenwärtig unserer ganzen Deutscherheit zum Hohn in Lesegesellschaften umhergehen, aus den Händen — nicht der Lesewelt: denn Männer, hoffen wir zu Gott, werden sie ohnehin nicht lesen — sondern der Lesegierigen weiblichen und jugendlichen Welt verbannt werden möchten. Wir zeichnen von dem Inhalt des Eremiten nichts aus, weil Bücher dieser Art ganz gelesen werden müssen.

G e t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

18. Stück.

Den 1. Februar 1827.

J e n a.

Briefe über Religion und christlichen Offenbarungs-Glauben. Worte des Friedens an streitende Parteyen. Von Dr. Heint. August Schott, Prof. der Theol. zu Jena. 1826. 546 Seiten in 8.

Ein neuer Versuch zur Sühne zwischen unsern supernaturalistischen und rationalistischen Theologen, von dem wir den glücklichsten Erfolg prophезeyen, und die erwünschteste Wirkung erwarten zu dürfen glauben würden, wenn auf den Partengeist überhaupt — nicht bloß auf den theologischen — durch Gründe gewirkt werden könnte. Doch der Geist der gewinnendsten Mäßigung und der mildesten Ruhe, der durch diese ganze Schrift athmet, kann und muß immer auch bey dem Partengeist etwas wirken, wenn es auch nur die Empfindung einer augenblicklichen, unwillkürlichen und unwilligen Beschämung seyn sollte.

Die ganze Tendenz der Schrift geht offenbar dahin, mit der möglichsten Evidenz darzuthun,

D

daß der christliche Supernaturalismus und Rationalismus, so wie sie sich neuerlich unter uns ausgesprochen haben, nicht so weit, als man oft glaubte, und als sie oft selbst glaubten, von einander entfernt, and am wenigsten einander durchaus entgegengesetzt sind, indem der Supernaturalismus mehrere Voraussetzungen des Rationalismus nicht nur zugeben und annehmen kann, sondern einige selbst zugeben und annehmen muß, der Rationalismus aber dem Supernaturalismus mehrere der seinigen wenigstens nicht abstreiten kann, und sich also zu einem Vergleich darüber geneigt fühlen muß. Unstreitig war es der schwerere Theil des Geschäftes, den Rationalismus selbst, oder doch einen unbefangenen Kampfrichter, wie es deren noch unter uns gibt, davon zu überzeugen; weil aber der Verf. dieß selbst am lebhaftesten gefühlt hat, so ist er auch mit einer Vorsicht dabey zu Werk gegangen, die man nur dann erst, wenn man sich in den Gang seiner Untersuchung hineinstudiert hat, gehörig schätzen kann. Auf den ersten Blick möchte man nämlich glauben, daß sie in einem zu weitem Umkreise zu dem Ziele, zu dem sie kommen sollte, herumgeführt worden sey, und sich bey manchem, daß ihr auf ihrem Wege zufällig aufstieß, ohne eigentliche Noth verweilt habe. Schon durch die vorausgeschickte Inhalts-Anzeige der XVI Briefe, durch welche die Untersuchung durchgeführt ist (S. XIII — XXII) wird man verleitet, oder doch geneigt gemacht, diesem Glauben Raum zu geben; wenn man ihr aber mit gehöriger Aufmerksamkeit bis zum Ende gefolgt ist, so wird man nicht ohne Bewunderung gewahr, wie wesentlich manche der Discussionen, in die sich der Verf. ohne Noth einzulassen schien, zu seinem intendirten Zwecke gehören, und wie viel manches von demjenigen, was er bloß im Vor-

beygehen mitzunehmen schien, zu dem Total-Eindruck beyträgt, den das Ganze nach seiner Absicht zurücklassen sollte. Am liebsten möchten wir dieß an einigen einzelnen Beyspielen zeigen, wenn die Beschränktheit unseres Raumes die Ausführlichkeit zuließe, welche dazu nöthig werden dürfte, bey jener aber dürfen wir uns bloß das Auszeichnen einiger Partien gestatten, welche sich in der Schrift besonders herausheben.

Als solche ist uns zuerst im Br. II. die meisterhaft ausgeführte Deduction aufgefallen, in welcher das nothwendige Streben des Menschen nach absoluter Harmonie mit sich selbst und mit der Welt im Denken und Erkennen, im Empfinden und Fühlen, im Wollen und Handeln, als das Grundprincip seines ganzen geistigen Lebens aus der Anlage seiner Natur und aus seiner Stellung zu der Welt und in der Welt abgeleitet ist. S. 14 — 18. Vielleicht hätte es hier noch in einigen Beziehungen weiter in das Klare gesetzt werden können, wie dieß Princip besonders auch durch seine Stellung zu der Welt und in der Welt bestimmt wird, aber desto klarer ist es dafür S. 20 — 28 gemacht, wohin die Deduction allein führen sollte, daß durch jenes nothwendige Streben des Menschen nach absoluter Harmonie auch ein nothwendiger Zusammenhang der Religion mit seinem ganzen höheren geistigen Leben geknüpft wird. — Bey der im dritten Briefe angestellten Prüfung der Beweise für das Daseyn Gottes hat uns besonders die Vorsicht, womit der historische S. 41 — 43 und der moralische Beweis S. 44 — 50 behandelt, und die Gerechtigkeit des Urtheils angezogen, daß S. 61 über den wahrhaftig hohen Werth ausgesprochen ist, den echt philosophische, über die einzelnen Argumente für die Realität der religiösen Ideen angestellte Forschungen behaup-

ten. Auch mit demjenigen, was S. 64. 65 über den Unterschied zwischen Wissen und Glauben bemerkt ist, daß nämlich nicht sowohl verschiedene Grade der Ueberzeugung als verschiedene Objecte der Erkenntniß durch diese Namen bezeichnet werden sollen, stimmt Rec. vollkommen überein; nur hat er es immer dienlich gefunden, den Unterschied zwischen Wissen und Glauben auch durch den besondern Zug zu markieren, daß Glaube ein solches Wissen ist, wodurch immer auch eine Willensbestimmung bewirkt wird, was denn schon auch die Verschiedenheit der Erkenntniß-Objecte in sich schließt. Eben so geneigt ist er aber auch, mit ihm zu glauben, daß durch die von Hr. Schleiermacher geforderte Trennung des Gebiets der Frömmigkeit von dem Gebiete des Wissens und des Willens für die Religion eher etwas verloren als gewonnen werden dürfte S. 71 flg. als mit ihm zu zweifeln, ob durch das Schleiermachersche Gefühl der absoluten Abhängigkeit das Wesen der Frömmigkeit ganz erschöpft ist. S. 89. Von Br. V. an kommt man nun zu den Fragen, die in einer scheinbar näheren Beziehung mit dem Hauptgegenstande der Untersuchung stehen, und zuerst ist es der Begriff von Offenbarung, der hier mit eben so viel Scharfsinn als Genauigkeit erörtert wird. Am meisten haben wir dabey die weise Bedachtsamkeit bewundert, womit der Hr. D. durch die bloße Bestimmung des Begriffs so manche Anstöße voraus wegzuräumen gewußt hat, die der Rationalismus neuerlich dabey finden wollte, ohne ihm jedoch das mindeste voraus einzuräumen, wodurch die der feinnigen entgegen stehende Ansicht wesentlich gefährdet werden könnte. Es ist treffend S. 98 bemerkt, daß sich zu dem beschränkten Begriff von Offenbarung, nach dem hier allein gefragt wird, nur auf dem historischen

Wege gelangen läßt, nach diesem aber Offenbarung nur als eine außerordentliche (oder dem Menschen auf eine besondere Art als göttliches Wirken sich darstellende) Thätigkeit und Veranstaltung Gottes für religiöse und sittliche Belehrung und Bildung gedacht werden kann. In einer eben so gründlichen als gelehrten Abhandlung über den biblischen Begriff der Offenbarung wird dieß S. 101 — 147. noch weiter begründet, alsdann aber S. 148 — 156 auch dargethan, daß man zwar dadurch Veranlassung erhält, bey einer solchen Offenbarung an etwas Außerordentliches und Eigenthümliches in Beziehung auf den Menschen zu denken, aber auf keine Weise genöthigt wird, die Vorstellung eines unmittelbaren und als unmittelbar erkennbaren Einwirkens der Gottheit in die menschliche Seele für etwas zum Offenbarungsglauben nothwendiges und wesentliches zu erklären. Die Zweifel und Einwürfe, die sich dagegen erheben lassen, und schon erhoben worden sind, findet man hier eben so redlich angegeben, als genügend aufgelöst und abgewiesen; von hier aus geht aber der Verf. Br. VII. VIII zu den biblischen Wundern über, und bestimmt den Begriff davon theils aus den verschiedenen Namen, womit diese Thatsachen und Handlungen in der Schriftsprache ausgezeichnet werden, theils aus demjenigen, was in den biblischen Urkunden über die wirkende Ursache derselben, über die Gesinnungen und Gefühle, mit denen sie von Jesu und von den Aposteln geschahen, über den Endzweck ihrer Vollbringung und über ihre Wirkungen angegeben ist. Bey dem ersten, bey der Beleuchtung der biblischen Ausdrücke haben wir bey dem Namen *δυναμεις* S. 163 bloß eine Hinweisung auf die Stelle Matth. XIV, 2 vermißt, welche über die jüdische Zeit-Idee davon so viel Licht

gibt; völlig stimmen wir hingegen dem Verf. wieder darin bey, daß der Begriff des Uebernatürlichen keineswegs in der biblischen Idee von Wundern liegt, und daß auch aus der für uns eintretenden Unmöglichkeit einer natürlichen Erklärung mehrerer evangelischen Wunder noch gar nicht die Nothwendigkeit folgt, ein unmittelbares Eingreifen der Gottheit in den von ihr selbst geordneten Zusammenhang der Dinge, und eine temporäre Aufhebung der Naturgesetze dabey anzunehmen. Musterhaft und ganz des gelehrten Theologen würdig ist dabey die mit ruhigem Ernst verbundene Mäßigung, womit sich der Hr. D. über mehrfache Versuche äußert, die zu unserer Zeit zu einer natürlichen Erklärung der Wunder gemacht worden sind; wenn er aber im Br. X. XI die göttliche Offenbarung oder den göttlichen Ursprung des Christenthums auch aus andern inneren und äußeren Gründen ableitet, so zeigt er doch im Br. XII wie und wie weit man auch jenen wundervollen Thatsachen des Christenthums eine eigene und zwar nicht nur eine relative, sondern auch eine absolute Beweisraft zuschreiben, und selbst die Weissagungen im Christenthum und vom Christenthum in eine rechtmäßige Verbindung mit dem Offenbarungsglauben bringen kann. Jetzt erst läßt sich der Vf. Br. XIII. XIV auf die Erörterung des gewöhnlichen Gegensatzes des Supernaturalismus und des Rationalismus ein, um das Eigenthümliche eines jeden, so weit es für haltbar erkannt werden kann, und so weit es für unhaltbar erkannt werden muß, auszuzeichnen. Auf das Ueberzeugendste wird zuerst dargethan, daß sich jene supernaturalistische Ansicht gar nicht halten und rechtfertigen läßt, welche das Christenthum als eine Lehre und Anstalt betrachtet haben will, die ohne Anwendung der Vernunft und ohne die freye Selbst-

thätigkeit des menschlichen Geistes in der Welt entstanden und begründet worden sey, und ihre fortdauernde Wirksamkeit ohne freyen Vernunftgebrauch behaupten könne. Es wird auf das überzeugendste dargethan, daß schon ein gehdrigcs Verstehen einer göttlichen Offenbarung, ein der Natur des Menschen angemessener Glaube an die Offenbarung, und eine richtige Anwendung ihrer Lehren ohne freyen Vernunftgebrauch unmöglich sey; nur wird dabey zugleich erwiesen, daß sich der wahrste Offenbarungsglaube immer noch ohne Inconsequenz behalten und behaupten lasse, wenn man auch darauf bestehe, daß er sich auf eine vorausgegangenen Prüfung der geoffenbarten Lehre selbst gründen müsse. Eben so überzeugend wird nun aber auch auf der andern Seite dargethan, daß auch jene rationalistische Ansicht sich eben so wenig halten und rechtfertigen lasse, welche das Christenthum, insofern es eine geoffenbarte und positive Religionslehre seyn soll, nur als eine temporäre und partiell-nützliche Anstalt gelten lassen will, weil die menschliche Vernunft sich selbst überlassen, vollkommen alles das zu leisten vermöge, was dem Menschen in religiöser und sittlicher Hinsicht nöthig ist. Es läßt sich wenigstens — wie hier gezeigt wird — eben so wenig philosophisch beweisen als historisch darthun, daß die Vernunft der Menschen, wie sie in der Wirklichkeit des Menschenlebens in ihrer Entwicklung und Wirksamkeit sich darstellt, ohne den anregenden, leitenden, erweckenden Einfluß einer besondern göttlichen Veranstaltung im Stande ist und jemals im Stande war, eine allgemeine, ewig gültige, vollkommen befriedigende Menschen-Religion zu Stande zu bringen, und eine für immer bleibende fromme Gemeinschaft (Kirche) zu stiften, in welcher alle Menschen ihre Befriedigung finden könnten: aber

unverkennbar und unabweisbar ist das Bedürfniß einer geoffenbarten und positiven Religionslehre und Anstalt, wie sie das Christenthum darbietet, wenn das Menschengeschlecht seine Bestimmung erreichen soll, und das Unabweisbare der Forderung einer Abhülfe für dieß Bedürfniß kann selbst auch durch das Unerforschliche des Sanges nicht zweifelhaft gemacht werden, den der ewige Weltregierer der Ausbreitung des Christenthums vorgezeichnet hat.

Noch möchten wir hier gerne ausheben, wie der Verf. im letzten Briefe S. 516 — 546 das Eigenthümliche der vermittelnden Formen bezeichnet hat, in welche man neuerlich die streitenden Ansichten, jetzt als rationellen Supernaturalismus und jetzt als supernaturalistischen Rationalismus gefaßt hat; allein unser Raum gestattet uns nicht mehr als eine Aeußerung der Hoffnung, daß diese Schrift gewiß auf die Mehrheit unserer angehenden Theologen höchst wohlthätig wirken, und sie für die Ansicht, zu welcher sich der Hr. D. selbst bekannt hat, für die Ansicht eines rationellen Supernaturalismus oder eines vernunftmäßigen Glaubens an die göttliche Offenbarung in Christo gewinnen oder darin bestärken wird; wenn wir aber hinzusetzen, daß der Geist der ruhigsten Milde, der edelsten Sanftmuth und der jedes Partey-Interesse vergessenden Gerechtigkeit gegen anders Denkende, der durchaus darin herrscht, eben so viel zu diesem Effect beitragen wird, als der Scharfsinn, die Gründlichkeit und die Gelehrsamkeit der darin herrschenden Polemik, so soll dem Ruhme der letzten durchaus nichts dadurch entzogen werden.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

19. Stück.

Den 3. Februar 1827.

L e i p z i g.

Bey Hartmann: Sophoclis Tragoediae septem ad optimorum librorum fidem recensuit Eduardus Wunderus. Accesserunt brevis annotatio et conspectus metrorum. 1824. XV und 606 S. zusammen, übrigens jede Tragödie mit besonderm Titel wie auch der conspectus metrorum.

Herr Professor Wunder, längst sehr rühmlich bekannt durch seine scharfsinnigen Adversarien zum Philoctet, hatte die Absicht in dieser Ausgabe einen möglichst zuverlässigen Text zu geben nach der diplomatischen Auctorität der besten Bücher; nur wo ausgemachte Corruption durch sichere Emendation zu ersetzen möglich, wollte er solche aufnehmen, im übrigen lieber die fehlerhafte Lesart behalten. Dieser Plan verdient ohne Zweifel alle Billigung. Die Critik ist mit Recht bey uns in manchem Betracht vorsichtiger und besonnener geworden; man lobt es nicht mehr, wenn nach gewöhnlicher Empirie oft was in zehn Stellen steht, gleich auch in der eilften gesetzt werden soll, meist ohne die feineren Unterschiede

R

der Stellen oder den Umfang der Sprache überhaupt zu erwägen, man unterscheidet genauer die Stufen der Wahrscheinlichkeit und verlangt deutlicheres Bewußtseyn der kritischen Operationen und ihrer Gesetze. Insbesondere aber ist in der Behandlung der Tragiker die höchste kritische Geschicklichkeit erforderlich, da die Schwierigkeiten unzählig und die Kunst des Ausdrucks und der Metrik unendlich, daher auch hier nur sehr allmählich durch allumfassende Umsicht und ein Zusammenwirken vieler Kräfte mehr Festigkeit wird erreicht werden können. Hr. Professor Wunder, der bey gründlicher Sprachkenntniß viel Besonnenheit und Schärfe des Urtheils besitzet, nimmt auf diesem Felde einen rühmlichen Platz ein, wie auch diese Ausgabe in jeder Hinsicht beweist. Auf den Text ist viel Genauigkeit verwandt, sowohl was Interpunction und Orthographie betrifft, als auch in Aufnahme der Lesarten, wo in sehr vielen Fällen treffend das Sicherste gewählt worden; und hätte der Herausgeber überall die Gründe seines Urtheils beyfügen können, so würden vermuthlich auch noch manche Zweifel wegfallen, wo er seinem Plane nicht treu geblieben scheint. So z. B. *Ujar B.* 80 ist die Lesart *ἐς* oder *εἰς δόμους* für *ἐν δόμοις μένειν* nur in schlechten Handschriften und in den Scholien, worin aber so manche von alten besonnenen Grammatikern verworfene Lesart sich fortgepflanzt hat; diplomatisch also betrachtet ist wenig Auctorität. Sehen wir zweytens auf den Sinn, so möchte auch dieser, die Möglichkeit der Redensart einmal angenommen, dennoch nicht der beste seyn. Denn gesetzt, es stände wirklich *ἐς δόμους βεβηκέναι*, so wäre der Ausdruck doch nicht der hier angemessene, weil *Ulysses* sagen will: Mir ist lieber daß *Ujar* nicht herauskomme, daß er bleibe wo er ist. Der Be-

griff der Bewegung paßt also hier auf keine Weise. — Dasselbst V. 191 glauben wir, wenn wir unsere Meinung offen bekennen sollen, daß Sophocles geschrieben habe *μη μοι γ'*. Denn die von Hermann hier angenommene *confusio duarum locutionum* halten wir doch nicht für möglich, und auch ihre Möglichkeit angenommen, wäre ihr hiesiger Zweck völlig unklar, welches eine wesentliche Frage ist in solchen Dingen, wie wir anderswo zeigen werden. Vermuthlich fühlte dieß Herr Prof. Reisig, indem er in seinen Noten zum Oedipus auf Kolonos eine andere Erklärung gab, die aber auch nicht genügt, weil die Ausdrucksform so auffällig, daß eine nähere Rechtfertigung da seyn müßte und ein Grund warum sie vom Dichter gewählt worden, der aber gleichfalls nicht möglich. Sehen wir dagegen die geäußerte Vermuthung, so ist Gedanke und Form völlig klar. — V. 186 wird *ἦτοι γὰρ ἄν* mit Recht vertheidigt, nur glauben wir daß die Stelle im Agamemnon V. 558 flg. noch verschieden sey, wenn man die Verhältnisse der Gedanken betrachtet, und dieß muß doch wohl vor allen Dingen zu Rathe gezogen werden, wenn ein solches *γὰρ* begreiflich erscheinen soll. — V. 230 interpungiert H. W. nach *δαεῖται*. Aber sollte wohl der Chor von Ajax sagen: *παραπλήκτω χειρὶ συγκρατακτὰς κελαινοῖς ξίφεσιν*, mit übertrieben geschärftem Ausdruck des Tadel, während er durchgängig bisher mit so viel Vorsicht und Euphemismus sich ausdrückte über seines Herren That. Wir verbinden daher *δαεῖται παραπλήκτω χειρὶ*, wie auch Hermann zwar nicht interpungiert aber doch übersetzt, *morietur hic vir furibunda manu*, nur daß er dieß weniger passend auf den Selbstmord zu deuten scheint. — V. 245 wird wohl die Vermuthung von *κόρα* immer das nächste bleiben; bey Her-

mann schien uns auch die Stellung von καλύμασι vor κρᾶτα hier weniger passend. — B. 273 ist allerdings einer der Fälle wo die Scholien gegen die Handschriften das richtige geben; denn βλέποντας ist dem Gedanken am angemessensten, nur aber im natürlichen Sinne gefaßt. — B. 295 ist doch für λέγειν das diplomatische Uebergewicht. — B. 420 würde wohl die Verbindung εὐφρονες Ἀργείοις οὐκ ἐτ' ἄνδρα μὴ τόνδ' ἴδῃτ', schon wegen der Wortstellung einen unrichtigen Sinn geben. — B. 499 ziehen wir vor δουλίαν. — B. 583 hätten wir auch θροεῖν gewählt statt θρηνεῖν, gleichwie B. 709. θυμόν τ'. Und kurz vorher ist allerdings τε καὶ φλέγει für falsch zu halten, weil es dem hiesigen Gedanken widerstreitet, während B. 647 ein ähnlicher Ausdruck dem Gedanken angemessen ist. Die Alten haben dergleichen Gegensätze nur mit Rücksicht auf den Hauptzweck des Gedankens, und dabey ist noch die Regel, daß der Theil des Gegensatzes zuletzt stehe auf den jedesmal am meisten ankommt, ein neues Argument gegen obige Worte. Aber B. 812 χωρῶμεν, ἐγκονῶμεν· οὐχ ἔδρας ἀκμή, σώζειν δέλοντες ἄνδρα γ' ὅς σπεύδῃ θανεῖν, kann doch wohl δέλοντες natürlicherweise nichts anders heißen als: wenn wir retten wollen, und so scheint nur σπεύδει möglich, was ja auch die besten Handschriften haben. Das absolute Participium ist übrigens hier sehr passend, und keine weitere confusio vorhanden. — Sollte B. 1055 wo ζητοῦντες falsch, wirklich ζητοῦντ' ἐτ' eine so unwahrscheinliche Emendation seyn, daß sie keinen Platz verdiente neben andern viel Kühnern? Hat z. B. Antig. B. 130 die Emendation ὑπερόπτας wohl einen stärkeren Grad von Gewißheit? Dagegen wurde z. E. gleich vorher B. 1040 A. die Vulgata κσιῶς τ' ἐνεῖνα besser

beibehalten, und so in vielen andern Fällen mit lobenswerther Vorsicht. Denn es ist wohl offenbar daß man hie und da unbedeutenden oder schlechten Handschriften noch immer zu viel einräumt im Sophocles, indem man sich verlocken läßt oft nur durch eine Spielerey ohne reellen Nutzen, anstatt dann entschieden und consequent an die besten Bücher sich zu halten, deren eigentlich hier nur wenige. Daß des Sophocles Styl nicht einfach, ist wahr; aber dennoch ist nicht immer das Künstlichste auch das Richtige, sondern was auch an sich denkbar und sonst zweckmäßig, wie z. B. Antigon. 859 durch das falsche *οἰκον* im Scholiasten wirklich eine undenkbare Constructionsverwirrung entstehen möchte. Dann scheint auch daß man das Individuelle des Gedankens immer so scharf als möglich beachten müsse, weil eine auffallende Construction oft nur hierdurch erklärlich wird. So wird Electr. V. 57 die, von Hr. W. hergestellte, Lesart aller Bücher vertheidigt doch wohl nur so, daß man bemerkt wie Orest bey dem ominösen Vorhaben sich für todt auszugeben, obgleich er es vor hat, doch den directen und unmittelbaren Ausdruck desselben vermeidet, was der Conjunction seyn würde, und es nur indirecter ausspricht als eine bey dem Verbergen der Urne gehabte Idee. Antigon. V. 351 ist die Emendation Hermanns *ἐξέτα*, die auch H. W. nicht aufnehmen konnte, überhaupt wohl gegen die Poesie der Stelle. Sophocles beschreibend des Menschen große Geschicklichkeit sagt: er bändigt auch das Roß, aber nicht öconomisch: er bändigt das Roß wenn es sechs Jahr. Der Uebergang von dem Präsens *κατεῖ* zum Futurum *ἀξεται* oder *ἐνάξεται* rechtfertigt sich durch den Unterschied des Allgemeinen und Einzelnen in dieser Stelle. Der allgemeinere Gedanke steht besser im abstractern

Präsens κρατεῖ, die besondern Bändigungen werden hier poetischer vor Augen gestellt durch das Futur. In der Schreibart der Griechen ist charakteristisch, daß durch den schönsten und feinsten Sinn der Ausdruck mit den Gedanken in der lebendigsten Beziehung steht, sich stets modificiert mit diesen und die leisesten Aenderungen desselben begleitet; wodurch eine Harmonie entsteht, welche so in keiner andern Litteratur gefunden wird. — Noten konnten dieser Ausgabe nur wenige beygegeben werden, doch findet man auch in dem Wenigen viele treffende Bemerkungen und Erklärungen, z. B. Vj. 195 über ἀταν οὐρανίαν φλέγων, Electr. 13ε über στενάχω und στοναχῶ, B. 159 über κρυπτῶ τ' ἀχέων ἐν ἡβῃ, ὄλβιος, obgleich diesem Gedanken noch angemessener würde gewesen seyn ὄλβιον, weil der Nominativ wohl ein nicht recht passendes Pathos gibt. Dasselbst B. 569 verstehen wir den Tadel des Herausg. nicht ganz. ἐπος τι heißt ein unbedachtames verwegenes Wort, und obgleich die vorhergehende Interpunction besser wegfällt, bleibt doch die Construction dieselbe. B. 813 lesen wir eine feine Bemerkung über den Unterschied von αἰ αἰ und φεῦ. Und Oed. Col. 925 eine andere über die Formen ξεινος und μοῦνος, als mit Kraft, Nachdruck gebraucht statt der Kürzern. Antigon. 607, 8 scheint durch Hrn. W. gründliche Erörterung die wahre Beschaffenheit der schweren Stelle getroffen. Trachin. 608 ist empfehlungswerth die Conjectur ἐμφανῆς παρασταθεῖς. Besonders aber wird in den Noten zu diesem Stück die Bemerkung Aug. W. Schlegels wieder geltend gemacht von der Unvollkommenheit der Trachinierinnen in Vergleich mit den übrigen Dramen des Sophocles, und bemerkt daß sie offenbar in Composition, Kraft der Gedanken und Ausdruck nachstehen. Auch uns scheint

dieß unbezweifelt. Denn um nur von dem letzten zu reden, während der Styl des Sophocles in den übrigen Tragödien kunstreich ist, und zwar in gesuchteren aber wohl niemals zwecklos künstlichen Wendungen sich bewegt, ist in dieser allein mehrmals eine falsche Künstlichkeit, die keine Vertheidigung zuläßt, und ohne Vortheil für den Gedanken die Kraft desselben schwächt und bricht. Da man nun aber nicht wohl glauben kann, daß Sophocles später einmal, nachdem er schon ein besseres Maas seines Styles gefunden, auf diesen Abweg gerathen sey, so ist auch uns wahrscheinlich was Hr. W. meint, daß diese Tragödie die früheste der Vorhandenen seyn möchte und in jüngern Jahren von dem Dichter verfaßt. — Wir bedauern, daß Hr. W. dieser Ausgabe nicht noch mehrere auch erklärende Anmerkungen beyfügen konnte. Denn die Interpretation der Tragiker ist noch immer zu sehr vernachlässigt; daher sehr zu loben ist, daß Hr. Prof. Reisig in seiner lehrreichen Ausgabe des Oedipus auf Colonos Kritik und Hermeneutik gleichmäßiger zu behandeln rühmlichst angefangen. Auch die Kritik kann sich unmöglich vollenden, wenn nicht auch die Auslegung das Ihrige thut, und die reiche Absichtlichkeit der so tiefsünnigen tragischen Kunst scharf und umsichtig nach allen Seiten hin zu durchdringen strebt. — Was endlich den *conspetus metrorum* anlangt, so wird Hr. W. auch dadurch den Dank der Leser verdienen, da Hermann seinen Ausgaben keine Schemata der Verse beyzugeben pflegt. Der Hr. Verf. erhielt hier die Erklärungen des berühmten Metrikers überall, wo er zweifelhaft war, dann auch benutzte er in vielen Stellen den Rath von Seidler. Alles hat er jedoch mit selbstständigem Urtheil behandelt, daher die Versabtheilungen häufig von den Hermannischen abweichen.

W i l n a.

Bey Neumann: Adam. Ferdin. Adamowicz, dissertatio inaug., morborum inter animalia domestica observatorum Indicem singulorumque constantissima signa exhibens. 1824. VIII und 130 Seiten in 8.

Obgleich der Verfasser, ein Schüler von Bojanus, in dieser Schrift, die mit Recht zu den guten Inauguralabhandlungen gerechnet werden muß, kaum etwas Eigenes mitgetheilt hat, so ist es doch schon lobenswerth, daß er die Krankheiten unserer Hausthiere in Klassen u. s. w. zu vertheilen sucht, außer den lateinischen Benennungen die jedesmaligen Deutschen, Französischen, Russischen und Polnischen Synonyme anführt und die pathognomonischen Zeichen der einzelnen Krankheiten, so weit es sich thun ließ, angibt. — Die Krankheiten zerfallen in vier Klassen: 1. Pyrexiae (febres). 2. Morbi singulorum corporis systematum absque necessaria pyrexia. 3. Cachexiae. 4. Morbi locales. — Abgesehen davon, daß eine dergleichen Classification unphilosophisch ist, hat sie auch keinen practischen Werth, da der dadurch ausgedrückte Krankheitscharacter auf zu wenig Bestimmtheit Anspruch macht. Dringt man tiefer ins Werk, so finden wir, daß die Characteristik der einzelnen Krankheit so ziemlich gerathen, dieselbe aber in den einzelnen systematischen unsern Abtheilungen häufig nicht zu finden ist, so z. B. setzt der Verfasser die Lues canum (Hundeseuche) in die vierte Abtheilung (Profluvia, pyrexia cum excretionem aucta, characteristicam) der ersten Klasse, da wir dieselbe doch lieber in der zweyten Abtheilung (Exanthemata) gefunden hätten, indem bey genauer Betrachtung dieser Krankheit ein ursprüngliches Exanthem nicht zu verkennen, und die Hundeseuche, wie wir sie gewöhnlich characterisieren, mehr ein Ausgänger einer Krankheit, als ursprüngliche Krankheit selbst ist. — Vorzüglich wollen wir diese Schrift Aerzten zu lesen empfehlen, da man mit leichter Mühe darin die Krankheiten des Menschen mit denen der Thiere vergleichen kann, und da sie, weil sie lateinisch geschrieben, von den bey weitem meisten Thierärzten nicht verstanden werden möchte.

W.....d.

G ö t t i n g e
 gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
 der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

20. Stück.

Den 3. Februar 1827.

E d i t o r i u m

Beschluß der Anzeige von: Transactions of
 the medico-chirurgical society of Edin-
 burgh. 1824. 8.

13. Cases illustrative of the sedative power
 of the datura stramonium, by James
 Begbie M. D.

Sechs Beobachtungen von der auffallend guten
 Wirkung des extractum seminum stramonii
 in der Neuralgie.

Kof. kann zu diesen glücklichen Erfahrungen
 mehrere Belege liefern, da ihm dieses Mittel zu
 $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{2}$ Gran, in steigenden Dosen bey der
 Profopalgie jeder Zeit von ausgezeichnetem Nutzen
 gewesen ist.

14. Notice concerning the fever that oc-
 curred in the Magdalene Asylum of Edin-
 burgh in the spring of 1821, as illustrating
 the influence of panic in propagating con-
 tagious diseases, by Robert Hamilton
 M. D.

Diese Nachricht betrifft eine sehr bekannte Erfahrung, nämlich, daß Schrecken und Furcht bey dem Erscheinen eines nervösen Fiebers in dem Hospitale, von welchem einige Individuen ergriffen wurden, Symptome des Eintritts der nämlichen Krankheit ganz plötzlich bey andern Gesunden erregten; die aber bald durch Vorstellung der Gefahrllosigkeit, Erweckung des Muths und Zerstreuung in ihrer Geburt erstickt wurden.

15. Cases of infantile disease in which erosions and perforations of the alimentary canal were found after death, by John Gairdner M. D.

Diese zuerst von Hunter beobachtete und vom Hrn. Dr. Jäger in Stuttgart dem deutschen Publicum so meisterhaft dargestellte Krankheit findet in dem Verfasser obigen Aufsatzes einen sehr guten Beobachter derselben, der nicht allein seine eigene Erfahrungen davon liefert, sondern auch die von Cruveilhier, Laisné in Frankreich, Dr. Gistren in Schweden, Dr. Haviland und Atkison in Großbritannien, Jägers, Rhades und Zellers in Deutschland anführt und von denselben und ihren Complicationen ein sehr treffendes Gemälde aufstellt. Er schildert dieselbe, wie sie allein bey Kindern auftritt, und wie sie zuweilen bey diesen mit hydrocephalus und andern Kinderkrankheiten erscheint, auch wie sie zuweilen bey Erwachsenen entweder in Verbindung mit andern Krankheiten, oder auch ohne vorhergegangene krankhafte Zufälle, z. B. bey plötzlichen oder gewaltsamen Todesarten sich gezeigt hat. Rücksichtlich der Durchlöcherung des Magens stimmt er Huntern bey, daß diese erst nach dem Tode durch die Säfte des Magens oder seine eigene Wirkung geschehen, und führt die Gründe davon an, was aber die Erweichung des Ma-

gens, die sich oft über den Darmcanal ausbreitet, anbetrifft, so glaubt er die erste Ursache davon in einer vergrößerten Vascularität und Reizbarkeit derselben suchen zu können, und meint deswegen auch, daß Entfernung aller Reize von den leidenden Theilen, Ableitung durch Vesicarien und warme Bäder den wesentlichsten Theil der Heilmethode ausmachen müßten.

In einer tabellarischen Uebersicht liefert er alle ihm von andern bekannt gewordenen oder von ihm selbst beobachteten Fälle.

16. Cases of persons struck by lightning by Alexander Macaulay M. Dr.

Hier werden bloß drey Fälle erzählt von Wirkungen eines Wetterstrahls, der in ein Schiff, welches sich nahe bey der Linie befand, einschlug. Diese waren apoplectische Anfälle und epileptische Krämpfe, die durch Blutentziehungen, Ableitungen und kühlende Mittel glücklich gehoben wurden.

17. Observations on the pathology of scrophulous diseases with a view to their prevention, by W. R. Alison M. Dr.

Die sehr ausgedehnten und viel versprechenden Bemerkungen, sind zwar im Ganzen genommen von einiger Wichtigkeit, insoweit sie über scrophulöse Disposition, ihre Entstehung und Verhütung manches aus der Erfahrung genommene liefern, welches aber keinen Anspruch auf Neuheit und bisher Unbekanntes machen kann, allein vergeblich wird sich der Leser nach Aufklärung in Rücksicht der Pathologie der scrophulösen Krankheit umsehen, da er außer dem Erwähnten nichts Wesentliches, die Natur, den Verlauf, die Folgen derselben oder die Heilanzeigen Betreffendes findet, nur die Ansichten, welche der Verf. von der Entstehung der Tuberkeln gibt, verdient Auf-

merksamkeit, da hierüber jetzt Meinungen von der neuesten französischen Schule aufgestellt sind, die von den bis jetzt gehalten ganz abweichen.

Der Hauptpunct, um welchen sich der größte Theil dieser Abhandlung drehet, ist die scrophulöse Anlage, welche der Verf. aus Schwäche und dem Einflusse einer kalten und feuchten Luft ableitet. Doch will er damit nicht behaupten, daß Schwäche im Allgemeinen genommen hier beschuldigt werden müsse, sondern vorzüglich diejenige, die dem Städtebewohner, der in engen Räumen eingeschlossen, den Einfluß einer freien und reinen Luft nur selten genießen kann, keine den Körper anstrengende Arbeiten verrichtet und ungewöhnt ist an Abwechslungen der Witterung, eigen ist. Aus mehreren authentischen Quellen liefert er Beweise für diesen Satz und zeigt daraus, wie die Sterblichkeit der Kinder in den Städten viel größer sey, als auf dem Lande, so daß, wenn von erstern die Hälfte vor dem 10ten Jahre stirbt, von letztern nur der 40ste oder 50ste vor dieser Periode ein Raub des Todes wird. Ferner sucht er aus den Sterbelisten und den dabey bemerkten Krankheiten, deren Beute die Kinder wurden, herzuleiten, daß der größte Theil derselben an scrophulösen Uebeln und deren Folgen gestorben sey.

In der Voraussetzung, daß Schwäche der Hauptcharacter der Scropheln sey, siehet er denn auch in den stärkenden Mitteln, die Waffe gegen diesen Feind des kindlichen Alters; vorzügliche Rücksicht verdienen hiernach die kalten Bäder, Bewegungen, reine Luft und kaltes Waschen, von welchen mit der gehörigen Vorsicht und im jedesmaligen Blicke auf die individuelle Constitution Anwendung gemacht werden kann.

Als eine wichtige und sehr verderbliche Folge

der scrophulösen Disposition in den innern Organen müssen die Tuberkeln angesehen werden, die leider durch ihren Uebergang in phthisische Ausartung einen so großen Theil der Menschen hinwegraffen. Bayle, Laennec und Baron betrachten die Tuberkeln als eine eigene für sich bestehende, aus der gestörten und abgeänderten Lungenausdünstung hervorgehende Krankheit, die allein die Mutter der wahren Schwindsucht seyn soll, ohne daß Entzündung dabey vonnöthen wäre, die bey der Knotenbildung gar nicht in Rede kommen könne.

Gegen diese Ansicht tritt hier der Verf. auf, und suchet aus seinen Beobachtungen und Erfahrungen herzuleiten, daß Tuberkeln immer die Folgen von vorhergehender schleichender Entzündung seyen, indem sie gewöhnlich nach Krankheiten dieser Art gefunden würden, und aus seinen Erfahrungen deutlich hervorgehe, daß sehr oft bey und mit den Tuberkeln Entzündung oder eine nur von ihr herzuleitende Desorganisation, als Eiterung, oder Hepatisation der Lungen vorhanden seyn. Auch zeige die Erfahrung, wie durch den Act der langsamen Entzündung die Tuberkeln gebildet und ausgebildet würden, indem man nicht selten in einem Subjecte neben allen Zeichen von Vascularität und entzündlichen Abweichungen dieselben im ersten Anfange der Bildung, im ferneren Fortschreiten und gänzlich ausgebildet antreffe. Auch seyen bey einiger Aufmerksamkeit bey anderen mit Entzündung auftretenden Krankheiten als dem febris hydrocephalica, mesenterica die Tuberkeln in allen ihren Bildungsabstufungen zu finden, so wie sie auch leicht nach Masern, dem Keichhusten, den Lungenentzündungen im spätern Verlaufe entstünden, wobey ihre Quelle, nämlich die schleichende Entzündung, nicht zu verkennen sey.

Ref. muß gestehen, daß die Wahrheit ganz auf der Seite des Verfassers zu seyn scheint, und die besseren Pathologen aller Zeiten gleiche Grundsätze aufgestellt haben, welche von den Meinungen einiger weniger Neueren nicht umgestoßen werden können.

18. Case of inflammation of the cephalic vein wich terminated fatally, by ANDR. DUNCAN M. Dr.

Ein Mann, welcher sich geistig und körperlich sehr angestrengt hatte, öffnete sich ein kleines Geschwür an einem Fingerknöchel mit einer Lanzette, welche vor einiger Zeit zur Deffnung eines Geschwürs bey einem Andern gedient hatte, bekam bald nachher eine rosenartige Entzündung der Hand und eine Anschwellung des ganzen Arms von Ergießung von Feuchtigkeit im Zellgewebe, mit keinen Zeichen von Entzündung als der Erscheinung von rothen Streifen nach dem Verlaufe der vena cephalica. Bald gesellte sich hierzu ein heftiges Fieber mit Respirationsbeschwerden, dann ein Zustand von Schwäche des ganzen Körpers; Blutauswurf und ein typhöser Zustand folgten, wobey sich das Blut, wie die fortbauernde Blutung aus den Wunden, welche angelegte Blutigel gemacht hatten, zeigte, in einem sehr aufgelösten Zustand befand. Völlig erschöpft starb der Kranke und bey der Leichensöffnung fand man die Lungen an den Folgen theils einer alten, theils einer neuen Entzündung leidend, Tuberkeln und Geschwüre in denselben und einen bedeutenden Erguß von gerinnbarer Lymphe und Serum in den Säcken des Brustfelles. Die vena cephalica war fast in ihrem ganzen Laufe entzündet, und anstatt mit Blut ganz mit Eiter gefüllt. Die benachbarten Muskeln und Zellgewebe hatten nicht da-

bey gelitten. Der Verf. ist der Meinung, daß der Verstorbene bey der Deffnung des Geschwürs am Finger die Vene verletzt habe und in die gemachte Wunde Eiter aus dem Geschwüre gedrungen seyn und sie entzündet habe.

19. Case of diffuse inflammation of the cellular substance of the side, followed by a series of uncommon symptoms, and terminated fatally, by Andr. Duncan jun. M. D. Professor.

In diesem zu den seltneren gehörenden Falle entwickelten sich bey einer eine Zeitlang vorher syphilitisch gewesenem Frauensperson mehrere der Ort wechselnde örtliche Entzündungen an der Schulter, dem Halse, dem obern Theile der Brust und den Seiten, wobey starkes Fieber mit gastrischen Beschwerden vorhanden waren. Da weder eine antiphlogistische noch antigastrische Behandlung der Krankheit Einhalt zu thun vermochten, so entstanden in den örtlich entzündeten Stellen Eiterungen, und zugleich entwickelte sich Husten mit starkem Eiterauswurfe; das Auffallendste aber war, daß sich zugleich eine emphysematöse Ausdehnung der leidenden Theile einfand und man vermittelst des Stethoskops das Rauschen und Eindringen der Luft aus dem Innern nach den äußern Partien deutlich hören konnte. Als die Abscesse geöffnet waren, drang Luft heraus mit dem Eiter; wurden sie verschlossen und zusammengedrückt, so wurde der Husten und der ihn begleitende Eiterauswurf stärker, so daß kein Zweifel über die Verbindung der Abscesshöhle mit den Bronchien statt haben konnte, und es deutlich in die Augen sprang, daß der Eiter von Außen nach Innen, die Luft aber von Innen nach Außen dringe.

Eine völlige Abzehrung endigte die Leiden der

Patientin, und bey der Leichendöffnung fand man die gehabte Ansicht bestätigt; am Halse und auf der ganzen einen Seite der Brust waren Abcesshöhlen, die mit den Bronchien communicierten. Daß die Muskeln, Häute und Rippen dabey gelitten, Verdickungen, Verhärtungen, Verzehrun- gen und Desorganisation entstanden seyen, läßt sich leicht erwarten.

20. Cases of diffuse inflammation of the cellular texture, with the appearances on dissection and observations, by Andreas Duncan jun. M. D. et Prof.

Diese ausführliche und musterhafte Abhandlung verdient die Aufmerksamkeit aller für die Fortschritte in unserer Wissenschaft Interesse habender Aerzte, indem sie sich über einen pathologischen Gegenstand verbreitet, der noch wenig zur Sprache gekommen ist, bisher sehr im Dunkeln lag, und doch von sehr großer Wichtigkeit ist. Ueber die bis jetzt noch so viel Räthselhaftes und Unerklärbares habende Zufällen nach Ueberlassen, Wundungen bey anatomischen Untersuchungen, nach dem Bisse giftiger Thiere, bey der phlegmasia alba dolens verbreitet er Licht, und leitet zu einem mehr gründlichen Verfahren in diesem Krankheitsgeschlechte.

Die Abhandlung selbst, deren Ausführlichkeit und Ausdehnung es nicht verstattet, ganz in ihr Detail einzugehen und Ref. nur erlaubt, die wesentlichsten Puncte hervorzuheben, beginnt nach Angabe des wesentlichen Characters der im Zellgewebe verbreiteten Entzündung, mit Erzählung der verschiedenen Veranlassungen zu derselben und den ausführlichen Krankheitsgeschichten, woraus sich ein deutliches Gemälde derselben bilden läßt und die Ueberzeugung von der

großen Gefahr, die damit verbunden ist, deutlich in die Augen fällt.

Die Beobachtungen haben nach dieser Geschichtem gelehrt, daß diese Entzündungen im Zellgewebe, die sich oft über ganz große Körperflächen ausbreiten, und selbst sehr von dem Orte der ersten Entstehung entfernte Stellen einnehmen; nach Aderlässen, Unterbindungen von Venen, nach Leichendöffnungen, wenn der Secirernde eine kleine selbst die unbedeutendste Wunde am Finger hat, oder die Oberhaut etwas verletzt ist, oder auch wenn er sich während der Section verletzt, ja selbst ohne diese Veranlassungen entstehen können. Ja auch die unbedeutenden Wunden, die oft beym Schlachten des Viehes, selbst wenn es keine wahrnehmbare Krankheit gehabt hat, haben nach einigen Beyspielen diese Entzündungen des Zellgewebes zur Folge gehabt, auch sogar die bloße Beschmutzung mit dem Blute oder andern Säften derselben, besonders aus eiternden, ercoriirten Hautstellen haben die Gelegenheit zu ihrer Entstehung gegeben. Außerdem hat man sie nach heftiger Anstrengung eines oder des andern Theils des Körpers, nach Quetschungen wahrgenommen, und die sogenannte Phlegnasia alba dolens scheint ihren Hauptgrund in derselben zu haben, zuweilen aber sind sie in vollkommener Ausbildung ohne alle vorhergehende Veranlassung erschienen.

Von allen diesen Fällen werden hier Beyspiele und vollständige Krankheitsgeschichten, deren nicht weniger als 30 sind, angeführt, und bey den mehrsten derselben, die einen unglücklichen Ausgang hatten, sind die Veränderungen, welche die Leichendöffnungen geliefert haben, beygefügt.

Diese Krankheit des Zellgewebes, die zu

den bedeutendsten und gefährlichsten Uebeln gehöret, aus so leichten und unbedeutend scheinenden Veranlassungen entsteht und oft aller Kunst spottet, ist von den Pathologen, selbst den neuesten, in ihren Systemen gar nicht angeführt oder nur oberflächlich erwähnt worden, bloß bey einigen wenigen als dem Ambrosius Paré, Hil-danus, Dionis, O'Halloran, Morand unter den älteren Wundärzten findet man ihrer gedacht, und unter den neueren finden wir Wiake über dieselben bey Abernethy, Bell, Hennen und mehrgen andern, so daß sie eigentlich zu den Affectionen gehört, deren wahre Natur und Beschaffenheit erst die neuere Zeit aufgedeckt hat.

Das Wesen dieser Krankheit besteht in einer ausgedehnten und immer fortschreitenden Entzündung des Zellgewebes, wobey weitverbreitete Eiterungen in demselben entstehen, durch welche dieses Gewebe zerstört, die nahe liegenden Muskeln verdorben, die Häute verdickt und desorganisiert und selbst die Knochenhaut ergriffen, krankhaft verändert und aus ihrer Verbindung gebracht werden.

Sie gibt sich durch heftigen Schmerz und eine Geschwulst der afficierten Theile zu erkennen, die oft sehr stark ist, wobey aber die Haut ihre natürliche Farbe behält, und welche zuweilen von der zuerst dazu die Veranlassung gegeben habenden verletzten Stelle anfängt, oft aber ganz entfernt davon ihre erste Erscheinung macht, so daß man zweifelhaft ist, ob man jener die Schuld davon bemessen könne.

Zuweilen bleibt die äußere Haut während des ganzen Verlaufs der Krankheit unverändert, zuweilen zeigen sich aber auch auf ihr rothe Streifen besonders nach dem Laufe der Hautvenen, nicht selten bilden sich auf ihr Blasen, Excoria-

tionen, dunkle schwärzliche Färbungen und brandartige Desorganisationen. Im Zellengewebe findet man im Anfange eine ergossene Lymphe, die in der Folge dicke, zähe, fadenartig wird, und zuletzt in Eiter übergeht.

In den schlimmeren Fällen bemerkt man einen ähnlichen Verlauf, wie bey den inoculierten exanthematischen Krankheiten; zuerst entsteht an dem ursprünglich verletzten Puncte des Körpers eine Pustel oder ein Bläschen, dieser folget bald eine allgemeine krankhafte Affection wie bey einem exanthematischen Ausbruchsfieber und nun entsteht eine ausgedehnte Entzündung im Zellgewebe, die sich in allen Richtungen verbreitet, wobey das primäre locale Leiden unbedeutend ist, oder oft leicht verschwindet und heilet.

Wie das Uebel sich so schnell fortpflanze, ist, da weder eine Entzündung der Venen noch der lymphatischen Gefäße statt hat, und wenn diese, wie nur in wenigen Fällen gefunden ist, auch wirklich vorhanden ist, mehr als Complication dann als Ursache angesehen werden muß, noch im Dunkeln.

Sobald die Entzündung sich entwickelt hat, ist auch ihr Verlauf schnell und oft ihre verheerende Wirkung in wenigen Stunden zu einer solchen Höhe gestiegen, daß die größte Lebensgefahr da ist.

In den mehrsten Fällen wird dieselbe von einem sehr heftigen Fieber begleitet, wobey die Sensibilitätsphäre ergriffen ist, das den Character des typhösen an sich trägt. Delirien, große Erschöpfung und Muthlosigkeit sind seine Begleiter und auch das Reproductionssystem wird krankhaft ergriffen, dabey sind die Ausdünstung und der Schweiß des Kranken oft sehr übelriechend; gewöhnlich leidet auch die Respi-

ration, sie ist beschwerlich, ängstlich, gehindert. Selten und nur in den leichtesten Fällen zertheilt sich die Entzündung, besonders wenn die erregende eine bloß äußere ist; niemals aber geschieht dieses, sobald schon bedenklichere Zufälle aufgetreten sind; auch bey der phlegmasia alba ist man oft so glücklich, Zertheilung zu bewirken.

Eine minder günstige Beendigung derselben geschieht durch die Art von Eiterung, wobey durch die ergossene gerinnbare Lymphe eine Zusammenklebung des Zellengewebes, in welchem die Entzündung sich zuerst entwickelt hatte, sich bildet, wodurch der ferneren Verbreitung derselben Gränze gesetzt und die Eiterung auf eine Stelle beschränkt wird. Häufiger aber schreitet dieselbe über weit ausgebreitete Flächen fort und zerstört die ganze Gegend, welche sie einnimmt, welche Zerrüttung die Natur zwar in seltenen Fällen durch Reproduction des Zellengewebes heilt, in den mehrsten Fällen aber unfähig ist, der Gewalt des krankhaften Processes Einhalt zu thun, und unter dessen Gewalt erliegt.

Bey den Leichenöffnungen zeigte nicht allein das Zellengewebe den höchsten Grad von Verderbniß und Zerstörung, sondern auch die Muskeln fanden sich mürbe und verdorben, die Arterien bis in dem feinsten Gewebe widernatürlich entwickelt, die Venen verdickt, ausgebehnt und mit schwarzem Blute überfüllt; entzündet sind sie dem Verfasser in den von ihm ausgezeichneten Fällen nur höchst selten vorgekommen, die lymphatischen Gefäße und Nerven scheinen in ihrer Structur und ihrem natürlichen Ansehen nicht dabey zu leiden.

Die ärztliche Behandlung muß sowohl äußerlich als innerlich seyn. Da die öfteren Fälle

dieser Krankheit nach dem Secieren von Leichnamen oder dem Bisse giftiger Thiere vorkommen, so muß vorzüglich bey dem geringsten Verdachte darauf Bedacht genommen werden, den schädlichen Stoff aus der verletzten Stelle zu entfernen, entweder durch Saugen, Aufsehung von Schröpfköpfen, Abwaschen mit kaltem und hernach mit warmem Wasser, oder durch Berührung der Wunde mit Höllenstein, Salpetersäure, kauftischen Alkalien oder andern Nuzmitteln. Einige haben die äußere Anwendung von Terpentinöl empfohlen, andere Ligaturen um das Glied zu legen, und andere starke Kälte. Vorzüglich sind Blütegel anzuwenden oder Scarificationen, auch Blasenpflaster.

Sobald sich Ergießungen im Zellgewebe zeigen, sind Einschnitte in die Haut unumgänglich nothwendig, die aber tief und viel seyn, auch oft wiederholt gemacht werden müssen. Die allgemeine innere Behandlung hat zum Zwecke, die Entzündung zu hegränzen, weßwegen allgemeine und örtliche Blutausleerungen, so wie Abführungen angezeigt sind; da aber die Natur bald unvermögend ist, der Gewalt der Krankheitsursache zu widerstehen, so muß ihre entgegenwirkende geweckt, aufgeregt und gestärkt werden, damit ihre Reaction vermögend wird, eine glückliche Entscheidung zu bewirken, welches nur durch starke Gaben von Wein, Weingeist und andern flüchtigen Reizmitteln bewirkt werden kann, die also ungeachtet des angezeigten entzündungswidrigen Verfahrens zugleich mit demselben angewendet werden müssen, obgleich dieses den Principien einer reinen Therapie entgegen zu seyn scheint.

Doch der Referent muß hier diese Anzeige schließen und siehet sich verpflichtet, seine Leser

auf diese sehr wichtige und gebiegene Abhandlung vorzüglich aufmerksam zu machen.

21. Case of severe injury of the head, with supposed transverse fracture of the base of the cranium, from which the patient recovered, by J. F. Macfarlan, surgeon; one of the Presidents of the royal medical society.

Diese Kopfverletzung nach einem Falle zeichnete sich durch lang dauernde Blutungen aus den Ohren, Stupor, langsamen Puls, matte eingefunkene Augen, weiche Geschwulst hinter den Ohren, Lähmungen der Gesichtsmuskeln, unwillkürlichen Harn- und Kotabgang und Geistesverwirrung aus, aus welchen Zufällen der Verfasser schließen zu können glaubt, daß ein Knochenbruch in der Grundfläche des Schädels vorhanden gewesen sey.

Eine strenge und kräftige entzündungswidrige Behandlung mit beständiger Anwendung kalter Umschläge bewirkte allmähliche Genesung, doch blieb der Patient noch lange Geistes- und Körperschwach.

22. Cases which occurred in the practise of James Brown, surgeon in Dominica, communicated by R. Hamilton.

Sechs seltene Krankheitsfälle werden hier ganz kurz beschrieben, von denen die Präparate der pathologischen Abweichungen dem Museum der Societät durch den Verfasser übergeben wurden. Der erste Fall betrifft eine bedeutende Verknöcherung der dura mater bey einer Negerin, die sich von $2\frac{1}{2}$ bis 3 Zoll von der cristagalli bis zum tentorium an beiden Seiten des sichelförmigen Fortsatzes verbreitete, wobey einige sackförmige Geschwulste, die mit coagulirtem Blute

und Eiter angefüllt waren, sich im Gehirne fanden. Die Kranke hatte an Lähmung gelitten. Der zweyte Fall ist der einer Ruptur, an der arteria pulmonalis in, der Nähe ihres Austritts aus dem Herzen bey einem Kinde, ohne daß einige Zufälle von Krankseyn vorhergegangen waren.

Der dritte ist merkwürdig theils der Menge der Spulwürmer wegen, deren mit denen, die vor dem Tode abgegangen waren und die nach demselben gefunden wurden, nicht weniger denn 206 waren, theils weil 11 Spulwürmer sich in die Substanz der Leber eingesenkt hatten, deren äußere Oberfläche hart und tuberculös anzufühlen war.

Der vierte Fall ist der einer Vergrößerung und Crukeration der Leber bey einem Kinde; der fünfte betrifft eine seltene Bildung vieler und großer Tuberkeln im Unterleibe, wovon einer 16 Zoll im Umkreise hatte und 22 Unzen wog; der sechste endlich ist der einer fast vollständigen Abbleichung eines Negers mit völliger Integrität seiner Gesundheit.

23. Case of purpura haemorrhagica, by Ebenezer Gardner M. D. Ein nicht ungewöhnlicher Fall vom morbus maculosus Werlhofii, bey welchem nichts auffallend ist, als die Behandlung. Es wurde mehrere Male Blut gelassen und Kalomel gegeben; zugleich mit diesem aber auch Schwefelsäure gereicht, und dessen ungeachtet erfolgte Genesung, obgleich alle Zeichen eines sehr aufgelösten Blutes und eines großen Kraftmangels vorhanden waren. Der durch Murray untersuchte Harn zeigte Ueberfluß an Cywiristoff aber gänzlichen Mangel an Harnstoff.

Beygefügt ist ein von Wood beobachteter Fall

der nämlichen Krankheit, der tödtlich wurde, und wobey sich auf der dura mater und den andern fettsen Häuten im Körper eben solche Ecthymosen und Blutflecke zeigten, wie auf der Haut.

24. On the nature and origin of tubercular disease, by John Abercrombie M. D.

Genauere Untersuchungen haben dem Verfasser gezeigt, daß die Tuberkeln in den Lungen mit denen im Gefröße und andern drüsenreichen Theilen von einerley Natur seyen, und in den damit angestellten, ihre chemische Beschaffenheit erläuternden Versuchen sich gleichförmig verhalten.

Diese Versuche bestanden darin, daß er dieselbe der Einwirkung des kochenden Wassers aussetzte, und sie hernach selbst mit demselben aufkochte, wobey es sich ergab, daß sie in ihrem anfänglichen Zustande als röthliche fleischichte Massen dabey diese Beschaffenheit verloren, und eine undurchsichtige Natur so wie eine weiße Aschfarbe annahmen und zuletzt durch längeres Kochen als geronnener Eyweißstoff erschienen, wobey sie ein Bedeutendes an Gewicht verloren; jemehr sie von ihrem primären Zustande abwichen und zu dem folgenden übergegangen waren; desto geringer war der Theil welcher aufgelöst wurde, und in ihrem letzten Zeitpunkte und ihrer Verwandlung in die bekannte eiterartige Auflösung nahe, verloren sie fast nichts mehr und zeigten alle Eigenschaften des geronnenen Eyweißstoffes. Hieraus ziehet der Verfasser den Schluß, daß ein Absatz von diesem Stoffe in die Drüse die Veranlassung zur Bildung der Tuberkeln sey.

H. L. N.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

21. Stück.

Den 5. Februar 1827.

G ö t t i n g e n.

Gedruckt bey Dietrich: De Euthanasia medica prolusio, qua ad orationem, quam ad auspicandum professoris munus extra ordinem indulgentissime sibi concessum die XXIX. Julii 1826 publice habebit, rite invitatur C. F. H. Marx, Med. et Chir. Dr. 16 Seiten. 4.

Vorstehende Abhandlung diente als Einladungsschrift zur Antrittsrede des Verfs., welche derselbe an dem genannten Tage über den rechten Gebrauch der Gifte in der Medicin gehalten hatte. Eingedenk der Worte Keils, daß es eine eigene Kunst gäbe, um dem Menschen ins Leben hineinzuhelfen, keine aber, um erträglich wieder hinaus zu kommen, hielt er es für angemessen diesen Gegenstand einer ausführlichen Betrachtung zu unterwerfen. Die Hauptpuncte, auf welche der Arzt bey dem rettungslosen Kranken zu achten hat, sind nach ihm folgende: 1. Man suche auf jede Weise den leidenden Zustand durch theilnehmende Sorge und durch ärztliche Behandlung zu

mildern. Daher: gelehrte Krankenwärter, Ruhe und Stille, keine häufigen Besuche oder erschütternde Erzählungen; reine Luft, zweckmäßige Räucherungen, gute Betten, vorzüglich um das Durchliegen zu verhüten, öfteres Befeuchten des Mundes; die Arzneyen in flüssiger Form, und zwar nur besänftigende und lindernde. 2. Man vermeide Alles, wodurch die Schmerzen des Kranken vermehrt würden. Daher: keine starken Hautreize, am wenigsten tief eingreifende chirurgische Operationen. 3. Man erhalte das Gemüth und den Geist des Kranken durch Trost und Zuspruch aufrecht. Daher: Anregung der Hoffnung auf Wiedergenesung oder Besserung durch neue Arzneyen, Aussicht auf eine Reise, in ein Bad; Beruhigung wegen der Zurückbleibenden; Zufügen eines angemessenen Begräbnisses; Entfernung der Furcht vor Scheintod; Hinweisung auf Unsterblichkeit; Nahbleiben der Liebsten, wenn sie es vermögen, den Schmerz an sich zu halten; Liegenlassen des Todten in seinem Bette bis zur völligen Gewißheit des erloschenen Lebens; keine zu frühe Beerdigung. 4. Man nehme beständig Rücksicht auf Zeit, Krankheitsart, Person, Temperament und Alter. Der Arzt muß wissen, wann er an die Euthanasie denken darf; seine einzige Aufgabe und Pflicht ist, den Lebensfaden so lange als irgend möglich hinauszuspinnen. Je ermüdender und abschreckender die Krankheit ist, desto mehr muß dem Sterbenden der letzte Lebensact erleichtert werden. Die menschliche Theilnahme wird um so mehr in Anspruch genommen, wenn der Kranke ein wichtiges Familienglied ist oder in einem fremden Lande, bey andern Religionsverwandten. Der mit einem sanguinischen Temperamente stirbt schwer, schwerer noch der mit einem cholерischen; der mit einem melancholischen stirbt leicht, und leichter der mit einem

phlegmatischen. Obgleich Kinder in der Regel schnell hinweggerafft werden, so erfordern sie doch eine recht liebende Sorgfalt. Im Knaben- und Jünglings-, so wie im hohen Greifenalter geschieht das Sterben ohne schweren Kampf; hingegen im männlichen Alter ist das Scheiden eine harte Aufgabe, und die Euthanasie eine große Beruhigung.

Die Rede selbst enthielt zuerst eine gedrängte geschichtliche Angabe von den verschiedenen Meinungen der Griechischen, Römischen und Arabischen Aerzte, so wie ihrer Nachfolger bis auf die neueste Zeit über die Zulassung oder Nichtzulassung der Gifte in der Medicin, mit den Nachweisungen, wie weit sie die Wirkung vieler Giftstoffe aus den verschiedenen Naturreichen kannten und als Heilmittel gebrauchten. Dann wurde der Einfluß der Chemie auf die Toxicologie und die Versuche mit derartigen Stoffen an Menschen und Thieren gewürdigt; und die von vielen angeregte Frage: ob es erlaubt sey Gifte in der Medicin zu gebrauchen, nach den drey Beziehungen: in welchen Fällen, von wem, und mit welcher Vorsicht sie gereicht werden dürften, abgehandelt. Diese Gesichtspuncte wurden ins Einzelne verfolgt und entwickelt.

P a r i s.

Bei den Brüdern Bossanges: *Lettres inédites de Mme de Maintenon et de Mme la Princesse des Ursins*. Tome I. S. 482. II. S. 448. III. S. 486. IV. S. 540. 1826. 8.

Dieser Briefwechsel zweyer geistreichen Frauen, wenn gleich schon über ein Jahrhundert alt, hat seine anziehende Kraft noch nicht ganz verlohren: die Verwandtschaft der Leidenschaft der beiden Brieffstellerinnen, die Herrschsucht, ihre öffentliche Stellung, ihr

Verstand, ihr Zusammenwirken, macht ihn dem Psychologen und dem Geschichtschreiber höchst merkwürdig, und die Ungleichheit ihrer Schicksale, so selten auch in unsern Tagen bey unserm gegenwärtigen Staatsbetreiben ein solches Zusammentreffen statt haben möchte, macht ihn höchst lehrreich. Beide Namen sind so bekannt, Maintenon vom Hofe Ludewigs XIV. und Ursini vom Hofe Philipps V. her, daß sie keiner vorläufigen Erklärung bedürfen, und es bloß auf die Beschaffenheit der Quelle ankommt, wie viel oder wie wenig sich aus ihr zu ihrer weitem Aufklärung nehmen lassen wird. Leider! weniger als man bey dem ersten Anblick hoffen möchte, wenn gleich keine Hinsicht ganz leer ausgeht. Im vollen Glanze geht unstreitig Maintenon auf. Ihre Superiorität und Haltung am Hofe ward durch einen imponierenden König und die Frömmigkeit mächtig unterstützt, ihre Rolle war weit leichter; Ursini, noch überdieß von ihr abhängig, mußte sich alles allein seyn; durch Verstand, Geschmeidigkeit und Liebenswürdigkeit mußte sie sich alles unterwerfen und bey aller männlichen Kraft des Characters, blieb ihr doch auch eine Zugabe von weiblicher Schwäche. Wem sie sich einmahl zugewandt hatte, an dem wollte sie sich nicht geirrt haben; ihre standhafte Zuneigung gränzt daher zuweilen an Eigensinn: Orry, dessen Schurkereien sie in ein Labyrinth ohne seines gleichen gestürzt hatten, ist am Ende ihrer Briefe (Br. 4. S. 523) noch von derselben Vortreflichkeit, wie in den ersten nach ihrer Ankunft in Spanien u. Sie darf kein Geheimniß über den Spanischen Hof zurückhalten, weil sie das Instrument ist, durch das der Großvater das Reich seines Großsohns regieren will; sie erfährt aber von dem was zwischen Ludwig und Maintenon verhandelt wird, nicht mehr, als was sie zur Richt-

schnur dessen, was sie am Spanischen Hof einleiten soll, wissen muß: den übrigen Raum der Pariser Briefe füllen galante und ungalante Hofneuigkeiten, durch die Ursini wieder ihre Unterhaltung am Spanischen Hofe würzen kann. Ohne gegenseitige Spitzen kann es zwar unter zwey geistreichen Frauen nicht abgehen; aber Ursini zieht, so oft der Fall eintritt, immer den Kürzern: Maintenon weiß sie recht geschickt in den Schranken der Klientin zu erhalten. (Man vergleiche nur Br. 2. S. 11 mit 4. S. 372 und 377 ff.) Doch scheint Ludwig XIV. die schlimmsten Partien, die er mit der Ursini abzumachen hatte, nicht durch die Hand der Frau von Maintenon, sondern durch die seiner Minister haben gehen zu lassen. Drry hatte doch den Französischen Befehlshabern, die an der Gränze von Portugal den Kampf mit dem Oesterreichischen Erzherzog bestehen sollten, die größten Unwahrheiten über die Berproviantierung des Kriegsschauplatzes und den herrlichen Zustand der Kriegscasse vorgespiegelt; und als Puysegur bey der Armee ankam, fand er sie in dem kläglichsten Mangel an allem. Ursini hatte in ihren Berichten an Maintenon mit Drry eingestimmt und sein Lob erscholl daher auch aus dem Munde der letztern; indessen das Gegentheil war kein Geheimniß in Spanien, wie auch der Französische Gesandte, der Abbé von Estrées, nach Paris berichtete. Ursini bot alles auf, daß es Ludwig nicht erfahren sollte, und um einen Bericht der Wahrheit unmöglich zu machen, hatte sie dem Abbé von Estrées angetragen, daß er sie seine Depesche vor der Absendung lesen lassen sollte, was er aber nicht für gut fand, sondern vielmehr der Wahrheit gemäß den heillofen Zustand der Regierung in Spanien schilderte. Ursini wußte sich die Depesche von der Post zu verschaffen und öffnete sie. Sie hatte die Frechheit, dieselbe, auch ge-

öffnet noch, mit lauten Klagen über den Gesandten und sogar mit einer sie betreffenden Randglosse an den Großvater zu schicken, der aber, durch Puysegur's frühern Bericht schon eines andern belehrt, nun Orry zur Verantwortung nach Paris vorladen ließ und Ursini befahl, Spanien sogleich zu verlassen. Aus Schonung muß Ludwig der Maintenon darüber nichts aufgetragen haben, weil auch sie bisher das Wort dem Orry geredet hatte. Die ganze Katastrophe ist daher in diesen Briefen übergangen: doch blieb die schämliche Art, in welcher Ursini aus Spanien das erstemal hatte abziehen müssen, nicht ohne Denkmal in dieser Briefsammlung. T. 4. S. 383. bittet Ursini bey Gelegenheit, daß ihr der Minister Bergheist eine neue Entfernung aus Spanien während der Friedensunterhandlungen mit Holland und England ankündigt: mais en ce cas de nécessité, je supplie tres-humblement le roi que mon rappel ne paraisse pas dans le monde une seconde disgrâce. Und S. 386 sagt sie: mon étoile est assurément bien bizarre: on me rappela d'Espagne, il y a cinq ans, comme une mauvaise Française; aujourd'hui les alliés m'en font sortir comme une femme toute dévouée à la France. Jammer Schade ist es, daß die erste gewaltsame Entfernung der Ursini aus Spanien aus der Briefsammlung weggeblieben ist; dadurch ist es auch ein Geheimniß geblieben, mit welchen Zauberkünsten sie den erzürnten Ludwig wieder mit sich ausgesöhnt hat, daß sie zu der ehrenvollsten Rückkehr nach Spanien in ihren vorigen Posten als Camarera-major der Königin die Erlaubniß erhalten hat, über die selbst die Mémoires de St. Simon keinen Aufschluß zu geben wußten. Sie wissen nur von einer Audienz, die ihr der König bewilliget hat und den darauf erfolgten Zutritt

zum Hof. Nach ihrer Rückkehr herrschte sie in Spanien noch allgewaltiger als früher. Zwar war ihr schon während der Friedensunterhandlungen ihr längerer Aufenthalt in Spanien durch den Minister Bergheist aufgekündigt worden; aber ihre Verbannung erfolgte erst später, bey der ersten Audienz, die sie bey der zweyten Gemahlin Philipps V., der Elisabeth von Parma, hatte, die lieber selbst über das Reich ihres Gemahls mit Hilfe ihres Brautwerbers, des Cardinals Albevoni, herrschen wollte, und mit ihr kurzen Proceß machte. Noch schmälicher als der erste Abschied aus Spanien war dieser zweyte: sie wurde aus der Audienz von einer militärischen Begleitung über die Gränzen von Spanien gebracht. Ihr kurz vorher geäußertes Verlangen nach einer Souveränität in Flandern, hat ihr unstreitig dieses Schicksal zugezogen, nicht ohne Vorwissen des Königs von Spanien und Ludwigs, und der Maintenon. Wenn nicht Saint Simon die Geschichte dieser Verbannung berichtet hätte, so würden alle genauen Nachrichten darüber fehlen. Urfini selbst hatte davon keine ferne Ahnung. Wenige Tage zuvor hatte sie noch ihrer Maintenon versprochen, ihr eine genaue Schilderung von der neuen Königin zu geben, wenn sie dieselbe erst gesehen hätte, der sie entgegen zu reisen im Begriff sey.

Die Brieffammlung hat also merkwürdige Lücken. Vom Jahr 1708 fehlen die Urfinischen Briefe der ersten neun Monate. Doch sind die Antworten der Frau von Maintenon auf dieselben vorhanden, aus denen sich ergibt, daß sie nichts von den Merkwürdigkeiten der Urfini enthalten haben, auf die man besonders begierig seyn möchte. Bd. 4. S. 408 springen die Briefe vom 30. Novbr. 1711 auf den 20. Junius 1714 über. Die Persönlichkeit der Urfini hat durch diese Defecte sehr verloren: wie würde man in ihre Seele schauen können, wenn man ihre Briefe aus den beiden Hauptkastro-

phen ihres Lebens vor Augen hätte. Ob sich gleich an der Echtheit der Briefe nicht zweifeln läßt, da sie aus einer für den Herzog von Choiseul gemachten Abschrift genommen sind, so müssen sie doch vorher durch die Hand eines Freundes gegangen seyn, der durch eine Auswahl für das Andenken der Fürstin Ursini hat sorgen wollen.

D r e s d e n.

Bey Hilscher: *Selecta disceptationum forensium capita. Tomus primus, cum indicibus. Scripsit ac decisiones Sax. supremi provocationum tribunalis addidit Dr. Car. Aug. Gottschalk, potentiss. regis Saxon. a consilii provocationum. Editio secunda multis partibus auctior et emendatior. 1826. XXXII und 456 S. in gr. 8.*

Die erste Ausgabe dieses im wahren wissenschaftlichen Geiste ausgearbeiteten, und, nicht bloß für Geschäftsmänner, so sehr brauchbaren Werks, ist vorlängst in unsern Blättern mit gebührendem Lobe angezeigt; es verdient daher hier nur bemerkt zu werden, wodurch sich diese zweyte Ausgabe vor jener auszeichnet. Vermehrt ist dieselbe durch sorgfältige Berücksichtigung der neuesten juristischen Litteratur so wie der neuesten Sächsischen Gesetzgebung, und durch Hinzufügung der neueren Präjudicien des Appellationsgerichts zu Dresden; berichtigt, theils in Hinsicht der Sprache, theils in Betreff einzelner in derselben enthaltenen Erörterungen. Hinzugekommen sind endlich noch einzelne neue Kapitel, wogegen das Kap. XXVIII. der ersten Ausgabe weggelassen ist, weil dessen Gegenstand durch das Mandat vom 15. Febr. 1822 §. 1. 2. als erledigt anzusehen war. Auch das sehr vollständige Register, welches diesem Bande angehängt ist, muß als eine sehr willkommne Zugabe betrachtet werden, durch welche die Brauchbarkeit desselben bedeutend erhöht wird.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

22. 23. Stück.

Den 10. Februar 1827.

H a n n o v e r.

Bey Hahn: Ueber den gegenwärtigen Zustand des Ackerbaues, des Handels und der Gewerbe im Königreiche Hannover, von Gustav von Gülich. 1827. 127 Seiten. 8.

Seit der verstorbene Kammermeister Patje vor beynabe einem halben Jahrhundert seinen bekann- ten Abriß des Fabriken-, Gewerbe- und Hand- lungszustandes in den Chur-Braunschweigschen Landen herausgab, ist, außer den Notizen die sich aus den Verhandlungen der allgemeinen Ständeversammlung entlehnen lassen, über diese Gegenstände nichts vollständiges im Druck er- schienen. Wenn gleich Hr. von Gülich in der angezeigten Schrift aus Mangel an Daten sich auch nur auf einen allgemeinen Abriß beschränkt, so ist dieser doch schon aus der Ursache schätzbar, weil er die Aufmerksamkeit auf diese für jeden Hannoveraner so wichtigen Gegenstände leitet und mehrere Punkte in Anregung bringt, die beher- zigt zu werden verdienen. Wir bemerken, daß der Verf. selbst Besitzer von Fabriken im Osna-

I

brückchen ist. Insbesondere scheinen ihm von den Hannoverschen Provinzen das Osnabrückische und Hildesheimische vorzüglich bekannt zu seyn. Seine Schrift ist in drey Abschnitte abgetheilt. — I. Abschnitt. Ueber den Zustand des Ackerbaus, des Handels und der Fabriken in Nord-Deutschland, während der letzten 50 Jahre. — Schon der siebenjährige Krieg trug wesentlich zur Belebung des Handelsverkehrs in Norddeutschland bey, mehr noch der Nordamericanische von 1776 bis 1783. Vorzüglich hob sich damals der Leinwandhandel. Mit dem Frieden 1783 ließ der Handel etwas nach, doch blieb er noch, zum Theil auf Kosten des ehemaligen Holländischen. — Leinwand, etwas Garn, auch in einigen Jahren Korn, wurde nach England ausgeführt, dagegen nahm die Einfuhr von Kolonialwaren zu. Die Hannoverische Regierung war beschäftigt, auf eine Verbesserung der Cultur des Ackers zu wirken. Der Revolutionskrieg eröffnete für die Handlung neues Leben. Der Expeditionshandel ward bedeutend; Leinwand und Korn gingen zu guten Preisen ins Ausland, dagegen kamen viele ausländische Fabricate ins Land. Durch die Französischen Emigranten, die in die Nähe vom Hannoverschen kommenden fremden Armeen, durch die Ausrüstung der eigenen Truppen und die Englischen Subsidien, entstand ein starker Geldumlauf und ein bis dahin unbekanntes Zufließen von baarem Gelde, der Preis der Güter und Ländereyen stieg beynah ums Doppelte, der Ackerbau that Fortschritte; nur auf technische Gewerbe wurden wenig, oder gar keine Capitalien verwandt. Durch die Französische Besetzung des Hannoverschen litt der Handel einen großen Stoß. Doch hielten sich die Grundstücke in dem hohen Preise, weil der fortbauende Krieg das Getreide in ho-

hen Preisen erhielt. Die Englische Expedition nach dem Hannöverschen im J. 1805 und die entstandene starken Werbungen für die Königlich Deutsche Legion, führte abermals vieles baare Geld, vorzüglich nach dem Bremenschen. Aber nach 1806 lag der Seehandel und mithin der Leinwand- und Garnhandel darnieder; eine Folge war, daß die inländischen Fabriken und Manufacturen einige Fortschritte machten. Der durch den Krieg erzeugte Nothstand bewirkte eine Frugalität in Bezug auf die eigenen Bedürfnisse, die sich mit den im Lande producierten schlechtern Fabricaten zu behelfen lehrte. Nach dem Frieden von 1814 kam der Leinenhandel, vorzüglich nach Westindien, wieder sehr in Gang, auch ward viel Korn ausgeführt. Auch Wolle ging nach England. (Der Verf. vergißt eine für Hannover in dieser Zeit sehr ergiebige Geldquelle anzuführen: die Englischen Subsidiën, die es von 1813 bis 1816 bezog und dann das Geld, welches die Officiere und Soldaten der Englisch-Deutschen Legion, theils baar mitbrachten, theils als halbe Gage und Pensionen bezogen. Diese beiden letzten betrug im J. 1817 eine jährliche Summe von einer Million Thaler, die freylich jährlich durch eingetretene Sterbefälle vermindert wird, immer aber noch jetzt einen bedeutenden Theil des baaren Geldes ausmacht, den Hannover jährlich aus dem Auslande als baaren Gewinnst bezieht. Ohne diesen Zuschuß würden die Folgen des Zustandes, die der Verf. im Folgenden beschreibt, für die Geld-Circulation unendlich fühlbarer gewesen seyn). Mit dem Jahre 1819 trat der Wendepunct ein: die Kornausfuhr nach England hörte auf, die Wollpreise fielen, das Preussische Zollsystem fing an seine nachtheilige Wirkungen spüren zu lassen, während es für die Preussischen Fabriken und Manufactu-

ren wohlthätig ward; große Bankerotte zeigten sich als Folge des Sinkens der Preise. Einige Staaten mittlerer Größe führten ebenfalls Zollsysteme ein, aber mit viel niedrigern Steuersätzen als die Preussischen, unter diesen auch Hannover. — Zwar wurde von dieser Zeit an noch Leinwand und Garn ausgeführt (ein Hauptartikel der Ausfuhr über die See, die feine Wolle, konnte für das Hannöversche nicht ergiebig seyn, da hier die Schäfereien noch zurück waren); der Einfuhrhandel von Kolonial- und Englischen Manufaktur- und Baumwollenwaaren nahm aber jetzt Ueberhand. Die Zahl der Kaufleute hatte sich zu sehr vermehrt; die Nachtheile der Zollsysteme, der übergroße Credit, der den verarmten Landleuten gegeben werden mußte, diese und viele andere auch in den Steuersystemen liegende Nachtheile, ruinierten den Handelsstand, während die Landwirthe durch das fortwährende Sinken der Kornpreise ihre Aecker nur noch mit Verlust cultivieren konnten. Im J. 1826 sanken auch die Wollpreise so sehr, daß die Schafpächter ihre Wolle kaum mit 30 — 60 Procent Schaden, gegen vorige Preise, verkaufen konnten.

II. Abschnitt. Zustand der gedachten Industriezweige während der letzten 50 Jahre. — 1) Vom Ackerbau. (Wir übergehen was der Verf. von der früheren Periode sagt.) Der Ueberfluß von Erzeugnissen des Ackerbaues besonders vom Getreide, zeigte sich fast in allen Theilen des Landes. (Nach unserer Ansicht war dieser Ueberfluß mehr eine Folge der hinter einander folgenden guten Erndten, als einer verbesserten Cultur. Prüfen wir die meisten Wirthschaften im Hannöverschen, so werden wir sie das nämliche Wirthschaftssystem befolgen sehen, nach welchem ihre Vorfahren ihre Felder bewirthschafteten. Einzelne große Deconomien

Kommen hier nicht in Betracht. Die Bodenzräume der Bauern und selbst die der größeren Deconomien waren nicht darauf eingerichtet größere Vorräthe von Korn aufzunehmen, als der Betrag einer Erndte. Nur wenige Landwirthe waren so reich, daß sie, wenn sie auch Raum zur Aufbewahrung hatten, vieles Getraide unverkauft liegen lassen konnten. Bey den schlechten Kornpreisen befanden sich die Landwirthe in den unfruchtbaren Gegenden besser, als in den fruchtbaren. (Wenn der Acker nicht durch seinen Ertrag die Kosten der Kultur deckt, so muß der Boden, der die mehrsten Kulturkosten erfordert und die mehrsten Abgaben zu tragen hat, in der jetzigen Lage des Landmanns am wenigsten eintragen. Aus beiden Ursachen sind die Bewohner der fruchtbaren Marschländer im Bremenschen seit 1818 auf eine fast unglaubliche Art in Armuth und Noth versunken.)

Der Verf. stellt eine Vergleichung zwischen der Armuth der Hildesheimer, die ein fruchtbares Land bewohnen, und den in öder Heide lebenden Lüneburgern auf, und glaubt den Wohlstand der letztern gegen erstere in der gegenwärtigen, durch die niedrigen Preisen entstandene Lage des Landmanns zu finden. Wir erlauben uns aber die Bemerkung: daß der Lüneburgsche Bauer zu jeder Zeit viel besser daran war, als der Hildesheimsche. Der letztere besitzt wenige Morgen seines fruchtbaren Landes und diese sind so mit Abgaben aller Art belastet, daß er, ohne zum Spinnen seine Zuflucht zu nehmen, den Unterhalt für sich und seine Familie nicht erwerben kann. Das Hildesheimsche leidet schon lange an Uebersiedelung. Das ausgedehnte und wenig bevölkerte Lüneburgsche besitzt mitunter einen Boden, der, wenn er gut gedüngt wird, gutes Korn trägt, und an vielen Stellen vor-

treffliche Wiesen. Diese Stellen sind es, wo vorzüglich Menschen sich angesiedelt haben. Trägt ihr Boden nicht sehr reichlich, so steht ihnen ein großer Flächenraum zu Gebote, den sie durch Kartoffelbau, Schaafe, Bienen, Torfstich und Holz benutzen, und für den sie geringe Abgaben bezahlen. Da, wo Korn zugekauft werden muß, während andere Producte ihren Werth behalten, müssen niedrige Preise vortheilhaft wirken. Die Gelegenheit zum Absatz des Getreides, ist in den Provinzen sehr verschieden. Wenn Korn über die See ausgeführt werden darf, so haben die See-Provinzen hierin Vorzüge; wenn nicht, so haben sie keinen Markt für ihren Ueberschuß. Die Stadt Hannover wirkt immer vortheilhaft auf die Kornpreise im Calenbergischen. Auf die höhern Kornpreise im Göttingischen haben unstreitig die starke Consumption des Harzes und der Stadt Göttingen Einfluß. Während dieser ganzen für den Landmann so verderblichen Periode, war in der Stadt Osnabrück immer der höchste Kornpreis im ganzen Hannoverschen: dieß erklärt sich aus der Bemerkung des Verf., daß das Osnabrücksche weniger in dem Ackerbau und der Viehzucht seinen Unterhalt findet, als in der Garn- und Leinen-Fabrication. — Der Verf. untersucht die Fragen: warum nicht mehr Banquerotte unter den Pächtern ausgebrochen sind, und warum sich noch immer Concurrenten zu den aufkommenden Pachtungen finden? Die erste Aufgabe erklärt er aus dem durch die Noth allgemein eingeführten Creditsysteme und daß viele Pächter durch die früheren guten Preise im Besitze von Capitalien gewesen sind, die sie in dieser Periode zuseht haben. Außerdem bemerkt er, daß es im Hannoverschen viele vermögende Männer gebe, die sich einmal der Landwirthschaft gewidmet hatten, und denen die Hoffnung der

Rückkehr der bessern Preise vorschwebte. Indessen ist das nicht in allen Provinzen der Fall. In vielen Gegenden sind Gutsbesitzer die nicht Oeconomen sind, und sich einem andern Berufe widmen, gezwungen worden, wollten sie ihre Güter nicht um einen Spottpreis, oder an unsichere Pächter verpachten, solche, zu ihrem großen Nachtheil, in eigene Verwaltung zu nehmen. Eine Erscheinung, die der Verf. nicht berührt, ist, daß unerachtet aller ungünstigen Verhältnisse für den Landbau, der Kaufpreis der Grundstücke in den mehrsten Gegenden nicht gefallen ist. Wahr ist es aber auch, daß in keiner Periode weniger Handel mit Gütern und Grundstücken gewesen ist, als in der gegenwärtigen. Der Grundbesitzer, war er auch noch so verschuldet, wollte sein Land nicht zu einem mit den schlechten Kornpreisen in Verhältniß stehendem Kaufpreis losschlagen, und der eigene Vortheil gebot seinen Gläubigern ihn nicht zum Verkaufe zu drängen. — 2) Vom Handel. (Auch bey diesem bemerken wir nur, was der Vf. vom gegenwärtigen Zustande sagt). Seit 1814 war der Handel mit Leinwand und Garn in Osnabrück, Hildesheim und Einbeck höchst bedeutend, so wie 1817 und 18 vorzüglich in Emden. Der Luxus suchte in dieser Zeit seine Befriedigung vorzüglich in Colonial- und Baumwollenwaaren. Als 1818 der Kornhandel aufhörte, blieb zwar der übrige Handel, die Preise gingen aber immer mehr herunter, schwankende Handels-Conjecturen verminderten die Sicherheit bey den Geschäften, die Handelsleute konnten, wenn es glücklich ging, nur die gewöhnlichen Zinsen verdienen, erlitten oft große Verluste. Die Kaufleute zogen jetzt auch den Wollhandel in ihren Wirkungskreis, jedoch wollte dieser im Hannoverschen keine Wurzel schlagen, wo der Handel

mit ausländischen Waaren immer die Hauptsache blieb, die in keinem Lande so Eingang fanden, als hier. Der Gebrauch des Kaffees und Zuckers ward allgemein; Kattun und andere derartigen Zeuge verdrängten bey den Frauen die Leinwand. Diese Ausdehnung des Handels vermehrte die Zahl der Spediteurs und Kaufleute über Gebühr. In jedem Dorfe fast etablierten sich Kaufleute, wodurch die Rechtlichkeit und der Kredit dieses Standes nicht wenig litt. So nachtheilig als die große Concurrnz des innern Handels für das Beste der Handlung selbst war, eben so nachtheilig wirkte das Preussische Zollsystem. Der Verf. hat einer Ursache nicht erwähnt, warum das Emporkommen der Handlung im Hannöverschen, unerachtet der vortheilhaften Lage desselben, mit so vielen Schwierigkeiten verbunden ist. Diese liegt in der Nähe der großen Handelsstädte Hamburg und Bremen, die im Besitze des Seehandels und der zu großen Unternehmungen erforderlichen Capitalien sind. Die Kaufleute im Hannöverschen sind daher nur Detailhändler, Krämer. Der Mangel an Städten und Flecken zwingt diese Krämer sich auch auf den Dörfern anzusiedeln; ihnen einzig die Städte und Flecken zum Wohnsitz anweisen zu wollen, würde nachtheilig für die Landleute seyn.

3) Von den Fabriken und Manufacturen. Im Allgemeinen gedeihen diese im Hannöverschen nicht, weil es hier in den mehrsten Provinzen noch an einer hinreichenden Bevölkerung zur gehörigen Betreibung des Ackerbaus fehlt. Das Land hat an Unternehmern zu technischen Anlagen Mangel, theils weil die Kenntnisse, theils weil die Capitalien fehlen. Das Hannöversche Gouvernement hat zu allen Zeiten den Fabriken wenig Unterstützung gewährt. Die Preussischen, Russischen und Niederländischen Zölle

wirken nachtheilig auf den Verkauf Hannoverischer Fabricate, während der inländische Absatz durch keine ähnliche Mittel gesichert ist, wie diese Staaten angewandt haben. Doch haben einige in den Neu-Hannoverschen Provinzen angelegte neue Etablissements z. B. die Papier- und Tuchfabrik im Osnabrückischen guten Fortgang. Der Zustand der Industrie im Hannoverschen geht schon daraus hervor, daß es schwer ist für Capitalien im Inlande eine irgend vortheilhafte Anwendung zu finden. Die Summen, die die Hannoveraner jährlich in auswärtige Fonds, seit kurzem vorzüglich in den Mecklenburgischen Kreditvereinen belegen, sind bedeutend. Die Kapitalisten beziehen zwar dafür Interessen, die Kapitalien gehen aber für die Industrie verloren.

Die Leinen- und Garn-Fabrication ist von allen Industriezweigen die wichtigste. Der Werth der Leinenausfuhr aus dem Osnabrückischen betrug in den letzten Jahren 7 bis 800,000 Rthlr. und wahrscheinlich im ganzen Hannoverschen eine Million. Auch dieser Industriezweig ist schon längst in Abnahme. Vorzüglich schadet die in England und besonders in Irland so sehr zugenommene Leinenfabrication. Auf den frühern Hauptmärkten in Westindien und Nordamerica sind die Irländischen Leinen den Osnabrückischen sehr nachtheilig geworden, doch hat sich für letztere in den neuen Südamericanischen Republiken ein neuer Markt eröffnet. Der Handel mit Leinen nach Holland und im Innern von Deutschland nimmt wegen der Einführung der baumwollenen Zeuge ab. Nachtheilig auf den Leinenhandel im Hildesheimischen wirkt die größere Wohlfeilheit und auch Güte der Sächsischen Leinwand, die in großen Quantitäten auf die Braunschweiger Messe gebracht wird und von

dort ins Hannöversche geht. Auch aus einigen Gegenden des Preussischen z. B. aus dem Ravensbergischen, der Grafschaft Nietberg u. a. m. kommt viele Leinwand nach dem Hannöverschen, mit der es eine gleiche Beschaffenheit als mit der Sächsischen hat. Das in neuerer Zeit aufgekommene Leinwand von Hanf verdrängt, weil es weit stärker ist und weisser wird, als das von Flachs, dieß letztere bey dem Gebrauche zu Hemden.) Aus den beiden Provinzen, die sich insbesondere mit der Garnfabrication abgeben, beträgt der Werth der jährlichen Ausfuhr aus dem Hildesheimischen zwischen 350 bis 500,000 Rthlr.; aus dem Osnabrückischen wird er nur zu 200,000 Rthlr. angegeben; aus den übrigen Provinzen ist er unbedeutend (wir glauben der Garnhandel eben so bedeutend, als der mit Leinwand und vielleicht bedeutender); die nämlichen Ursachen, die auf den Leinwandhandel nachtheilig gewirkt haben, haben auch auf den Garnhandel Einfluß gehabt. (Die vorzüglichste Ursache ist, weil das Garn in den mehrsten Provinzen, insbesondere im Hildesheimischen, so schlecht und ungleich gesponnen wird, daß es zu Leinwand nicht gebraucht werden kann. Höchst wichtig ist, daß beynabe im ganzen Hannöverschen, mit Ausnahme der Marschländer, der Bauer seinen eigenen Bedarf an Leinwand selbst producirt. — Die Fabrication der Camelotte, Chalons u. s. w. hat einige Fortschritte gemacht, weil die Hannöversche Regierung ihr früher einige Unterstützung zufließen ließ. Die Tuchfabrication ist bey weitem nicht zum eigenen Gebrauche hinreichend. Bloß auf der neu angelegten Tuchfabrik in Osnabrück werden feine Tücher gemacht. Die Scharnebecker Fabrik erhält sich nur durch die Tuchlieferungen für die Armee. Die feinen Tücher bezieht der Hannoveraner aus den Rhein-

gegenden und den Niederlanden, die größern aus dem Preussischen. — Die Baumwollenmanufactur ist ganz unbedeutend. Papier wird im Hannoverschen nicht so viel producirt, als der Bedarf ist, und doch werden (unerachtet der Ausfuhrverbote, heimlich) Lumpen ausgeführt. Das feine Papier liefert die Grafschaft Mark, auch kommt es aus den Rheingegenden (auch aus Holland). Die beiden besten Papierfabriken sind im Osnabrückschen und Lüneburgschen. — Die Tabacksfabriken haben dadurch einen großen Stoß erlitten, daß ihnen der Absatz nach Süddeutschland und insbesondere nach dem Preussischen ganz versperret ist. Viele Tabacksfabricanten sind nach Preußen ausgewandert. (Der Verf. spricht hier nur vom Osnabrückschen; in andern Provinzen hat zwar der Anbau des Tobacks, wegen Wohlfeilheit der Westindischen Blätter überall abgenommen, dagegen hat sich die Tobacksfabrication vermehrt. — Oelmühlen sind bey weitem nicht in hinreichender Menge vorhanden. Vieles Del wird aus dem Auslande eingeführt. (In den Bremenschen Marschen, wo ein starker Rapsaatbau getrieben wird, verkauft man diesen nach Holland, und bezieht von dort das Del.) — Gerbereyen sind wegen Mangel an Absatz sehr im Verfall. Die Lohgerber klagen, daß, während die Preussischen Gerber sich bedeutender Schutzsteuern erfreuen, die Eingangsteuer im Hannoverschen auf Leder, so niedrig ist, daß fremdes Leder sie recht wohl tragen kann, auch werde die Ausfuhr von Häuten nicht erschwert. Viel fremdes Leder wird eingeführt. — Die Brandtweinsproduction hat so zugenommen, daß sie jährlich auf 90,000 Orthoft, deren Werth, den Orthoft nur zu 16 Rthlr. angenommen, 1,440,000 Rthlr. beträgt, veranschlagt werden kann. Zu diesem Producte werden jährlich 360,000 Hannoverische

Malter Korn, verbraucht (die Consumtion des Brandtweins ist gänzlich im Inlande). Die Bierbrauereien liegen dagegen gänzlich danieder. — Seifensiedereien sind nicht hinreichend vorhanden, es wird viele weiße Seife eingeführt. (Auf vielen großen Deconomien verfertigt man jetzt die Seife zum eigenen Gebrauche selbst). — Die Glasfabriken producieren mehr graues als weißes Glas. Von ersterem wird etwas wenigeres ausgeführt. Das weiße Hohl- so wie Tafelglas, kommt fast alles aus dem Auslande. Spiegelglas ging ehemals viel nach Rußland, jetzt wenig. Die Spiegelfabrik am Solling genoß ehemals durch äußerst niedrige Holzpreise Begünstigungen, die ihr genommen sind. Die hohen Zölle haben beiden Fabricaten den Absatz versperrt. — Es sind nur sechs Zuckerraffinerien im ganzen Lande. Sehr viel raffinierter Zucker wird aus dem Auslande bezogen. (Die Ursache die man immer einer besonderen Begünstigung der inländischen Zuckerraffinerien entgegen gesetzt hat, ist, daß sie nur so sehr wenige Menschen beschäftigen und ihr Material aus dem Auslande beziehen.) Die Eisenhütten beschäftigen sich hauptsächlich mit Fabrication des Stabeisens, weniger mit dem Gußeisen, sie versehen nur die zunächst am Harze liegenden Provinzen mit ihren Producten. (Diese auch nur zum Theil, weil das Harzeisen nicht von der Qualität ist, daß es sich zu allen Eisenbedürfnissen des Ackerbaues eignet. Man hat Bedenken getragen, die entfernten Provinzen durch gesetzliche Bestimmungen, zum Ankauf des Harzeisens zu zwingen, da sie es besser und wohlfeiler aus dem Auslande beziehen können.) Stahlfabrication ist unbedeutend, die Stahlwaaren liefert größtentheils das Ausland. (Wegen schlechter Beschaffenheit des Harzstahls.) Ehemals hatten die Messinghütten

Ausfuhr. Das Preussische Zollsystem hat diese gehemmt. Ihre Betriebskosten sind hoch, weil sie den als Zusatz zum Kupfer gebrauchten Zink im Auslande und in der Ferne theuer kaufen müssen. Die Kupferhämmer haben wenig Absatz im Auslande, desto mehr aber, vorzüglich seit der so weit getriebenen Brandtweinfabrication, im Inlande. — Die Kupfer- u. Bley- u. s. w. Gewinnung ist bedeutend, und deren Ausfuhr nach Bremen, Holland u. s. f. nicht unbeträchtlich. Der hohe Preis des Brennmaterials auf dem Harze vertheuert diese Producte. (Seitdem die schon den Alten sehr bekannten Mienen in Asturien in Spanien durch eine ausländische Compagnie wieder mit großer Ausbeute bearbeitet werden, haben diese Producte des Harzes auf dem Amsterdamer Markt einen Competenten zu bekämpfen, der ihrem auswärtigen Absatz die größte Gefahr droht).

III. Abschnitt. Vorschläge zur Verminderung des auf Ackerbau, Handel und Gewerbe lastenden Drucks der Zeitverhältnisse. Dieser wichtige Theil der Schrift ist nicht sehr befriedigend; die Krankheiten zu beschreiben ist leichter, als die radicalen Mittel anzugeben; vielleicht nahm auch der Verfasser Anstand alles zu sagen. — 1. Vom Ackerbau. Die gegenwärtige traurige Lage des Ackerbaus, in Betreff der niedrigen Preise, zu verbessern, hält der Vf. für unmöglich. Wenn auch auf kurze Zeit England seine Häfen dem ausländischen Getreide eröffnet, so wird dieses nur einen vorübergehenden Einfluß auf die Kornpreise haben. Folgende Fragen untersucht der Verfasser: 1) Ist durch eine bessere Cultur des Ackers Ersatz für die schlechten Preise zu finden? Der Verfasser glaubt die bessere Cultur des Ackers erfolge von selbst, werde aber den traurigen Zustand der Ackerbautreibenden nicht verbessern. Da

der Verfasser sich nicht selbst mit der Landwirtschaft beschäftigt, so scheint bey ihm eine irrige Ansicht von großen Fortschritten, die sie im Hannoverschen gemacht haben soll, entstanden zu seyn; er glaubt sogar, daß es gerathen seyn möchte, der ferneren Urbarmachung bis dahin wüster Plätze Gränzen zu setzen; demnach ihrer weiteren Vervollkommnung entgegen zu wirken. Nach unserer schon geäußerten Ansicht befindet sich der Ackerbau im Hannoverschen noch im Zustand der Kindheit. Die jetzt nach einer einzigen mittelmäßigen Erndte gemachten Erfahrungen lehren schon, daß der geträumte große Vorrath von Getreide, gar nicht vorhanden gewesen ist, und daß folglich das Sinken der Kornpreise nicht, wie der Verfasser glaubt, aus der verbesserten Cultur des Bodens, und daher entstandenen Ueberschuß der Producte entstehe. Die fruchtbaren Ländereyen sind schon seit Jahrhunderten in Cultur genommen, und da, wo noch Land urbar zu machen ist, als im Lüneburgschen, Bremenschen, Snabrückschen u. s. f. fehlt es an Menschen. Das Hannoversche gehört zu den wenigen Ländern in Deutschland, das eine viel größere Bevölkerung, als seine gegenwärtige, ohne Beschwerde ernähren kann. Und nur erst dann, wenn die Volksmenge mit dem Personale, das zum Ackerbau erforderlich ist, in einem richtigen Verhältnisse steht, kann man auf Erweiterung der Fabriken und Benutzung anderer Industriezweige und jetzt vernachlässigte Nahrungsquellen, rechnen. Einzelne Provinzen, die hinreichend bevölkert und vielleicht überbevölkert sind, entscheiden hier nicht. Die 2te Frage: ob es möglich sey, durch Abhaltung des ausländischen Getreides von den inländischen Märkten eine Erhöhung der Kornpreise im Hannoverschen zu bewirken, beantwortet der Verfasser zwar nicht bestimmt, aber im Ganzen mehr bejahend

als verneinend. Erwiesen ist, daß der geringe Eingangszoll der seit einem Jahre auf die Einfuhr des fremden Kornes gelegen hat, mit wohlthätigen Folgen verbunden gewesen ist. Die Frage hängt mit der großen Aufgabe zusammen: soll das Hannoversche, dem Beispiele der Nachbarin zufolge, sein Land auch fremden Erzeugnissen verschließen, oder es ihnen offen lassen? Mit Recht beklagen sich aber die Kornprovinzen, daß man, wenn das Getreide wohlfeil ist, dem fremden Korn den Eingang gestattet, und wenn Theuerung eintritt, gleich Kornzuschläge verfügt werden, obwohl vermöge der Localität und dem Gange des Kornhandels die sogenannten See-Provinzen noch den Theilen des Landes, die Mangel an Korn haben, als das Lüneburgsche, Göttingische u. s. f. keine Kornversendungen machen könne. Diese Kornzuschläge haben diesen See-Provinzen unglaublichen Nachtheil zugefügt, ohne auf die Theuerung in den übrigen Provinzen einen wohlthätigen Einfluß gehabt zu haben. In Betreff der 3ten Frage: ob der Getreidebau theilweise durch den Anbau anderer Handelsgewächse zu ersetzen sey, urtheilt der Verfasser, daß dadurch keine Vermehrung der Einnahme des Landmannes zu erwarten stehe. Der Anbau dieser Handelsgewächse hängt zu sehr von der Beschaffenheit des Bodens, der Verhältnisse der Ländereyen und Wiesen, der Lage zur Handlung und den Handlungsconjuncturen ab, um irgend gesetzliche Bestimmungen darüber in Vorschlag zu bringen. Der Verf. empfiehlt eine Vermehrung des Weinbaues, allein da im Hannoverschen fast durchgängig noch das dreifelder-System mit Hutung, ohne auf hinlängliche Wiesen basiert zu seyn, herrscht, so ist die Ausführung dieses Vorschlags wohl nur in den wenigsten Fällen anzurathen und selbst ausführbar. Diejenigen Deconomen, die sich mit dem

Flachsbau im Großen abgegeben haben, haben ihre Rechnung schlecht dabey gefunden. Das rathsamste in Bezug auf große Deconomien ist, den sogenannten kleinen Leuten, die selbst spinnen, so viel Land zum Flachsbau zu verpachten, als diese durch eigenen Verbrauch dieses Productes bedürfen, den Flachs selbst aber nicht als eigentlichen Handelsartikel zu bauen. Die 4te Frage: ob es möglich sey durch Vermehrung der Viehbestände Gewinnst für die Landwirthschaft zu ziehen, bejaht der Vf. in Betreff der Pferdezuucht. Wir stimmen ihm darin für diejenigen Gegenden bey, die hinreichende Weiden und Wiesen haben. Fohlen mit Körner aufzufuttern, ist durchaus nicht anzurathen. Der Vf. glaubt die Schäfereyen im Hannoverischen veredelter wie sie es sind. Denn die Zahl der veredelten Schäfereyen mag aufs höchste einige zwanzig, die sich nur auf großen Deconomien befinden, betragen. Der Vf. verkennt nicht die durch die Localität der mehrsten Provinzen entstehende große Schwierigkeit veredelte Schaaf zu halten. In den Hannoverischen Deconomien, sowohl in den der größten, als in denen der Bauern, ist bey dem Mangel an hinreichendem Dünger der Hirtenschlag von großer Wichtigkeit, dieser verträgt sich nicht mit den ganz feinen Schaafen. Und es fragt sich ob es überhaupt rathsam sey, die Einführung derselben zu sehr zu befördern, zumal bey der jetzigen Lage und den Ausichten für den Handel mit ganz feiner Wolle? Die Anlegung einer Schäferey von Original-Merinos von Seiten der Regierung, um die Schaafzüchter nicht der Gefahr beym Ankaufe der Merino-Wölle im Auslande betrogen zu werden und Krankheiten in ihre Heerden zu bringen (wovon seit einigen Jahren so viele Beispiele gewesen sind) auszusetzen, scheint uns ein nothwendiger Schritt zur Beförderung der feinen Schäfereyen zu seyn.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

24. Stück.

Den 10. Februar 1827.

H a n n o v e r.

Gustav von Gülich: Ueber den gegenwärtigen Zustand des Ackerbaues, des Handels und der Gewerbe im Königreiche Hannover. Beschluß.

5te Frage: ist es möglich, die jährlichen Unkosten der Landwirthschaft wesentlich zu vermindern? Die Hauptausgabe des Landwirths sind: a) Gefinde und Tagelohn; a) Handwerkslohn und c) Steuern. Von letztern heißt es: es ist bekannt, daß sie in der Voraussetzung der Fortdauer solcher Zeiten als wir etwa zum J. 1819 (richtiger 1817) hatten, auferlegt, und nicht auf die jetzigen Conjunctionen berechnet sind. Bey der Fortdauer des gegenwärtigen Zustandes der Dinge, können die jetzigen Steuern nicht lange mehr von dem Ackerbauer getragen werden. Man hat das fortwährend richtige Einkommen der Steuern, als einen Beweis des noch immer leidlichen Zustandes des Landwirths angesehen. Man muß aber nicht übersehen, wie die Steuern beygetrieben werden, und wie alle Lasten und Schulden des Bauern, den Steuern nachstehen müssen. — Der Einfluß der Steuern auf die Verhältnisse

y

der Steuerpflichtigen ist in keinem Staate untersucht, geschweige denn gewürdigt worden. Die großen Geldbedürfnisse aller Staaten in dem veralteten Europa haben in vielen Fällen bey den Auflagen nur den Zweck, die nöthige Geldsumme zusammen zu bringen, gleichviel welchen Einfluß sie auf Gewerbe, Industrie und Handlung haben werden, vor Augen gehabt, — vielleicht durch das Gesetz der Nothwendigkeit gezwungen nur vor Augen haben können. — Die Manier der neuern Zeit, alles zu centralisiren, muß, in Ländern von so verschiedenartigen Verhältnissen als das Hannöversche, bey dem Steuerwesen angewandt, unverkennbare Nachtheile in ihrem Gesolge haben, die sich insbesondere bey der von den allgemeinen Ständen schon im J. 1817 in ihren Grundsätzen festgesetzten, aber erst im verwichenen Jahre eingeführten neuen Grundsteuer äußern.

2. Vom Handel. Hier weiß der Verf. wenig vorzuschlagen. Er will die Zahl der Kaufleute, insbesondere der vielen jüdischen Handlungen eingeschränkt wissen.

3. Von den Fabriken und Manufacturen. Einen genügenden Absatz für die erzeugten Fabricate zu bewirken, will der Verf., daß man denen des Auslandes den Zugang zu den inländischen Märkten erschwere, und daher wenigstens die vorhandenen Eingangsteuern auf ausländische Kunstproducte erhöhe, wenn man nicht ein ganzliches Verbot fremder Waaren wolle. Die jetzigen Eingangsteuern sind so niedrig, daß sie nicht als eine Schutzsteuer für die einheimischen Fabricate angesehen werden können. Nachdem der Verf. mehrere Einwürfe, die gegen diesen seinen Satz aufgestellt werden könnten, unter andern den der Gefahr des Einschwarzens fremder Producte widerlegt hat, geht er zu den einzelnen Artikeln derselben über: a) Garn; dieses will er nicht mit einer Eingangsteuer belegen, indem das

Garn nicht im Lande verbraucht, sondern mehrtheils nur durchgeführt wird, dagegen aber die fremde Leinwand hoch besteuern. b) Tuchfabriken; diese sollen, so wie in andern Ländern geschieht, in so weit als es zur Verfertigung der im eigenen Lande erforderlichen Tücher nöthig ist, von der Regierung besonders begünstigt werden, so wie c) die Fabrication baumwollener Zeuge. d) Für den Flor der Papiermühlen ist eine Erhöhung der Eingangsteuer auf fremdes Papier wünschenswerth, vorausgesetzt, daß die eigenen Fabriken hinlänglich feines, und auch Druck- und Packpapier liefern, welches gegenwärtig noch nicht der Fall ist. e) Die Branteweins-Steuer soll erhöht, und dagegen die Biersteuer ganz abgeschafft werden. So wohlmeinend die Absicht ist, dadurch dem übermäßigen Verbrauch des Branteweins Einhalt zu thun, und das Biertrinken zu befördern, so lehren doch alle Erfahrungen, daß dieser Entzweck durch eine hohe Besteuerung des Branteweins nicht erreicht wird. Auffallend ist es, daß so wenig geschieht, den auswärtigen Brantewein abzuhalten. f) Den Glasfabriken aufzuhelfen, ist ein erhöhter Eingangszoll auf fremde ordinäre Glasarten um so erforderlicher, als alle benachbarte Staaten, mit Ausnahme von Hamburg und Bremen, dem im Hannoverischen fabricierten den Eingang versagen. g) Auch muß die Einfuhr des raffinierten Zuckers durch hohen Zoll erschwert werden. h) Der Verf. glaubt, daß in Betreff der Eisenhütten viele Gußwaren, insbesondere Defen, die Concurrnz mit dem Auslande bestehen könnten, und diese dem zufolge besondere Begünstigungen verdienen. i) Die Blechfabrication kann nur durch Anlagen von Blechwalzwerken am Harze in Concurrnz mit dem Auslande treten, sobald das ist, kann eine erhöhte Eingangsteuer auf ausländisches unverarbeitetes Blech gelegt werden.

Auch für die Kupferhammer ist die Einführung der Walzwerke nothwendig.

Im Anhange gibt der Verf. eine gedrängte Uebersicht der Veränderungen, welche in dem Zollsysteme mehrerer Staaten in den letzten Zeiten statt gefunden haben.

L o n d o n.

Lectures on Comparative Anatomy; in which are explained the Preparations in the Hunterian Collection; illustrated by Engravings, to which is subjoined Synopsis systematis regni animalis nunc primum ex ovi modificationibus propositi, by Sir Everard Home Bart. V. P. R. S. etc. in four Volumes. Vol. III. 1823. 586 S. in groß 4. Vol. IV. 1823. Der vierte Band dieses überaus kostbaren, großen Werkes enthält die 171 im dritten Bande commentierten Kupferplatten, nebst einem Blatte Erplanation zu einer jeden Platte. Da eben diese Kupfer sich sämtlich in den Philosophical Transactions zerstreut befinden und es sehr angenehm ist, sie hier besonders abgedruckt beisammen zu haben, so wäre es auch gut gewesen, denjenigen Band der Phil. Transactions citiert zu sehen, in welchem sie vorkommen. Lecture I. et II. On the component parts of the Blood. Hierzu gehören Plate 1 bis 11. Schon in seinem siebenzehnten Jahre ward der Verf. von John Hunter, seinem Schwager, in das Studium der vergleichenden Anatomie eingeweiht, und es gewähre ihm große Freude, daß er seine, in sechs und dreyßig Bänden der Phil. Trans. vertheilten Beobachtungen jetzt zusammenhängend vortragen könne; Herrn Franz Bauer müsse er als Beobachter und Zeichner das größte Lob ertheilen. Das vorzüglichste dieser Vorlesung ist in unserer Anz. 1820 p. 1012

aus den Phil. Trans. für das Jahr 1818 bereits mitgetheilt. *Lecture III.* nebst Pl. 12 bis 16. On the Brain and Nerves. Die Kügelchen woraus die Hirnmasse bestände, gleichen im Allgemeinen $\frac{1}{200}$ eines Engl. Zolls. Die Blutgefäße des Gehirns verzweigten sich in äußerst feine Reiser, welche sogar weniger im Durchmesser als ein halbes rothes Blutkügelchen hielten. Diese feinen Arterien anastomasierten wohl in der retina aber nicht im Gehirne, und ihre Zweige würden von Gefäßen begleitet, welche einen noch kleinern Durchmesser und Klappen hätten, folglich Saugadern seyen. Im frischen Zustande des Gehirns führten sie rothe Flüssigkeit. Der *sinus longitudinalis durae matris* ließe sich als ein gemeinschaftlicher Stamm der Saugadern der Gefäßhaut des Hirnes betrachten. (Wir gestehen, daß uns Hn. Bauers Beobachtungen nicht genügend scheinen.) Die Capacität der Hirnschale des Rhinoceros verhalte sich zu der des Elephanten, wie 35 zu 182. Der Satz in fishes the cerebrum properly speaking, is entirely (?) wanting fällt doch sehr auf. Die Abbildungen des Gehirns von *Squalus maximus* und *acanthias* von Howship sind vortrefflich. Gegen die Behauptung S. 46: the nerves before the year 1800 the time these observations were first published had been considered as chords having no power of action within themselves läßt sich doch bemerken, daß unter andern Arnemann das Auseinanderpringen der Enden durchschnittener Nerven deutlichst beobachtet und auch abgebildet hatte. Die Nerven sollen mittelst der Arterien bewirken, daß der Puls in einer mit Eis umgebenen Blase gehaltenen Hand kräftiger, dagegen in einer in warmes Wasser gehaltenen Hand weicher und schwächer sich anfühle.

Daß die Nerven absolut nothwendig zum Wachst-

thum der Theile seyen, bewiesen H. H. die Hörner der Hirsche, welche zu der Zeit, wenn sie noch weich sind, auch empfindlicher sich zeigten. Lect. IV. ohne Kupfer. An attempt to ascertain the functions of the different parts of the Brain, by paying attention to the symptoms produced when they are injured. H. John Hunter behielt seine Sinne, obgleich das Herz zu wirken aufgehört hatte. Die Verdickung des der Sonne ausgesetzten Stirnbeins, während eines langen Aufenthalts in Ostindien, sey so gemein, daß er an verschiedenen Individuen, die Verminderung des Gedächtnisses in allen ihren verschiedenen Graden wahrnahm. Nach S. 90: the doctrines of a Gall and a Spurzheim are consigned to the regions of unrestrained imagination and wild enthusiasm. Interessante Beobachtungen über die Wirkungen der wässerigen Geschwülste auf der Hirnschale, der Verdickung der Hirnhäute, des zu vielen Wassers an verschiedenen Stellen im Gehirne, der Erschütterung des Gehirnes, der krankhaften Blutgefäßen des Gehirns, des ergossenen Blutes im Gehirne, der Eindrückung durch Brüche oder durch Verdickung der Hirnschale, und des Druckes auf Gehirn durch Geschwülste. Injuries to the Brain and spinal Marrow, nämlich Verlust von Substanz des Gehirns, Eiterung in den Höhlen des Gehirns, Verletzung des Gehirns welche Eiterung nicht hervorbringen, Mißbildung des Gehirns. Wirkungen der Verletzungen des Rückenmarkes; Verrichtungen der Nerven, erläutert durch die Wirkungen welche zufällige Verletzungen oder Krankheit hervorbringen. Drey Fälle wo krebshafte Verhärtungen der Zunge glücklich abgebunden wurden. Zwey Fälle von Kinnbackenkrampf nach Verletzung des Daumens; in dem einen Falle half die Natur nach einem Monat, in dem andern umständlich erzählten

selbst die Durchschneidung des *nervus medianus* nichts. In einzelnen Fällen, wo die Nerven der unteren Gliedmaßen gelitten hatten, half eine, die Bewegung des Nerven an der verletzten Stelle, hindernde Einrichtung. Lect. V. On the Teeth, Stomach and Spleen, nebst Clifts trefflichen Abbildungen des Schädels des *Delphinus gangeticus*; der *Phoca Ansonii*, *vitulina* und einer *Phoca* aus New Georgia, des Schädels, Magens, der Zunge, und des Blinddarms vom *Dugong*, des Magens und Blinddarms vom *Manati*, des Magens vom *Rhinoceros* und Sumatra und Bauer's Abbildungen des Kropfs aus der besonderen Drüsen der Indianischen Schwalbe. Clifts Abbildung des in zwey Hälften getheilten Magens einer Frau, und Bauer's, die Structur der Milz erläuternde Abbildungen, sowohl in natürlicher als stark vermehrter Größe. *Dugong* und *Manati* scheinen Hr. Home Mittelglieder zwischen *Hippopotamus*, *Tapir* und *Rhinoceros*. Ein sonderbarer, unerklärbarer Umstand sey bey der Milz, daß wenn einmal ihre Venen gut ausgesprützt seyen, sich nachher die Arterien nicht eben so fein aussprützen ließen; starke, elastische, die Blutgefäße umschließende Scheiden schienen die Ausdehnung nicht in gleichem Grade zu gestatten. Die Milz scheint Home ein Behälter für Farbstoff, Lymphkugeln und eine elastische, durchsichtige, galatinöse, im Wasser auflösbare Substanz, welche in den *ductus thoracicus* durch Saugadern geleitet würden, sobald das circulirende Blut ihrer bedürfte. Lect. VI. On the structure of the Heart in different animals. Pl. 39 bis 51. Herrliche Abbildungen von Clift der *Aphrodita aculeata*, der Zerlegungen des Blutegels, der *Lumbricus marinus* und *terrestris*, der *teredo gigantea*, des Herzens der *Sepia officinalis*, der Respirationsorgane der

Lamprete, und Myrine aus der Südsee. Herz des *Lophius piscatorius*, desgleichen Howship's meisterhafte Abbildung des geöffneten Herzens von *Squalus maximus* und noch Clifts Abbildungen des getheilten Kammerhebenden Herzens und eines Stückes der Lungen vom Dugong S. 154. I may be allowed to assume that we have now arrived at the ultimate fibre of which a muscle is formed; and this I do without fear of proof being brought to the contrary. Der Wurm *Vibrio*, welcher im Weizen the purple bewirkt, lasse sich getrocknet, nach 6 Jahren noch in 5 bis 6 Stunden, durch Feuchtigkeit wieder beleben. In der See-otter sey das foramen ovale im Herzen offen. Das erste Herz in Würmern habe teredo. Die Aorta des *Squalus maximus* habe inwendig drey Reihen mondformiger Klappen und auswendig eine starke muskulöse Scheide, um ihre Weite nach der verschiedenen Tiefe des Meeres, modificieren und die kleinen Gefäße der Kiemen vor Ueberfüllung schützen zu können. Lect. VII. On the Skeletons and progressive Motion of Animals. Plate 52. Ein junger Dugong. 53. Brust und Backenbeine desselben. 54. Gerippe eines weiblichen Dugong. 55. Weibliches Dugong. 56. Gerippe desselben. 57. Gerippen des Rhinoceros von Sumatra. 58. 59. Schädel des Tapirs von Sumatra und America. 60. 61. Schädel des doppelt gehörnten Rhinoceros. 62. Vollständiger Schädel des Proteosaurus. 63. Skelet des Proteosaurus, ein gar köstliches Blatt. 64. bis 76. Einzelne Theile des Proteosaurus nach verschiedenem Maaßstab dargestellt. 77. Finne des *Squalus maximus*. 78. *Lacerta jecko* in natürlicher Größe. Platte 57. 71 und 77. ausgenommen, sind alle übrigen Platten von Clift unvergleichlich gezeichnet. Pl. 79. 80. Vergrößerungen des Sehen-Endes von *Lac. jecko*

und Kopf der *Echeneis remora*. 81 bis 84. Füße verschiedener Insecten vergrößert von Bauer dargestellt. Den ersten Proteosaurus, welcher dem Verf. ein der jetzigen Schöpfung fehlendes Mittelglied zu ersetzen scheint, lernte er 1814 kennen. Man fand einen Schädel desselben in Dorsetshire 400 Fuß unter der Meeresfläche, und binnen acht Jahren war er, durch Buckland's, Johnson's, Hawker's, Carpenter's und de la Beche's Unterstützung im Stande, alle Theile des Gerippes darzustellen. Der größte Schädel hielt 4 Fuß. In der Bildung der Brustbeine gleicht er dem *Ornithorynchus*. On progressive motions against gravity. Banks sah zu Batavia die *L. jecko* von fast 4 Unzen Gewicht, an glatten senkrechten Wänden hinaufschleichen; ihre Fußzehen, bis 2500mal vergrößert, zeigen eine gleiche Structur wie die Oberfläche des Kopfs der *Echeneis remora*. Lecture VIII. On the Eye. Pl. 85. Schimmering's foramen centrale retinae aus dem Menschen und Affen, Röhrchen welches sich im Ochsen und Schafe an dieser Stelle fände. 86. 87. Vergrößerungen einzelner Theile des menschlichen Augapfels. 88. Desgleichen aus dem Ochsenauge. Wir finden hier einen Muskel zwischen der Linsenkapsel und der Glasfeuchtigkeit abgebildet. 89. Kopf und Augen einer Gans. In dem dreymal vergrößerten pecten der Fig. 5 sind nur fünf Falten, deren sich doch gewöhnlich zwölf zeigen. 90. 91. Vergrößerungen verschiedener Theile aus einem Glasauge. 92. Adlerskopf und Augen. 93. Marsupium aus der Gule, Gans, dem Casuar und welschen Hahne. In der Gans aber nicht im Welschen erreiche das marsupium die Linse. 94. Gestalt der Erdverfinsternung im September 1820, während welcher Hr. H. das Thermometer beobachtete. 95. Ausbreitung der geraden Muskeln des Augapfels. 96. Kopf einer

gelben Schlange von Martinico und der Klapperschlange. Lecture IX. On the Organ of Hearing. Besonders genau über das Paukenfell, welches Hr. H. für musculus hält. Pl. 97. Aus dem Menschen und Elephanten. 98. Gehörgang, Paukenfell und Paukenhöhle des Elephanten. 99. Paukenfell des Schen, Hirsch und Hasen, in natürlicher und vermehrter Größe. 100 u. 101. Gehörorgan des Balaena mysticetus. Die fünf zu dieser 9ten Vorlesung von Clift gezeichneten Abbildungen lassen nichts zu wünschen übrig, die Erklärung aber ist so dürftig, daß die deutlichen Muskeln und der facialis gar nicht bezeichnet werden, auch nimmt Hr. H. noch ein os orbitale an, da Blumenbach doch bewies, daß man irrig einen Fortsatz des Hammers dafür ansah. Der Elephant höre in größerer Entfernung als andere Thiere, tiefe Claviertöne schienen ihm zu gefallen. Ein Löwe ward durch hohe Töne aus dem Schlafe geweckt, aber wüthend durch tiefe Töne. Lecture X. On generation. Die Stellen S. 285 u. 287. scheinen zu wichtig, als daß Hef. sie nicht wörtlich mittheilen sollte; I may be allowed to exult in no common degree, in being the individual who has succeeded in having brought to light the human ovum, the discovery of which had baffled the efforts of all former inquirers. — But without the aid of the microscopical observations of a Bauer, the fact even now, could not have been satisfactorily established; and with that assistance I have met with it a second time, while the corpus luteum was completely enclosed in the ovarium and the ovum therefore could not have been impregnated. H. Home ist jedoch aufrichtig genug S. 291 hinzuzufügen. Mr. Clift believed that it was only a little coagulable lymph. (Und dafür

würden wir auch dieses kaum die Größe eines Mohnsamenskörnchens habende (Pl. 102 und 105 abgebildete Körperchen halten.) Er betrachte die corpora lutea als die Ursache nicht als die Wirkung der Schwängerung. 103. 104. Aufgeschnittene Tuba und Ovarium. 106. Uterus, welchem eine Seite gänzlich zu mangeln scheint, so daß auf derselben nur verkümmerte Reste des Ovariums und der tuba erscheinen. 107. 108. Ein etwa dreimonatlicher Embryo in einem ovario oder contained in the corpus luteum. 109. Ovaria gleich nach der Niederkunft, und aus einer 70jährigen Frau. 110. Ovaria eines fünf Tage, eines sechs Wochen nach der Schwängerung. 111. Ovaria, eines, welches ein Eyzchen enthielt, ein anderes aus welchem ein Eyzchen schlüpft, ein drittes von einer 70jährigen Frau, welche zwölf Kinder geboren hatte. 112. 113. Ovarien von Kühen, und 114. 115. von Säuen. 116. Uterus und Penis des Dugong. 117. Penis der Seeotter. Lect. XII. On animals imperfectly or preternaturally formed. Plate 118. Geschlechtstheile eines hermaphroditischen Hundes. 119 bis 122. Das bekannte Kind aus Ostindien, mit zwey Köpfen deren einer über dem andern saß. Auf Hunters Rath soll mittelst einer Sprütze eine Frau befruchtet worden seyn. H. Home, der 25 Jahre nachher den Leichnam des Ehemannes untersuchte, fand dessen Hoden u. s. w. in Ordnung, nur die Mündung der Harnröhre zu weit hinterwärts. Spallanzani's gleiche aber spätere Versuche an Thieren gelangen auch John. Lect. XII. On the Mode of Breeding of the Kangaroo, Opossum and Ornithorynci. Ein männliches Wombat, lebte zwey Jahr lang in seinem Hause. Pl. 123 bis 128. Genitalien und Embryonen des Känguruh. 129. Ovarien des Americanischen Opossums. 130. Thorax und Becken des Or-

nithorhynchus paradoxus. 131. Penis und uterus desselben. 132. 133. Zwey Species von Ornithorhynchus hystrix. 134. Penis desselben. 135. Ovarien des Ornithorhynchus paradoxus in mannichfachen Vergrößerungen. 136. Ovarien einer Henne. Lect. XIII. On the Ova of coldblooded animals. Pl. 137. Squalus acanthias geöffnet um die männlichen Geschlechtsorgane zu zeigen. 138. Penis nebst den Haltern desselben. 139. Weiblicher Squalus acanthias geöffnet. 140. Oviduct und Junge desselben. 141. Helix janthina und vergrößerte Eyer desselben. 142. Argonauta mit ihren Eiern. 143 und 144. Geöffnete Lamprete nebst ihren Eyerstöcken und Hoden in natürlicher und vermehrter Größe. 145. Regenwürmer in der Begattung. 146 bis 149. Genae Zergliederung trächtiger Regenwürmer. 150. 51. 52. Gruppen von Lepas anatifera mit aus ihnen sprossenden Zungen, und ihrer Zergliederung. 153. Vibrio tritici in seinen Entwicklungsstufen. 154. Derselbe Eyer legend in hundertmaliger Vergrößerung. Lect. XIV. The changes the Egg undergoes during Incubation. Durch die sehr sauber von Bauer gezeichneten Platten 155 bis 164 versinnlicht. Lect. XV. On the Classing of Animals according to the different means employed for the nourishment of the Embryo. Pl. 165 u. 166. Menschlicher Mutterkuchen von beiden Seiten. 167. 168. Placenta, nebst dem in seinem amnios noch befindlichen Jungen eines Affen sowohl dessen superficies foetalis als uterina. 169. Fötus einer Rake innerhalb seinen Eyhäuten, nebst der placenta desselben von beiden Seiten. 170. Fötus innerhalb seiner an der placenta haftenden Eyhäute, des Nabels, der Rake und des Meerschweinchens. Plate 171. Superficies foetalis et uterina cotyledonis placentae von ei-

ner Kuh, einem Damhirsch, Schaafe und einer Ziege. Die fünf letzten Platten sind höchst meisterhaft von Clift gezeichnet. Wahrscheinlich habe die Elephantin wie die Stute keine placenta, sondern bloß ein chorion, deshalb auch die uterogestatio länger als im Menschen daure. Die über ein Duzend Bogen füllende Synopsis of the Classes and Orders of the animal kingdom näher anzuzeigen, müssen wir Andern überlassen.

L o n d o n.

Journal of a third voyage for the Discovery of a North-West passage from the Atlantic to the Pacific, performed in they years 1824 — 1825, in his Majesty's ships Hecla and Fury under the orders of Captain William Eduard Parry F. R. S. and commander of the expedition, illustrated by plates and charts. 4. 1826. XXVII u. 186 S. Appendix 151 S. — Die Reise, welche wir hier anzuzeigen haben, ist die vierte, welche auf Veranstaltung der Brittischen Admiralität zu der Erforschung des nördlichen Polar-Oceans, und einer Durchfarth nach der Behringsstraße und dem stillen Ocean, seit dem Jahre 1818 ausgeführt ist; die erste unter dem Befehle des Captain Koß, unter dem damals Captain Parry als Lieutenant stand; die drey andern unter dem Befehle des letztern. Von den frühern ist von uns in diesen Blättern die Anzeige gegeben; (G. G. U. 1820 148 St. 1825 21 St.) es bleibt uns also nur diese dritte übrig. Unsere Absicht aber, kann, der Bestimmung dieser Blätter gemäß, nicht die Erzählung der Reiseabenteuer seyn, sondern vielmehr die Angabe, was die Wissenschaften, vor allen die Erd- und Völkerkunde dadurch gewonnen haben. Dieser Gewinn ist bey der gegenwärtigen Reise viel geringer gewesen als

bey den vorhergehenden; indem die Erdfunde nur wenige, die Völkereunde gar keine Bereicherung erhalten hat; keineswegs durch die Schuld des unerschrockenen Befehlshabers und seiner Begleitung, sondern der Umstände und der unüberwindlichen Hindernisse und Unfälle. Bereits in der Baffinsbay fand man im Sommer 1824 die größten Schwierigkeiten durch das schlechte Wetter, (selbst im August fiel fast täglich Schnee;) und das Treibeis. Doch erreichte man den Lancaster-Sund und die Barrowstraße, im September. Doch die Hoffnung hier weit nach W. vorzubringen, ward bald vereitelt, und man mußte sich nach einem Hafen umsehen, um zu überwintern. Man suchte und fand diesen in der Straße Prince Regent Inlet; unterm $73^{\circ} 12'$ N. B. und $88^{\circ} 55'$ D. L. v. Gr. Hier blieben die Schiffe 10 Monate lang bis zum July des J. 1825 wo sie durch Hülfe der Sägen sich einen Ausweg bahnten. Die Mittel wodurch man sich die Gesundheit erhielt, und die Zeit verkürzte, sind schon aus den vorigen Reisen bekannt. Zu den letzten kam noch jetzt auf Vorschlag des Capt. Hoppner von der Fury von Zeit zu Zeit angestellte Maskeraden, bey denen bey aller Freyheit doch nie der Anstand oder die Schicklichkeit beleidigt ward. So blieben sie in Port Bowen, dieser Name ward ihrer Winterstation an der Ostseite des Prince Regent Inlet gegeben, bis zum July 1825; ohne von der Kälte mehr als auf der vorigen Reise zu leiden. Der tiefste Stand des Thermometers war $28^{\circ} 37'$. Die Nordlichter waren am häufigsten im Januar. Sternschnuppen sah man sehr oft. Wanderungen zu Lande wurden nach drey Seiten ausgeführt, und auf die Nachricht, daß die See nach N. offen sey, wurden durch Hülfe der Eissägen die Schiffe am 20. July in offnes Wasser gebracht. Man nahm nun den Lauf nach der W. Küste der Bay. Aber der Kampf mit dem Eise begann auch aufs Neue; und

am 20 August ward die Fury von dem Treibeise gegen die Küste gedrängt, und so zugerichtet, daß sie als unbrauchbar verlassen werden mußte. In solchen Fällen, sagt der Vf., ist auch das noch so stark gebaute Schiff gegen das Eis nicht mehr als eine Nusschale. Nun blieb nichts anders übrig, als auf dem Wege wo man gekommen war, mit dem Hecla nach England zurückzukehren, wo man am 20. Oct. anlangte.

Die geographischen Entdeckungen beschränken sich also auf eine etwas genauere Kenntniß der Küste von Prince Regent's Inlet. Einwohner wurden gar nicht gesehen. — Der Appendix enthält: 1. Ein genaues Meteorologisches Journal. 2. Berichte von den mitgenommenen Thermometern. 3 — 8. Längenbestimmungen. 9 — 14. Magnetische Bemerkungen. 15. Tafeln über Ebbe und Fluth. — Hierauf für die Naturgeschichte Beyträge für einzelne Fächer von verschiedenen Gelehrten. Für die Zoologie vom Lieutenant James Clark Ross; Botanik vom Professor Hooper; Geologie vom Prof. Jameson. — Ist nun gleich durch diese Reise der Hauptzweck eine N.W. Durchfahrt zu finden nicht erreicht, so gibt doch Capt. Parry die Hoffnung nicht auf, daß es geschehen werde; worüber hoffentlich die noch nicht beendigte neue Landreise des Capt. Franklin uns weitere Aufschlüsse geben wird. Capt. Parry ist bekanntlich in diesem Jahr zu einer neuen Unternehmung bestimmt, von Spitzbergen aus mit Böden und Schlitten zu versuchen den Nordpol zu erreichen. Wo noch nie der Fuß eines Sterblichen wandelte „bricht sich der Britte die verwegne Bahn!“
Hn.

W ü r z b u r g.

In der Bonitas'schen Handlung 1825: Versuch zur genauen Bestimmung des inneren und wahren Gehaltes der Pflanzenfrüchte, insbesondere des Weines und des Getreie-

bes. Herausgeg. von Dr. G. Pickel Med. R. u. Prof. der Chemie in Würzburg, 103 S. in 8.

Der Herausg. bemerkt in der Vorrede, daß der Verf. dieser Schrift, die er mit sehr großem Lobe belegt, der Casnonicus L. A. Mayer sey. Durch 18jährige Beobachtungen am Thermometer (das seinige war ein Geschenk von dem berühmten Chemiker Med. R. u. Prof. Pickel S. 3.) und Vergleichung derselben mit den Resultaten des Wein- Feld- und Gartenbaus, hatte der letztere gefunden, daß diese Resultate für diejenigen Jahre am günstigsten ausfielen, in welchen die Mittelwärme für die Vegetationszeit am größten war. Die Mittelwärme bestimmt er dadurch, daß er vom Monat März bis zum November die höchste Nachmittagswärme aller Tage summirt, und in diese Summe mit der Anzahl der Tage dividirt (S. 10). Diesen Wärme-Quotienten hält er nun für den sichersten Maaßstab der Wein- Mehl- und Obst-Güte. Er beruft sich hiebey auf eigene und fremde, frühere und neuere Erfahrungen und bey dem Weine auch auf die Ergebnisse der Destillation, welche der berühmte und scharfsinnige Chemiker Med. R. u. Prof. Pickel angestellt (S. 11). Diesen Maaßstab zieht er jedem andern für die Schätzung des innern Werthes aller Pflanzenfrüchte, sowohl bey dem Kauf und Verkauf als bey dem Gebrauche vor, und bringt deßhalb sehr darauf, daß an vielen Orten den seinigen ähnliche Thermometer-Beobachtungen angestellt und der mittlere Quotient daraus gezogen werde. Dieses ist der Hauptinhalt des, nicht ohne Sachkenntniß geschriebenen Büchleins. Et was am unrichtigen Orte ist die weitläufige Erörterung S. 33—63 wie das Verhältniß der Becker zur Policey und zum Publicum zu regulieren, und das Getreide nicht nach dem Maaße sondern nach dem Gewicht zu verkaufen sey. Der Becker nimmt er sich gegen viele Anschuldigungen mannhast an. S. 38: „Gleich frivol und unstatthaft ist auch der angebliche Ueberreichthum der Becker. Woher kennt man denn diese ihre großen Schätze? hat man ihre Baarschaft nachgezählt? Wenn einer oder der andere unter ihnen ein ziemliches Vermögen besitzt; hat er dann nichts von seinen Nekttern oder Verwandten ererbt, hat ihm seine Frau nichts zugebracht?“ 2c. Zuletzt folgt noch eine Auseinandersetzung von dem allgemeinen Einfluß der Wärme (S. 64—76) und eine Tabelle (S. 78) über den Preis eines Eymers, Aektels oder einer Maaße Weins wenn der Kaufpreis eines ganzen Fuders von 16 bis auf 680 Rthlr. und 48 Kr. steigt.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

25. Stück.

Den 12. Februar 1827.

H a m b u r g.

Vorlesungen über die Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche nach dem Compendium des Herrn Dr. W. M. L. de Wette, von Aug. Detl. Chr. Twisten Prof. der Theol. und der Philos. an der Universität zu Kiel, Ritter vom Dannebrogorden. Erster Band, welcher die Einleitung in den ersten kritischen Theil enthält. 1826. 496 Seiten in 8.

Durch die Ankündigung, die das Titelblatt enthält, daß bey diesen Vorlesungen das de Wettische Handbuch über die Dogmatik zum Grund gelegt sey, erhält die Erwartung, welche sie erregen mögen, voraus ihre Richtung; eben deswegen muß aber in einer Anzeige davon zuerst erinnert werden, daß sich der Verf. dadurch gar nicht verpflichtet glaubte, den de Wettischen Ansichten auf immer zu folgen, und sie zu den seinigen zu machen. Weil er es sich — so erklärt er sich selbst S. 95 über seinen Zweck — weil er es sich bey seiner dogmatischen Arbeit hauptsächlich zur Aufgabe machte, die historisch gegebenen Bestimmungen unserer christlichen Glaubenslehre von der

Ansicht unserer Kirche aus verständlich zu machen und ihre religiöse wie ihre wissenschaftliche Bedeutung und Nothwendigkeit ins Licht zu setzen, so wünschte er den zum Grunde zu legenden Stoff nicht erst selbst sammeln zu müssen, sondern auf ein Werk verweisen zu können, in welchem er schon gesammelt sich vorfände, und diesem Bedürfnis schien ihm kein anderes so gut als das de Wettesche zu entsprechen „weil er darin seinen Stoff wirklich in der nöthigen Vollständigkeit, auch zugleich mit zweckmäßiger Auswahl, rein von Vermischungen jehiger Zeit-Ansichten, und doch auch nicht ohne die innere Liebe und Hineigung gesammelt fand, ohne welche es dem Historiker eben so wenig als dem Künstler gelingt, einen Gegenstand wahr und treffend nach allen seinen charakteristischen Zügen vor uns hinzustellen.“ Da jedoch Hr. de Wette in seinem Lehrbuche den dogmatischen Stoff nicht bloß historisch zu sammeln und zugleich nach höhern wissenschaftlichen Ansichten zu ordnen, sondern auch der Gegenwart und unserer Bildung anzueignen gesucht hat, wobey er die Principien der Friesischen Philosophie zum Grunde legte, so fand Hr. Zw. oft Veranlassung, sich von seinem Urtheile zu entfernen. Schon in diesem Bande, der bloß die Einleitung und den kritischen Theil enthält, ist dieß hin und wieder auf eine Art geschehen, welche voraus schließen läßt, daß es in dem dogmatischen Theile noch öfter geschehen wird; indessen hat er doch auch die Ordnung des de Wettischen Lehrbuches beybehalten, also darf über das Eigenthümliche der seinen nichts im besondern bemerkt werden. Dabey ergibt sich aber aus der Art, wie in der allgemeinen Einleitung der Begriff und das Wesen der Religion entwickelt, und hernach das besondere Geschäft; das der Dogmatik dabey obliegt, bestimmt ist, auch sehr deutlich, daß doch Hr. Zw. mit mehreren Grundbegriffen und Grundsätzen der

de Wettischen Religionsphilosophie noch übereinstimmt, und sie besonders in der Form, in welche sie Hr. Schleiermacher in seinen Reden über die Religion und in der Einleitung zu seiner Darstellung des christlichen Glaubens gefaßt hat, auch als die seinigen anerkennt. Bey dem ersten geht er ebenfalls davon aus: „daß das Primitive in der Religion weder ein Erkennen noch ein Handeln S. 10 sondern ein Gefühl S. 11 und zwar ein ursprüngliches, vom abgeleiteten und secundären sehr wohl unterscheidbares S. 12 nämlich ein Gefühl der absoluten Abhängigkeit ist, S. 16 dem eben deswegen der Name eines religiösen im vollsten Sinne des Wortes zukommt. Wenn er auch dabey annimmt, daß mit dem Gefühl immer ein Wissen sich verbinde, so läßt er doch S. 23 das Glauben nicht aus dem Wissen, sondern zunächst aus dem Gefühle entspringen, weil das Wissen von der Religion als solches weder zur Anregung noch zur Befestigung des Glaubens einige Kraft habe S. 33 eben deswegen will er aber auch in Beziehung auf das andere die Dogmatik nicht von dem Standpuncte des religiösen Wissens, sondern von dem Standpuncte der Reflexion, die sich über das Gefühl und über das Wissen zugleich verbreitet, ausgeführt haben. S. 29 Was damit gesagt seyn soll, erhellt am deutlichsten aus dem Gegensatz in welchen er hin und wieder die ältere Behandlungsart der Dogmatik mit dieser neueren gebracht hat. So heißt es S. 256 „die Dogmatik hat in unserer Kirche ihre eigentliche Bestimmung, das unmittelbare religiöse Bewußtseyn reflectierend aufzufassen und darzustellen, nicht hinreichend erkannt, und daraus dürften die meisten Mißgriffe vormals und in neueren Zeiten zu erklären seyn. — Ihre Bearbeitung nahm bey uns von Anfang an die Richtung, daß man sie aus einzelnen Schriftstellen logisch ableiten und zusammensetzen wollte,

was von der Meinung ausging, als sey ihr Inhalt nur eine gewisse Erkenntniß, von andern Erkenntnissen in nichts verschieden, als daß sie eine andere Quelle habe, nämlich gewisse geoffenbarte Lehrläge. Dieselbe Richtung blieb ihr in neuerer Zeit, und mancher entfernte sich dabey so weit von allem was der Dogmatik eine wissenschaftliche Selbstständigkeit gibt, daß die Ausmittelung des Lehrbegriffs zu einer bloß historischen und hermeneutischen Operation zu werden schien. „Das Grundgebrehen unserer Dogmatik — wiederholt er S. 265 bestand darin, daß man sie nicht bloß als Reflexion über das unmittelbar gegebene religiöse Bewußtseyn begriff, sondern für ein System reiner Erkenntnisse hielt. In dieser Voraussetzung mußte man, wenn die Dogmatik etwas anders seyn sollte, als ein Aggregat von bloß historisch-ausgemittelten positiven Lehrlägen zur Speculation greifen, als dem einzigen Mittel, sich dieselben wahrhaft zu eigen zu machen. Man überseh, daß sie dem gläubigen Christen wirklich auf andere Weise zu Theil geworden sind, in dem frommen Gefühle, welches seinem Glauben wie seiner Gesinnung zum Grunde liegt, und daß die nächste Aufgabe der Dogmatik ist, den Glauben in seinem Zusammenhange mit diesem Gefühle wissenschaftlich aufzufassen und darzustellen, wobey die philosophische wie die historische Critik von selbst in ihr gehöriges Verhältniß treten wird.“

Dies mag schon hinreichen, das eigenthümliche des Geistes und der Behandlungsart zu bezeichnen, welche in diesem Werke auf die Dogmatik verwandt werden soll; aber bey dieser Bezeichnung läßt es auch Rec. absichtlich bewenden, weil er selbst besorgt, daß er sich nicht ganz unbefangen und unparteyisch darüber auslassen kann. Er ist einmal überzeugt, daß man aus der christlichen Dogmatik nichts anders ihrer Natur nach machen kann, und auch nichts anders machen soll, als ein

geordnetes Aggregat von positiven geoffenbarten Lehren, unter denen zwar mehrere auch der Vernunft erkennbar gemacht, oder wenn man will, in dem Bewußtseyn nachgewiesen werden können, aber doch zugleich als geoffenbart legitimiert werden müssen. Er hat diese Ueberzeugung schon öffentlich ausgesprochen, und bis jetzt noch keine Gründe gefunden sie aufzugeben, denn er hat sich nie vor dem Vorwurfe gefürchtet, daß seiner Dogmatik der Character der Wissenschaftlichkeit ganz und gar fehle. Indessen gesteht er um so lieber, daß ihm durch die Art und Weise, womit in diesem Werke die Wahrheiten unserer christlichen Glaubenslehre nach der neuen Manier aufgefaßt und begründet werden sollen, wenigstens die Besorgniß benommen ist, deren er bisher nie ganz los werden konnte, daß die Wahrheiten selbst unvermeidlich dabey etwas entstellt werden müßten, wenn auch ihre äußeren kirchlichen Formen noch so scheinbar-ehrfurchtsvoll. beybehalten und geschont würden. Er ist wenigstens darüber ganz ruhig, daß dieß in diesem Werke geschehen könnte; und bloß dieß ist ihm noch zweifelhaft, ob durch eine solche Dogmatik, wenn sie auch nach der S. 470 gebrauchten Formel „das möglichst entsprechende Bild des christlichen Bewußtseyns wäre, auch nur für die Wissenschaft dasjenige, was man davon erwartet, gewonnen werden könnte. Darüber möchte er aber mit niemand streiten, und um so weniger mit Hrn. Zw. streiten, da er voraussieht, daß er mit seinen dogmatischen Ansichten selbst fast immer zusammen treffen wird.

Dieß schließt er vorzüglich aus demjenigen, was Hr. Zw. schon in diesem Bande in der historischen kritischen Einleitung über die Ur-Tendenz des Katholicismus und des Protestantismus S. 116 — 170, über die im Verlaufe der Zeit veränderte, und besonders über jene Richtung, welche der Geist

des letzten zu unserer Zeit genommen hat S. 179.—198, über das Grundprincip des Protestantismus S. 278—286, über den Begriff von Offenbarung, über die Schwierigkeiten des dabey zu führenden Beweises, und über die Weite, die dem Begriffe davon gegeben werden muß, aber auch ohne Bedenken gegeben werden darf S. 338—346, ferner über den Begriff des Uebernatürlichen dabey, und über die Beschränkungen, unter denen es gegen alle Einwendungen einer dagegen streitenden Philosophie für uns erkennbar bleibt, S. 357—380 so wie über Inspiration S. 400—414 über den Vernunftgebrauch bey der Exegese S. 463—471 und über das begreifen sollen des von einer Offenbarung gegebenen S. 488 ausgeführt hat. Darin erkennt man durchaus nicht nur den gelehrten, und mit den älteren wie mit den neueren Gestaltungen der Wissenschaft genau bekann- ten, sondern auch den denkenden und scharfsinnigen Theologen, so wie man sich durch andere Züge zu der hohen Achtung des consequenten und fest auf seiner Ueberzeugung stehenden, und wieder durch andere, auf die man so häufig stößt, zur freundlichen Hinneigung zu dem auch gegen anders denkende gerechten, gemäßigten und liberalen Theologen gedrungen fühlt. Rec. sieht also der Erscheinung des zweyten Bandes mit Verlangen und mit desto größerem entgegen, je interessanter es für ihn seyn wird zu sehen, wie ein so geistvoller und kenntnißreicher Gelehrter, dasjenige, was ihm bis jetzt unausführbar schien, auszuführen versucht hat.

H a n n o v e r.

In der Hahn'schen Hofbuchhandlung: Geschichte und Litteratur der Kirchengeschichte von Dr. Carl Friedrich Stäudlin. Nach dessen Tode herausgegeben von J. L. Hemsen. 1827: XVIII und 376 S. 8.

Es ist dieß die letzte Schrift des thätigen Vfs., dessen Name durch so manches ehrenwerthe Denkmal in der theologischen Welt fortlebt und gewiß noch lange fortleben wird. Als der Tod ihn zu höherer Wirksamkeit abrief, waren von dieser Schrift erst drey Bogen gedruckt worden, aber da das Manuscript ganz vollendet war, konnte ohne Hemmung mit dem Druck fortgefahren werden. Der Herausg. fühlte sich durch seine besonderen Verhältnisse zu dem sel. Verf. aufgefordert für diese Fortsetzung zu sorgen. Was die Schrift selbst betrifft, so zerfällt sie, wie schon der Titel zeigt, in zwey Haupttheile: I. Allgemeine Geschichte der Kirchenhistorie und II. Besondere Litteratur der Kirchengeschichte. — Nachdem im ersten Haupttheile zuvörderst davon ist gehandelt worden, was diese Geschichte leisten soll und kann, und Plan und Anordnung mitgetheilt worden sind, wird das Ganze in drey Perioden abgetheilt, die der Natur der Sache durchaus angemessen sind. Die erste Periode geht nämlich bis an das Ende des sechsten Jahrhunderts, die zweyte vom siebenten bis in den Anfang des sechzehnten Jahrh., die dritte von der Reformation bis auf unsere Zeiten. Die erste, die eigentliche Bildungsperiode der Kirchengeschichte, bietet allerdings Beweise von historischer Kunst dar, aber im Ganzen war die Geschichte noch zu sehr im Dienste der dogmatischen Polemik, als daß eine freye Entwicklung geschichtlicher Darstellung sich hätte gestalten können. Die zweyte Periode zeigt uns die Kirchengeschichte in ihrem Verfall. An Schriften über kirchengeschichtliche Gegenstände war freylich kein Mangel, aber die geschichtliche Kritik und gründliche Kenntniß der Sache fehlten fast ganz. Einzelne Ausnahmen hiervon finden sich jedoch auch in dieser Periode; man denke z. B. an Adam von Bremen, Alb. Cranz, ferner an Laur. Balla und Wives.

Die dritte Periode bietet eine Menge der ausgezeichnetsten Bearbeitungen der Kirchengeschichte, sowohl von protestantischen als katholischen Schriftstellern, dar. Es mußte auch schon durch die Reformation ein neues Leben in das Studium der Kirchengeschichte kommen, da nur durch gründliche Geschichtsforschung die protestantische Kirche ihre Rechte sicher zu stellen im Stande war. Die Magdeburgischen Centurien bleiben in dieser Hinsicht ungeachtet der in denselben herrschenden Einseitigkeit, immer eine großartige Unternehmung, die um so mehr an Wichtigkeit gewinnen mußte je größer die Reaction in der katholischen Kirche war. —

In dem zweyten Haupttheile ist folgende Ordnung gewählt: Schriften, die zur Einleitung in die Kirchengeschichte und zur kirchengeschichtlichen Litteratur gehören, Schriften über den Werth, das Interesse und das Studium der Kirchengeschichte; kirchenhistorische Zeittafeln; vermischte Werke und Zeitschriften über die KG.; über die Quellen und Hülfsmittel der KG.; allgemeine Geschichte der Religionen; über die Stücke und Gegenstände der KG. überhaupt; über Ausbreitung des Christenthums; Missionen; Beschränkungen der Kirche; Allgemeine Schriften. — Innere Verfassung der Kirche. Außere Verfassung der Kirchen. Geschichte und Zustand der Kirche in einzelnen Welttheilen, Ländern und Städten. Geschichte und Litteratur der theologischen Wissenschaften. Religiöses und sittliches Denken und Leben der Christen. — Die Zusätze, welche der Herausgeber machte, beziehen sich bloß auf die neueste Litteratur und konnten sich nur auf diese beziehen. — Daß endlich noch ein Verzeichniß der sämmtlichen Schriften des Verfassers angehängt wurde, wird wohl nicht unpassend gefunden werden. Hemsen.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

26. 27. Stück.

Den 15. Februar 1827.

Berlin und Stettin.

Bey Nicolai: Justus Möser's Osnabrückischen Geheimen Justizraths und Referendarius, rittersch. Syndicus und Advocatus Patriæ, Osnabrückische Geschichte. Dritter Theil. Mit Urkunden, bisher noch ungedruckt und zu allen Auflagen passend. Herausgegeben aus des Verfassers handschriftlichem Nachlasse. 1824. XXXII u. 390 S. 8.

Diesen theuern Nachlaß unsers Möser hat ein Freund von ihm und von der vaterländischen Geschichte, der Landdrost von Bar, in stürmischen Zeiten verwahrt und nun zur Herausgabe in geschickte Hände gebracht. Es ist ihm von dem Herausgeber Dr. Stuve weder das etwas alterthümliche, noch das unvollendete Ansehen zu nehmen versucht, aber bemerkt, wo die Forschungen eines Eichhorn u. a. weiter geführt haben; und in der Vorrede wird Möser bey der Arbeit von dem Anfang bis zum Ende seines Werkes beobachtet. Unter der Arbeit des ersten Theils veränderten sich seine Ansichten, und sie erschienen neben einander, da die Bogen gedruckt wurden,

A [2]

sobald sie geschrieben waren. „Anfangs hatte Möser die Entstehung der Leibeigenschaft, die er zu keiner Zeit, wie etwa Kindlinger, als nicht existierend behandelte, darin vorzüglich gesetzt, daß die Wehren durch lange Kriege erschöpft gezwungen seyen, sich in die Dienstbarkeit der Mächtigen zu begeben. Nachher §. 182 war in ihm der Gedanke aufgestiegen: daß die Edelvögte, die Unterbeamten der Grafen, durch Bedrückung sich jene Schutz- und Eigenthumsrechte verschafft, welche jetzt im Westphälischen Leibeigenthum erscheinen. Er überzeugte sich jedoch bald, daß die persönlichen Verhältnisse der neuern Zeit nur aus einer Besetzung mit Leibeigenen zu erklären seyen, §. 136 flg. Er glaubte annehmen zu müssen, daß jene Besetzung durch die Vögte, deren Einfluß er jene Erscheinung zuschrieb, bewirkt sey; und schloß nun weiter, daß die sogenannten Hausgenossen die alten von den Edelvögten unterdrückten Wehren §. 46, 47, 132; die Rittersleigen aber vom Vogte auf die eigentlich nicht ihm gehörrigen Höfe, von denen die freyen Eigenthümer weggezogen, gesetzte Leibeigene seyen. Daher nannte er die Gutsherrlichkeit-Eigenthum an der Person, und Vogtey an dem Gute. Bey der zweyten Ausgabe zeigte sich deutlich (es wird ausführlich nachgewiesen), daß Möser dem Einfluß der Edelvögte die Entstehung der Leibeigenschaft nicht mehr zuzuschreiben gewagt habe, daß er Besetzung mit Knechten durch den Herrn als Regel stelle, und die Besetzung durch Vögte nur noch sehr hypothetisch zulasse. Th. II. Abschn. III. §. 16.“ Die Leser werden nun mit dem Herausgeber bekannt seyn.

Die Geschichte, oder vielmehr gelehrt und scharfsinnig erläuterte Urkundenauszüge für sie gehen von 1193 bis 1366, also durch den Zeitraum, worin die neuern Geschäfte ihren ersten Anfang

nehmen. Unter allen Verwirrungen, selbst bis zum Brudermorde, worüber auch ein Bischof in Verdacht kam, ist doch unverkennbar, daß die Familien in sich und mit ihren Gutsleuten auf ihrem Erbeigenthum fest verbunden waren; die Güter eines Geächteten wurden seinen Kindern zugesprochen, seine Verordnung über die Vertheilung der Güter unter seinen Kindern ward als gültig anerkannt, und entgütete Familien kamen wieder zum Besitz ihres Erbes (dasselbe geschah in Frankreich nach dem Abigenser Kriege), die Hinterlassen ließen sich so leicht keinen fremden Herrn aufdringen, und ihre Anhänglichkeit an die herrschaftliche Familie war viel begründet; welches wohl eine besondere Abhandlung verdiente. Nur das kann hier davon erwähnt werden, daß man sich näher stand, so lange es keine große Gutswirthschaften gab. Diese wurden aber eben damals bey den vermehrten landwirthschaftlichen Hülfsmitteln häufig eingerichtet. Man schlug mehrere Höfe zusammen, die ihren Mann gut ernährte, aber dem Bischof schlecht gezinsset hatten, und legte ihre Länderey Borwerken zu, welche für das dritte oder vierte Korn des Ernteertrags verpachtet wurden. In der Umgebung von Schnabrück zerschlug man dagegen die Höfe und vertheilte das Land unter die Bürger, „welche, nach Möser S. 174, jährlich (singulis annis) von jedem Morgen drey Scheffel Roggen und drey Scheffel Gerste halber-Maasse, (per dimidiam mensuram, ein jetzt unbekanntes Maass, das im 13ten Jahrhundert jedoch häufig vorkommt) zu geben versprochen (Urkunde von 1243).“ Der Sinn der Urkunde scheint zu seyn, daß von jedem Morgen ein Jahr um das andere drey Himten Roggen und drey Himten Gerste, nach dem Fruchtwechsel und der Ernte von Roggen oder Gerste, gezinsset werden sollten. Würde man sich

wohl jetzt zu Osnabrück verstehen, einen Morgen Felbland gegen eine jährliche Abgabe von sechs Himten Getreide anzunehmen? damals erntete man dort bey schlechterer Bestellung und Düngung wohl kaum mehr als das dritte Korn, und dem Zinsmanne wäre also bey einer Abgabe von sechs Himten wenig oder nichts verblieben. Ein Zins zu drey Himten von arthbarem Lande steht mit dem Kottzins von einem Himten, der um dieselbe Zeit dort bedungen wurde, in richtigem Verhältnisse. Fruchtwechsel hatte man ohne Zweifel damals, und Möser beurkundet, daß er in Roggen, und in Gerste und Hafer bestand; zum Tafelgute erfolgten 470 Malter Hafer, 120 Malter Gerste, 300 Malter Roggen und nur 11 Malter 5 Scheffel Weizen.“ Wäre der Weizenbau beträchtlich gewesen, so würde die Lieferung von Weizen zum Tafelgute ohne Zweifel beträchtlich gewesen seyn. Der Erbenzins von drey Himten stimmt auch mit der Verpachtung zum dritten oder vierten Korn überein, wobey der Pächter noch Dienste leisten mußte; und der wechselnde Kornzins nach dem Fruchtwechsel ist noch jetzt üblich. Die Urkunde gibt das Maaß modius an, und die Osnabrücker Bürger, wie der bischöfliche Schreiber (einen Kanzler gab es noch nicht) kannten den dortigen Scheffel gewiß; wozu sollte nun per dimidiam mensuram beygefügt seyn, und nicht der deutsche Namen des Gemäses, wie bey dem Lande durch Morgen geschehen, wenn das Gemäß noch näher, und nicht vielmehr bestimmt werden sollte, daß nur die Hälfte des angegebenen Kornbetrages und abwechselnd Roggen oder Gerste jährlich geliefert werden sollte? „Biehzucht, besonders Schafzucht scheint stark betrieben zu seyn, und vielleicht mochte in dem bereits bedeutenden Osnabrück die Verfertigung wollener Lächer, wie späterhin, Hauptgewerbe gewesen seyn.

Die dortige Befestigung bestand aus einem doppelten Graben, worüber der Bischof 1250 der Stadt Gewährleistung ausstellte. Von städtischen Gemeinen finden sich außer Osnabrück und dem entlegenen Wiedenbrück nur schwache Spuren zu Quackenbrück, Melle, Iburg und in der Gegend, wo späterhin Fürstenau entstand.“ In dem Stifte und auf den Gütern kommen seit dem dreyzehnten Jahrhundert, aber nicht früher, die Namen der jetzigen adeligen Familien vor. S. 13 die Kapitulation des Bischofs mit dem Domstifte, der Lehns- und Dienstmansschaft und der ganzen Kirche von 1201 ist wahrscheinlich die erste. Der Bischof Johann II. Doctor des Kirchenrechts will nach seinen Begriffen die Landesverwaltung ordnen und dazu Steuern und wohlbesetzte Schlösser haben, muß 1360 aber in die Bestallung des Junkers Dietrich von der Mark, der zu Montpellier studierte, als Marschall willigen, dem Ritter, Knappen, Männer und Dienstmänner als Stiftsvicarius und Feldherrn huldigen, und alle Schlösser und Gefälle des Stifts übergeben werden sollen; der Bischof behält nur die Kirchengewalt und 100 Mark Einkünfte.

L o n d o n.

Bey Samuel Leigh: Notes on Rio de Janeiro and the southern parts of Brazil; taken during a residence of ten years in that country, from 1808 to 1818. By John Luccock. 1820. XVI u. 639 S. Mit einem Plane von Rio de Janeiro und zwey Charten. 4.

Es kann bey der mit jedem Tage steigenden politischen und commerciellen Wichtigkeit, welche Brasilien in der letzten Zeit erhalten, nicht anders als höchst interessant seyn, die Bemerkungen eines vorurtheilsfreyen, unparteyischen und mit den nöthigen Vorkenntnissen hinreichend ausge-

rüsteten Beobachters kennen zu lernen, die dieser während eines zehnjährigen Aufenthalts in dem merkwürdigen Lande niederschrieb. Handelsinteresse führte unsern Verf., wie derselbe an mehreren Orten selbst eingesteht, nach Brasilien, doch beschränken sich seine Bemerkungen keinesweges allein auf den Handel und die Industrie. Ueber sämtliche politische und geographische Verhältnisse des Landes und seiner Bewohner hat er hier einen Schatz von Bemerkungen niedergelegt, die auf eine höchst einfache, anspruchslose Weise vorgetragen, um so mehr das Interesse in Anspruch nehmen, als sie selbst zu den auffallendsten Vergleichen Anlaß geben und nach dem, was in wenigen Jahren in Brasilien ausgeführt worden, ahnden lassen, welcher unermesslichen Entwicklung dieses reiche, ausgedehnte Land fähig sey. Der Verf. besuchte Brasilien kurz nach der Ankunft der königlich-portugiesischen Familie aus Europa; nicht leicht wird man einen überraschenderen Contrast aufstellen können, als das Bild, was er von der Hauptstadt nicht nur, sondern von dem ganzen Lande entwirft, wie er im J. 1808 dasselbe fand, verglichen mit der Lage desselben Landes, als er dasselbe im J. 1818 verließ. Daß übrigens der Verf. keinesweges zu den enthusiastischen Lobrednern und Bewunderern des Neuen gezählt werden muß, das geht aus dem ganzen Werke sehr klar und deutlich hervor. Der beschränkte Raum dieser Blätter gestattet uns nicht, eine umfassende Darstellung des reichhaltigen Inhalts des vorliegenden Werks zu geben; wir müssen uns daher begnügen, den Inhalt der einzelnen Kapitel kurz anzugeben, mit Hinzufügung einzelner Bemerkungen und Angaben, die vielleicht von besonderem Interesse seyn möchten. Kap. 1. Der atlantische Ocean. Bemerkungen über die Seereise

nach Brasilien; von vorzüglicher Wichtigkeit für den Kaufmann und den Seefahrer. Kap. 2. Rio de Janeiro im Jahre 1808. Die Befestigungen, um die Stadt gegen einen Angriff von der Seeseite zu decken, befanden sich damals im tiefsten Verfall, die Straßen und Häuser der Stadt selbst waren durch die verdeckten Balcone verdunkelt und entstellt, Speicher und Waarenlager ärmlich, die nächsten Umgebungen zum Theil undurchdringliche Wälder, nur von einzelnen Maulthierpfaden durchschnitten; die Bevölkerung der Hauptstadt selbst betrug nicht über 60,000 Menschen, worunter nur ein Drittel Weiße, oder weiße Mulatten; die Policey war im höchsten Grade mangelhaft, die Sicherheit gering. Kap. 3. Rio de Janeiro. Öffentliche Gebäude und Institute. Auch sie waren fast sämmtlich dürftig und verfallen, mit Ausnahme einiger Hospitäler; das Militärwesen in der höchsten Unordnung. Kap. 4. Rio de Janeiro. Stände. — Beschäftigung. — Sitten. — Character. Der Unterschied der Stände, trotz eines äußerlich strengen Ceremoniels, zeigte sich weniger scharf vor der Ankunft des Hofes; mit ihm kam auch eine strengere Etikette zum großen Mißvergnügen der alten Einwohner. Ueber die königlich portugiesische Familie gibt unser Verfasser eine interessante Charakteristik. Entschieden vortheilhaft lautet das Urtheil über den König Johann VI; nur daß seine Gutmüthigkeit zuweilen an Schwäche gränze; weniger vortheilhaft das über die Königin, am wenigsten günstig urtheilt er hier und an andern Stellen seines Buches über den Infanten Don Miguel. In der ersten Zeit nach ihrer Ankunft litt die königliche Familie die größten Entbehrungen; es gebrach ihr an den nothwendigsten Bequemlichkeiten. Großes Lob erhält der Minister Rodrigo Conde de Linha-

tes; sein Verdienst waren die mehrsten anfänglichen Verbesserungen; er fiel als ein Opfer seines Eifers, er ward vergiftet. Geistliche, Richter und Advocaten bildeten im Jahre 1808 noch die bedeutendste Classe der Einwohner von Rio de Janeiro; die Kaufleute waren nur Krämer, die Handwerker höchst ungeschickt, an manchen gebracht es gänzlich. Alle und jede Geschäfte wurden mit der abgeschmacktesten Förmlichkeit und Langsamkeit betrieben. Daß von einer gebildeten Gesellschaft in europäischem Sinne kaum die Rede seyn konnte, läßt sich erwarten; Erziehung und Bildung waren allgemein außerordentlich vernachlässigt; das Innere der Häuser ohne Annehmlichkeit und Bequemlichkeit und gleich wie die Straßen und öffentlichen Plätze widerlich schmutzig. Kap. 5. Reise nach dem Plata; nebst einer Uebersicht der Provinzen Parana und Uruguay. Kap. 6. Stadt San Pedro do Sul oder Rio Grande und seine Nachbarschaft im Jahre 1809. Der Verfasser fand in dieser Stadt und ihren Umgebungen eine verhältnißmäßig ausgezeichnet gute Polizey, das Verdienst des Gouverneurs Don Diogo da Souza; das Kriegs- und Milizwesen war ebenfalls in guter Ordnung. Beyläufig führt der Verf. als eine Probe der despotischen Kolonialpolitik Portugals, ein bis zur Ankunft der königlichen Familie noch in Kraft bestehendes Gesetz an, welches jedes Brautpaar zwang, sich einen Trauschein von Lissabon zu verschaffen. Kap. 7. Rio Grande. Reisen in das Innere. — Allgemeine Bemerkungen über das südliche Brasilien. — Nachricht von St. Catharina. In den Jahren 1809 — 1813. Die Erzählung der Reiseabenteuer in einfacher, das Gepräge der Wahrheit tragenden Sprache, ist im höchsten Grade unterhaltend. Die Menge des Rindviehs in der

Nähe von Gonzales setzte den Verf. in Verwunderung. So erfuhr er unter andern, daß ein gewisser José Antonio dos Anjos in einem einzigen Jahre nicht weniger als 54,000 Stück Rindvieh schlachtete. Große Knochenberge umgaben seine Wohnung. Gastfreundschaft fand der Verfasser aller Orten, als einen vorherrschenden Zug in dem Character der Einwohner von Rio Grande. Die Provinz hob sich sichtbar, zumal in der Nähe der Städte und Ortschaften; der vornehmste Grund war die zunehmende Nachfrage nach den Producten der Viehzucht, dem Hauptgewerbe der Einwohner. Von St. Pedro kehrte der Verfasser durch die Provinz von St. Catharina nach Rio de Janeiro zurück. Kap. 8. Rio de Janeiro im Jahre 1813. Die Fortschritte welche in wenigen Jahren seit der Ankunft der königlichen Familie, die Hauptstadt gemacht, waren auffallend; neue Straßen und Plätze waren angelegt, der Schmutz war wenigstens größtentheils verschwunden, die Häuser hatten ein besseres Ansehen erhalten, Gärten und Landhäuser, so wie Heerstraßen waren nach allen Seiten angelegt, die Bevölkerung war gewachsen, und der Luxus gestiegen. Beynah in allen Zweigen der Verwaltung, vorzüglich auch in den kirchlichen Verhältnissen, waren die wesentlichsten Verbesserungen vorgenommen worden. Die Polices und die Kriegsmacht nahmen ebenfalls vorzugsweise die Aufmerksamkeit der Regierung in Anspruch; es wurden selbst Versuche gemacht, die Indianer zu civilisiren. Handel und Industrie hatten sich gleichmäßig vermehrt. Kap. 9. Reisen westwärts von Rio de Janeiro im Jahre 1813. Auch auf diesen Reisen fand der Verf. aller Orten Beweise der überraschend schnellen Fortschritte, welche die Civilisation von Brasilien in wenigen Jahren gemacht hatte. Die

Gegenden, durch welche der Weg führte, boten zugleich eine beynah ununterbrochene Reihe malerischer Landschaften dar, der Boden war in der Regel von üppiger Fruchtbarkeit, wenn gleich verhältnißmäßig noch wenig benutzt. Der bey weitem größte Theil der Grundeigenthümer bebaut den Boden selbst, doch gibt es außerdem auch noch zwey Classen von Pächtern und Gutshauern, welche gar sehr zur Cultur beytragen, theils die sogenannten Moradores, arme Weiße, welche gegen eine unbedeutende Rente einen Fleck Land auf den Gränzen der großen Besitzungen erhalten, wogegen sie denselben gegen alle Angriffe und Beeinträchtigungen zu schützen haben. Sie sind in manchen Stücken den nordamerikanischen Backwoodmen zu vergleichen und gleich ihnen verändern sie häufig ihren Wohnsitz. Auf sie folgen andere vermögendere Pächter, welche die Cultur mit größerem Capitale und mehr Händen betreiben und gewöhnlich einen Theil des Ertrags in natura als Pacht bezahlen. Durch die Geseze sind übrigens diese Pächter gegen die Grundeigenthümer gar sehr begünstigt, namentlich müssen alle vom Pächter vorgenommene Verbesserungen — *benfeitorias* — in jedem Falle nach einer vorgenommenen Schätzung von dem Grundeigenthümer bezahlt werden. Kap. 10. Reisen ostwärts von Rio de Janeiro, im Jahre 1813. Der Zustand des Landes und der Cultur auf dieser Seite glich dem in Westen der Hauptstadt. Kap. 11. Rio de Janeiro. Ausflug zu der oberen Bay und den darin sich ergießenden Flüssen, im J. 1816. Das Dorf Porto d'Estrella gab hier einen neuen auffallenden Beweis von den schnellen Fortschritten, welche das Land in kurzer Zeit in der Cultur gemacht; als der Vf. es wenige Jahre zuvor zum ersten Male besuchte, waren die wenigen Bewohner so roh und

wild, daß er und seine Begleiter des Nachts ihre Waffen nicht ablegten; an allen Bequemlichkeiten fehlte es gänzlich. Jetzt bot derselbe Platz eine Menge derselben dar, die Einwohner waren gastfrey und zuvorkommend, die Cultur des Bodens machte reißende Fortschritte, und es herrschte aller Orten durch den Handel große Lebendigkeit. Es würde zu weit führen, die mancherley interessanten Notizen, welche der Verf. über die Sitten und die Lebensart der Einwohner beybringt, weitläuftiger anzuführen. Zunehmende Verfeinerung der Sitten und Verbesserung des Characters war bey der Masse des Volks unverkennbar. Kap. 12. Reise nordwärts, im Jahr 1817. Ehe der Verf. Brasilien verließ, wollte er vorher auch noch die merkwürdige Provinz von Minas Geraes besuchen. Zu Porto d'Estrella fand er auch jetzt wieder reges Leben durch den Transito-Handel. Der Transport der Waaren im Inneren wird auf Maulthieren beschafft. Daher werden Waaren in kleinen Paketen, so daß sie auf Maulthiere geladen werden können, allenthalben in Brasilien (so wie in Süd-America) leichter und theurer verkauft, als dieselben Güter in größeren Ballen; ein neues Beyspiel von welchen anscheinend geringfügigen Umständen oft der Erfolg des Handels in fernen Ländern abhängt. Von der außerordentlichen Vegetation sah der Verfasser mehrere auffallende Beyspiele. So erblickte er einst, wie an einer Mühle ein Pfosten, der vielleicht nicht ganz trocken eingesezt war, aufs neue Wurzeln und Zweige trieb; Knüppel in die Erde gesteckt, bilden nach Verlauf der Regenzeit eine lebendige Hecke; Rohr, das länger als einen Monat in der Sonnennähe gedbrt worden, grünte aufs neue, so wie es wieder in den Boden gesenkt war. Die Betreibung der Goldwäschereyen in Minas Geraes fand der Verf. höchst unvollkommen; aller

Orten aber, wo sich die Einwohner hauptsächlich mit Goldwäsche und Bergbau, der jedoch ebenfalls nur sehr unvollkommen betrieben ward, abgaben, fand er sie ärmlich, unthätig und elend und die Cultur des Bodens vernachlässigt. Kap. 13. Minas Geraes. Reise nach St. Joao d'el Rey, im Jahre 1817. Die Gastfreundschaft, welche der Verfasser bey den Bewohnern dieser Provinz fand und ihr gefälliges Betragen gegen Fremde erhalten bey jeder Gelegenheit das gebührende Lob. Dagegen gibt er bey Gelegenheit dieser Reise eine Darstellung von der Langsamkeit und den Mängeln der Posteinrichtungen in Brasilien, wie sie nur in einem Lande bestehen konnten, das so lange gänzlich von der Regierung vernachlässigt war. Die Cultur machte jedoch auch hier bedeutende Fortschritte, nur war die Bevölkerung noch verhältnißmäßig schwach und die ausgedehnten Landgüter aus Mangel an Capital nur unvollkommen bebauet. Kap. 14. Minas Geraes. Stadt St. Joao d'el Rey im Jahre 1818. Die Stadt, welche etwa 6000 Einwohner zählt, worunter jedoch nur etwa ein Drittel Weiße, zeichnet sich durch Wohlhabenheit, gute Policy und einen angenehmen gesellschaftlichen Ton, letzteres beides hauptsächlich das Verdienst des damaligen trefflichen Gouverneurs, des Desembargador Manoel Ignacio do Mello e Souza vortheilhaft vor andern brasilianischen Städten aus. In der Nachbarschaft der Stadt zeigte sich bereits jetzt eine höchst wohlthätige Veränderung in dem Treiben und der Lebensart der Einwohner. Statt daß sich früher hier alles mit dem Bergbau und der Goldwäsche beschäftigte, fing man an, der Bebauung des Grund und Bodens den Vorzug zu geben. Die vergrößerte Ausfuhr nach Rio de Janeiro hatte auch allen Producten einen ungleich höhern Werth gegeben. Kap. 15. Minas Geraes. Reise nach

Villa Rica und Marianna im Jahre 1818. Die Reise ging zum Theil durch bergige, wenig fruchtbare Gegenden, in beständiger Furcht vor Räubern, vor denen unser Verfasser wiederholt ängstlich gewarnt ward, jedoch keinen derselben zu Gesicht bekam. Villa Rica, die Hauptstadt der ganzen Provinz, treibt vorzugsweise Bergbau, war daher aber auch voll diebischen Gesinbels und herumschweifender Abenteuerer aller Art. Einige Industrie lebte jedoch allmählich in der Umgegend von Villa Rica auf. Kap. 17. Rückkehr nach Rio de Janeiro. Congonha und Barbacena, im J. 1818. Eine Baumwollen- und Wollenmanufactur zu Registro Velho war durch die wohlfeileren englischen Waaren in Verfall gerathen, dagegen ward jetzt das rohe Product um 300 Procent theurer als vormalß verkauft. Kap. 17. Rio de Janeiro. Innere Angelegenheiten, Handel und auswärtige Verhältnisse, im Jahre 1818. Seit 1813 hatte die Stadt wieder in jeder Rücksicht bedeutende Fortschritte gemacht. Die Bevölkerung war durch viele eingewanderte Fremde, von denen sich jedoch ein Theil bereits in den Provinzen niedergelassen, beträchtlich vermehrt, die Wohnungen und was sonst zu den Bequemlichkeiten des Lebens gehörte, waren besser und zahlreicher geworden; die Industrie hatte mit steigender Nachfrage und wachsendem Reichtume sichtbar zugenommen. Die Policy war thätiger geworden, die Kriegsmacht war verstärkt und ihre Organisation verbessert; schon war von Brasilien aus die Expedition gegen Monte Video unternommen; worüber hier manche interessante Einzelheiten erzählt werden. Auch über die bekannte erste Insurrection von Pernambuco erhalten wir hier manche wichtige Data. Die erste Schuld lag an der Nachlässigkeit und dem Geize des Gouverneurs; die Gährung ward unterhalten durch die Theuerung der Lebensmittel,

bey der gestiegenen Ausfuhr nach Rio de Janeiro und einer allgemeinen Dürre im J. 1816. Dazu das plötzliche Sinken des Handels durch die verminderte Ausfuhr der Baumwolle, nach Beendigung des Krieges zwischen England und Nordamerika. Die Einwohner waren reicher geworden, allein auch übermüthiger und ließen sich so leicht durch einige verächtliche Menschen (als solche werden sie wenigstens von dem Vf. geschildert) zu einem Versuche verleiten, sich gänzlich unabhängig machen zu wollen. Wie die Insurrection die im März 1817 ausbrach, bereits im May, hauptsächlich durch den Eifer und die Thätigkeit des Gouverneurs von Bahia, Grafen Dos Arcos, nach einigen unbedeutenden Scharmüßeln gedämpft ward, ist bekannt. Der König zeigte auf die erste Nachricht von dem Aufruhre eine ungewohnte Thätigkeit und Energie, und sein Beyspiel verfehlte die gehoffte Wirkung auf das Volk nicht. Der Eifer gegen die Insurgenten war allgemein. Rio Janeiro stellte allein nicht weniger als 7000 Freywillige und an freywilligen Geschenken kamen 60,000 Pf. Sterling zusammen. Da die Linientruppen gegen Pernambuco gesandt worden, so thaten abwechselnd die verschiedenen Miliz-Regimenter den Dienst zu Rio, und auch diese Truppen, die bisher zum Theil unverantwortlich vernachlässigt worden waren, kamen bald in eine bessere Verfassung; kehrten aber auch freylich zum Theil mit ganz andern Ideen nach ihrer Heimath zurück, als mit welchen sie dieselbe verlassen hatten. Unter den Linientruppen selbst aber zeigte sich bald eine bedenkliche Spannung und Eifersucht, vorzüglich gegen die neu aus Europa angekommenen Regimenter. Auch die Seemacht und das Seewesen überhaupt, war schon jetzt ein vorzüglicher Gegenstand der Sorgfalt der Regierung geworden und manche wesentliche Verbesserungen waren zu Stande gekommen. Ueberhaupt

war ein verhältnißmäßig reges Leben und ein rasches Fortschreiten zum Besseren in allen Zweigen der Administration unverkennbar, der öffentliche Unterricht namentlich ward wesentlich verbessert. Als Epoche machend und vor allen den Nationalgeist in Brasilien erweckend, führt unser Verf. die Erhebung Brasiliens zu einem eigenen Königreiche im Dec. 1815 an. Er selbst war damals zu Rio de Janeiro gegenwärtig; der Eindruck, den diese Maaßregel unter den Eingeborenen hervorbrachte, war unter allen Klassen derselben unverkennbar und gleich stark. Bald schien selbst wissenschaftlicher Geist immer mehr unter ihnen zu erwachen. Einzelne Werke erschienen und schon am Ende des J. 1816 ward von einem Privatmanne eine Druckerey angelegt, woran es bisher noch gemangelt. Mit dem zunehmenden Handel wurden zugleich die verschiedenen Provinzen von Brasilien immer mehr zu einem großen Ganzen. Eine Bank ward zu Rio de Janeiro errichtet und versprach bald bedeutenden Vortheil. Durch die Ankunft fremder Gesandten ward zugleich der Gesichtskreis und die Kenntniß fremder Länder erweitert. Daß Brasilien mit raschen Schritten der Unabhängigkeit entgegen reife, schien unserm Vf. durchaus nicht mehr zweifelhaft. — Angehängt sind dem Werke verschiedene Tabellen über die verschiedenen Zweige des brasilianischen Handels, vorzüglich den von Rio de Janeiro und ein Glossarium über die in dem Werke vorkommenden Wörter aus der Tupi-Sprache.

K o p e n h a g e n.

Ben J. B. Schuboth: Der Tempel der himmlischen Göttin zu Paphos, von D. Friedr. Münter. Zweyte Beilage (vergl. diese Anz. 1824 S. 648) zur Religion der Karthager. Mit 4 Kpftaf. und einer architectonischen Erklärung von G. Fr. Hetsch, Königl. Architekten. 40 S. 4. — Eine schätzbare Schrift, welche

in gebrängter Kürze, was man von dem Paphischen Heiligthum weiß, ziemlich vollständig zusammenfaßt. Die Veranlassung geben einige kleine, konisch gestaltete Steine, die, man weiß nicht auf welchen Wegen, nach Kopenhagen gekommen sind, und von dem Vf. für Nachbildungen des konischen Idols im Abyton des Tempels, welche die Eingeweihten nach Klemens von Alexandrien daselbst erhielten, angesehen werden. Klemens nennt in dessen diese *sacrorum crepundia* eigentl. Phallen, und in der That kann die Paphische Meta noch immer eher dieß so mannichfach gebildete Symbol darstellen, als die Strahlen der Sonne, worauf der Vf. die *occulta ratio* deutet. — Der Vf. verbreitet sich über die Phöniciſche Abkunft und fernere Geschichte des Heiligthums, die mystischen Feyerlichkeiten, Priesterthümer und Symbole des Cultus; Ref. will nur einiges über die Lage und Beschaffenheit des Tempels ausziehen. Den Platz, auf welchem das Heiligthum von Paläpaphos lag, haben die Nachforschungen Hammer's und Ali-Bey's mit völliger Sicherheit ausgemittelt; daß aber dieser Platz auch Golgos geheißt, wie der Verf. meint, widerspricht dem bestimmten Zeugnisse des Pausanias, der Paläpaphos und Golgos deutlich unterscheidet (VIII, 5, 2. nach dem Cod. Paris). Die neuern Reisenden haben in dessen nur die viereckige Umfassungsmauer (von 150 × 100 Schritten) und eine den Tempelhof in zwey Hälften theilende Quermauer gefunden; der Tempel muß ganz aus den Abbildungen auf Münzen und Gemmen restauriert werden, welches H. Prof. Hetsch mit viel Geschick auf den beygegebenen Tafeln versucht. Vor dem Tempelgebäude war ein halbkreisförmiger von einem Geländer umgebener Raum, welchen Ref. nach einer Münze des *κοινόν Κυριών* als ein Gehege für die heiligen Tauben ansehen möchte; rechts und links von der Pforte standen zwey hohe Pfeiler, wie die Obeliskten vor Ägyptischen Pylonen, von deren Spitzen eine Guirlande oder Kette herobhing. Der mittlere Theil des Gebäudes war höher als die Seitenflügel; in jenem war das Abyton, darin die heilige Meta, welche von Candelabern erleuchtet wurde, denen Hr. Hetsch mit Wahrscheinlichkeit ihren Platz in der mittlern Zelle vor dem Eingange zum Abyton anweist. R. D. M.

G ö t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

28. Stück.

Den 17. Februar 1827.

H a n n o v e r.

In der Hahn'schen Hofbuchhandlung: Erklärende Anmerkungen zu Homers Odyssee. Von Gregor Wilhelm Nitzsch, Conrector am Lyceum zu Wittenberg. Erster Band, Erklärung des ersten bis vierten Gesanges. 1826. XXII u. 327 S. in 8.

Da die Lectüre der Odyssee jetzt im Jugendunterricht sehr häufig und allgemein geworden ist, hat man auch längst das Bedürfnis eines fortlaufenden Commentars gefühlt, wie vormahls Köppen für die Ilias schrieb und dadurch ungenügend genügt hat, so unvollkommen der erste Versuch auch eigentlich war. Diese gewünschte Arbeit hat nun auf Bitten der thätigen Verlags- handlung Hr. Conrector Nitzsch übernommen, ein eben so gelehrter als scharfsinniger Mann, und wird allmählich Erklärungen über die ganze Odyssee aufstellen, die wie sich zeigt, reich seyn werden an mannichfacher vortrefflicher Belehrung nicht bloß für Schulen sondern auch den Gelehrten. Der Plan des Werfs. umfaßt eigentlich ein Mehr-

B [2]

faches, erstlich: die erklärenden Anmerkungen, dann eine Einleitung in die Odyssee, worin die Handlung der Odyssee, die allegorische Deutung des Gedichts und die Geschichte Homers unter den Griechen betrachtet werden soll; drittens Quaestiones Homericae über Gegenstände der höhern Critik und angefochtene Theile und Stellen der Odyssee, wie auch über allerley andere sprachliche und sächliche Dinge. Von diesen Quaestionibus ist auch schon ein Specimen erschienen, worin das Proömium der Odyssee gründlich und überzeugend erörtert wird. Ueber die erklärenden Anmerkungen, deren erster Band vorliegt, äußert sich der Verf. also: „Mein Wunsch ist Schüler unserer obern Gymnasialklassen dahin anzuleiten, daß sie durch ein genaues Eingehen in den Sinn und die Darstellung des Dichters theils mit dem Hauptgegenstande des Gedichts zugleich das darin enthaltene Zeitgemälde auffassen, theils die homerische Sprache als einen eigenthümlichen Geistesabdruck kennen lernen. Nach diesem Zweck habe ich es im Ganzen nur mit der Erklärung zu thun. Von andern Hilfsmitteln sehe ich namentlich den Gebrauch des Passow'schen Wörterbuchs überall voraus, und verweise nur bestimmt darauf, wo dessen Beachtung mir besonders wichtig. Ich selbst gebe Lexicalisches nur, wo die Wortbedeutung zur Hand seyn muß oder wo ich von Passow abweiche. Ueberhaupt wollte ich kein Hilfsbuch zur ersten Bekanntschaft und schnellen Lectüre geben. Vielmehr sollen die reifern Schüler die Odyssee mit mir studieren, und ich denke mir den Gebrauch meines Buchs in folgender Abstufung: wird die Odyssee in der dritten Klasse gelesen, so wird der Lehrer vielleicht mit Nutzen diese Anmerkungen zur Hand haben; der zweyten Klasse, mit der ich die Odyssee lese, können sie aber selbst in die Hand ge-

geben werden zum bald vorbereitenden bald ergänzenden Nachlesen, so daß dann das Gelesene vom Lehrer in den Stunden besprochen wird; die erste Klasse endlich mag besonders bey ihrer Privatlectüre das Buch gebrauchen.“ Aus dem Gesagten geht nun deutlich hervor, daß Hr. N. gründliche Sprach- und Sacherläuterung zugleich beabsichtigt, und überhaupt nicht das Gewöhnliche geben wollte, sondern zum Theil nur Gewählteres und Gelehrteres. Wie dieß geschehen, wollen wir nun kürzlich referieren. Erstlich also erscheint mit Recht dem Verf. klare und lebendige Anschauung der homerischen Welt in ihren wesentlichen Beziehungen als der eine Hauptzweck, den ein Erklärer des Homer vor Augen haben soll; denn das Bild der homerischen Zeit und Menschheit soll so hell und entfaltet als möglich erscheinen. Hr. N. erkennt daher zuvörderst als Pflicht an, auf Topographie und Scographie die nöthige Rücksicht zu nehmen, obgleich er gerade dazu am wenigsten Hülfsmittel gehabt zu haben versichert. Ein Hauptpunct ist hier gleich die Topographie von Ithaca; da aber dem Verf. bey der Ausarbeitung dieses Bandes die neuern Reisebeschreiber nicht zu Gebote standen, so hat er noch in der Vorrede Auszüge nachgetragen aus Vaudoncourt, Gell, Dodwell, die sonst in den Commentar verarbeitet seyn würden. Denn mit Recht stellt er den Grundsatz auf, daß man Homers Angaben mit der geschichtlichen Kunde so weit zu vereinigen suchen müsse, als es irgend ohne Vorurtheil und Nachstreichs gehe, und dieß wird dann wohl auch in Beziehung auf Ithaca im Folgenden geschehen. Sonst finden wir Auseinandersetzungen über Dulichion, Ephyre, das Nestorische Nylos, wo wir aber bey dem letztern in das Resultat nicht einstimmen, und andere Orte; auch über Stämme wie die Kaulonen,

die der Hr. Verf. für ein nicht griechisches Volk hält gleich den Telegern, obgleich man mit Grunde bezweifeln kann, daß damals mitten in Griechenland barbarische Völker saßen. Endlich ist auch zur mythischen Welttafel eine Berichtigung gegeben über den Teich Odysf. 3. vorn, und gewiß wird bey Gelegenheit des Folgenden noch manches andere nachkommen, z. E. über das metallene Himmelsgewölbe rings auf dem Erdrande aufliegend, daß die Sterne allzumal so viele des Bades im Okeanos sich erfreuen, man weiß nicht wie in dasselbe gelangen, und Vater Okeanos selbst ganz unmythisch außerhalb des Himmels und der Welt sich befindet, oder über den Eingang der Unterwelt diesseits des Okeanos bey den Säulen des Atlas, worauf auch kein Wort im Homer hinweist, und anderes dergleichen, wie die Irrfahrten des Odysseus überhaupt meist zu wenig mythisch gefaßt und zu sehr an historische Localitäten angeknüpft sind. Obgleich es also hiesse vom Ey anfangen, wenn man Bossens Belehrungen über die alte Welt überhaupt wiederholen wollte, wie der Hr. V. richtig bemerkt, so meint er doch gewiß nicht, uns die einzelnen Berichtigungen vorzuenthalten, die sich im Folgenden seinem hellen Verstande darbieten werden. — Ein anderer Theil der Sacherklärung ist das häusliche und öffentliche Wesen der damaligen Zeit. Der Hr. Verf. redet also umständlich von den Verhältnissen in Ithaca, von dem Gemeinwesen überhaupt, dem Königthum, den Edlen, dem Volke und den Versammlungen — denen er jedoch noch etwas zu viel einräumen möchte — ferner von den Beschäftigungen, Künsten und Gewerben, dem Hauswesen, von den Theraponten, den Claven, der Schaffnerin u. s. w., und benugt alle Anlässe, die achäische Menschheit überhaupt nach ihren Sitten, Lebensart, Denkweise

darzustellen und zu schildern. Man wird hier überall sehr viele genaue und klare Zusammenstellungen und Urtheile finden, und es mußte diesen Dingen um so mehr ein gewisser Raum verstattet werden, da die ersten Bücher reich sind an Zügen der homerischen Welt, wie Hr. N. bemerkt, und man mit Recht von der Erklärung hier die Grundzeichnung des Folgenden erwartet, obgleich nicht wenig noch verspart worden auf andere schickliche Stellen. — Wieder ein anderer Punct war die Religion und das Götterwesen und überhaupt das Mythologische. Daß von den Opfergebräuchen gehandelt werde, versteht sich von selbst, aber auch über die homerischen Tempel und Priester ist eine ausführliche Zusammenstellung. Von mythologischen Dingen erwähnen wir z. B. das über die linden Pfeile des Apollon, über den Poseidon ἑπνιας zu Odysf. 4, über Σεδς und δαίμων, über μοῖρα Σαράτοιο und κῆρες Σαράτοιο mit der richtigen Bemerkung, daß jene den Tod überhaupt, diese die besonderen Arten des Todes und der Todesgewalt bedeuten; daß aber ferner die Μοῖρα, Αἰσα immer Zeus sey und Zeus im Homer nie unter dem Schicksal stehe, davon haben wir uns noch nicht überzeugt, auch gibt der Verf. in der Vorrede selbst wieder einen Unterschied zu, gewiß mit Recht. Es ist klar, daß der Zeus bald unendlicher gefaßt wird bald persönlicher, und eben darin liegt der Grund, weshalb er nothwendig schon damals dem Gefühle zu Zeiten auch unter dem allgemeineren und abstracteren Begriffe des Schicksals und der Naturordnung erscheinen mußte, wie zu andern Zeiten er darüber steht und das Schicksal selbst ist. Dieß ist so natürlich, daß darin gewiß nichts auffälliges; uns wenigstens würde viel auffällender seyn, wenn etwas dieser Art erst später aufgekommen wäre. Zu

den mythologischen Erinnerungen des Verf. gehört ferner die treffende Bemerkung in der Vorrede, wie neben dem Polytheismus der überlieferten Götter des Cultus im Homer sich noch ein Pantheismus zeigt, wie Hr. N. es nennt, d. h. noch gar manche bedeutende Kraftäußerung und Erscheinung als ein individueller Gott oder besser Daimon gefaßt wird. So sind im Homer neben den Göttern des Krieges noch Deimos, Phobos, Nydoimos, Alke, Enyo, Eris, ferner ist die Cos, die Moira oder Nisa, die Keren, der Thanatos und Hypnos und Dneiros, die Ate und Litae, die Nisa und andere daemonische Wesen, die nicht im Cultus gegeben nur in der Poesie erscheinen, so daß wir also die epische Dichtung zu denken haben nicht bloß als die traditionellen Götter des Cultus plastisch darstellend, sondern auch in fortgehender Production selbst allerley individuelles Dämonisches schaffend. Dabey erinnert der Verf. mit Recht, daß hier offenbar nicht an willkürliche mit Bewußtseyn gewählte Einkleidung zu denken, sondern vielmehr mit einer gewissen Nothwendigkeit der religiösen Anschauung gebildet worden, und darin wird ihm heut zu Tage wohl kaum jemand widersprechen. Wir unsererseits sind überhaupt der Meinung, daß die eigentliche und wahre Personification ursprünglich immer etwas unwillkürliches seyn möchte, und auf einer gewissen geistigen Nothwendigkeit der Anschauung und Empfindung beruhe, und man könnte versuchen darnach das Vorkommende sich zu verdeutlichen. Erstlich nämlich ist es die Macht einer Idee, geistigen Kraft oder äußern Erscheinung, welche sich selbst als dämonisches Wesen dem Geiste aufdrang, und dahin gehören die bekannten Δίκη, Θέμις, Μήτηρ, Χάρις, Τίμη, Ἐπίπνοος, Fides, Virtus, Pudicitia, Febris, oder die wir vorhin sahen, Cos, Deimos,

Phobos, Nydoimos, Eris, die Keren, Ate, Litae und unzähliges andere dergleichen. Alle diese Personificationen haben den Character natürlicher Unwillkürlichkeit, und konnten überhaupt jedem so erscheinen, daher so viele zu allgemein geglaubter Wirklichkeit, mehrere selbst zur Verehrung gelangt sind. Dahin gehören auch die bekannten Personificationen der Landschaften, z. E. Rhodos, Aegina, und der Städte wie Mykene, Theba, Roma. Achten wir ferner auf mancherley individuelle momentane Gefühle und Stimmungen, wodurch Personificationen bey den Schriftstellern hervorgerufen werden, so scheint ebenfalls das Unwillkürliche dabey leicht zu sehen. Dahin gehört gleich der Fall, wenn ein Verbrechen begangen ist oder bevorsteht, und in den Schrecken dieser Vorstellung sich dem Thäter oder dem Dritten der es denkt, das Leblose in ein Dämonisches verwandelt, der Stein, die Wände sich entsetzen und reden wollen, οὐδὲ σάρον φρίσσουσι τὸν ξυνοργάτην Τέρεμνα τ' οἶκον μὴ ποτε φθογγὴν ἀφῆ, Nonne ipsam domum metuet ne quam vocem eiiciat, non parietes conscios, u. dergl. Liegt da nicht immer eigentlich das unwillkürliche Gefühl zum Grunde, als wenn die stumme Wirklichkeit umher scheinbar unbeweglich bey gewöhnlichen Dingen, wenn das Gewaltige geschehe, sich rege und das verschlossene Leben Handlung und Sprache nehme? Nur so konnten solche Wendungen übergehen in die darstellende Kunst der Schriftsteller und ergreifenden Eindruck machen. So auch ist einer im Schmerz verlassen und einsam, klagt er unwillkürlich der umgebenden Natur, wie Electra das Licht anspricht das ihren Jammer sieht, und die Luft welche ihre Klagen auffängt und wiederhallend zurückgibt, oder wie Prometheus, ὦ δῖος αἰθὴρ καὶ ταχύτεροι προαὶ ποτα-

μὲν τε πηγὰς ποταμῶν τε κυμάτων ἀνήριστον
 γέλασμα κ. τ. λ. ἴδεσθὲ μ' οἷα πρὸς θεῶν
 πάσῳ θεός. Und wie sonst die Fälle seyn mö-
 gen, wie wenn einer scheidend Abschied nimmt
 von der geliebten Heimath und den Quellen und
 Bergen und Thälern, oder wenn den Tod eines
 Liebblings die Haine und Triften und Blumen
 betrauern. Dann im umgekehrten Falle bey
 großer Freude, wenn das strömende Naturgefühl
 alles umher zur Theilnahme ruft, und mit dem
 Leblosen redet als empfände es mit: in allen
 diesen Fällen liegt wohl zum Grunde heller oder
 dunkler die Vorstellung vom Leben der Dinge,
 die aber nun lebendig wird und Gestalt gewinnt
 durch die hochgespannte Empfindung, und daß
 überhaupt dergleichen überall auch in neuern Dich-
 tern, recht gebraucht, nicht als Spielerey em-
 pfunden wird, sondern ergreifenden Eindruck
 macht, kann doch nur daher kommen, weil über-
 haupt solche Stimmungen momentan die Natur
 vergeistigen, daß sie mit uns zu sympathisieren
 scheint. Aber diese Vergeistigung entsteht auch
 ferner unwillkürlich durch längere Vertraulichkeit
 mit einem Gegenstande, und wie Polyphem sei-
 nen Widder anredet, so kann wohl ein Held
 verkehren mit seinem Schwerdt und Tell spricht
 seinen Bogen an, und auch dieß wird nicht als
 leere Ziererey empfunden, sondern als eine na-
 türliche Stimmungen die allen zugänglich. Wenn
 aber Sappho ihre göttliche Lyra anredet in den
 schönen Worten und diese antwortete, so mochte
 dergleichen ehe es Form ward, darauf beruhen
 daß dem begeisterten Gemüth der Saiten harmo-
 nischer Klang als unmittelbar von den Musen
 beseelt schien, wohin auch ursprünglich solche Aus-
 drücke gehören wie: die schlafende Muse wecken
 u. dergl. Und bey der Personification der Thü-
 ren in Liebesliedern, wo der Liebhaber mit der

Thür eines Mädchens im nächtlichen Verkehr steht wie mit einem Wesen, bald bittend, bald klagend, bald verwünschend, erinnern wir uns zugleich, daß überhaupt die Thüren omindser Natur waren bey den Alten, und mit abergläubischem Sinn betrachtet wurden. Denn eine leere Spielerey war auch dieß ursprünglich wohl nicht. Endlich von den Personificationen der Kinder ist nicht nöthig zu reden, und wie Natur- und Thierfabel ursprünglich auf naivem Kindersinne und unschuldiger Natureinfalt beruhn und darnach gebildet sind. Auf diese Art nun möchte, wie gesagt, die Personification sich wohl meist unschwer auf etwas Unwillkürliches zurückführen lassen, ausgenommen etwa die ironische, ein Spiel mit der Form, höchstens die Analogie des Natürlichen zu beobachten verpflichtet. Im übrigen aber müssen wohl meist alle Personificationen mißfallen, die weder mythischen Character haben, noch durch natürliche Gefühle und Stimmungen hervorgerufen sind oder darnach gebildet, und daher als etwas gemachtes, als bloße aus der Luft gegriffene Willkür erscheinen, hohl und leblos. Hiernächst unterscheiden wir einige Wendungen, die wohl oft mit der Personification verwechselt werden, auch bisweilen zweifelhaft machen können, meist aber davon verschieden sind. Wenn z. E. Anakreon sagt, *εὐδοσοῖν αἱ μέριμναι*, so möchte wohl keiner hier an dämonische Sorgengeister denken, obgleich sonst die *φροντίδες πτερὰ ποικίλ' ἔχουσαι*, *Curae laqueata circum tecta volantes*, vergl. bekannt, sondern deutlich ist hier nur eine leichte Metapher in *εὐδοσοῖν*. Eben so Pindar Nem. 4. *αἱ σοφαὶ Μοισᾶν δέγατρος ἀοῖδαι δέξαν νιν ἀπτόμεναι*, ist keine Personification, sondern einfacher metaphorischer Ausdruck, und auch Pyth. V. *ὁ δὲ τὸν Ἐπιμαδῆος ἄγων ὀψινόου θυγατέρα πρόφασιν* möchte

keine eigentliche Personification seyn, sondern nur eine wichtige Wendung, die Ausreden überrumpelter Sieger zu belächeln, wornach der gewöhnliche Tadel gegen jene Stelle verschwindet, der ernsthaft nahm was scherzhaft ist. Bey Horaz 1, 3. *macies et nova februm terris incubuit cohors*, obgleich die Febris den Römern ein dämonisches Wesen war, zweifeln wir doch an der Personification wegen dem beygesetzten *macies*. Und auch in solchen Stellen wie II, 11. *fugit retro levis juvenas et decor, arida pellente lascivos amores canitie facilemque somnum*, möchten wir nur natürlichen Ausdruck sehen, weil kein besonderer Umstand die Personification verlangt, auch sie wohl nicht immer zum Vortheil des Gedankens gereicht, der leicht seine natürliche Kräftigkeit verlieren und daher ins Mathe fallen kann. Endlich heißt wohl auch manchen Personification, wenn bloß das abstractum für das concretum steht, z. E. *πρὸς γὰρ τὸν ἔχοντα ὁ φόβος ἔρπει*, oder *ἡ ἐπιμονὴ καὶ ἡ σχολαιότης διέβαλιν αὐτόν*, eine kräftige Ausdrucksart von prägnanter Kürze in der Prosa, und in der Poesie oft angenehm täuschend durch den leichten Schein des Persönlichen, während sie doch nicht als wirkliche Personification empfunden wird. Doch wir kommen von der Abschweifung zurück. Hr. Nisch also würden wir jetzt die Personification der *φύλα* II. 9, 2. bestreiten; denn wenn etwa der Beysatz *φόβον κρύβεντος ἑταίρη* dieß beweisen soll, so nennt ja auch die *φόρμιγγς* Homer des Mahles *ἑταίρη*, ohne Personification. — Außer den angeführten Gegenständen der Sacherläuterung läßt endlich der Verf. auch sonst keine Gelegenheit vorbeyn, wo etwas zu bemerken, z. B. über den Character einzelner Personen — ein Punct der gewiß auch in der Folge immer beachtet werden wird — ferner über Ideen und

Gefühle der damaligen Welt, selbst Schubarth's sonderbare Aeußerungen werden gelegentlich beleuchtet. Ueber den Begriff von *Ψυχή* und *εἰδωλον* äußert sich Hr. N. ungefähr wie Böcker dahin, daß im Hades bloß Lebenshauch ohne Seele, die denkende, fühlende, wollende sey, was wir so nicht glauben. Doch genug hiervon. Das zweyte Hauptgeschäft des Erklärers ist die Sprach-erläuterung, und treffend bezeichnet H. N. als Ziel, daß die homerische Sprache als ein eigenthümlicher Geistesabdruck erkannt werde. Critische Erklärung nun wollte er, wie wir oben sehen, nur in gewissen Fällen geben, doch fehlt es auch hier nicht an längern und kürzern Erörterungen, z. E. über *διάκτορος* als Geleiter, über *ἀργίποδες*, *οἰότος* und *ἀλκή*, *ἔρανος*, *ἄνδρες ἀλφειοταί* u. s. w. Wenn mit Buttman angenommen wird, daß der Begriff legen nur in dem Stamme *λεχ* enthalten sey, so ist *ταυηγής θάνατος* unerörtert geblieben. Die Erklärung von *ἔκμενος οἶρος* durch *glatt, gleichmäßig* dahingleitend scheint uns nicht die wahre. Warum *ἔκμενος* nicht den Begriff von *οἶρος* gewissermaßen wiederholen dürfe, sehen wir doch nicht ein, daß wäre ein verstärkender Bepfah wie schon *κάλλιμος οἶρος*; oder wie *λυγρός δλεσρος*, *tristes lacrimae* u. dergl. Wir möchten übersehen, ein treffender Fahrwind und auch das Lateinische *ico* vergleichen. Das dunkle Wort *ὑπερφίαλος* erklärt er durch *überwüchsig*, aber gleich bildlich für *übermüthig*, obgleich der Verf. selbst fühlte, daß *φύσις* im geistigen Sinne nicht homerisch. Aber eine besondere Sorgfalt hat der Vf. mit Recht auf die Erklärung der Constructio:nen verwendet, und er setzte sich vor, sowohl die schwierigen Punkte der allgemeinen Syntax, als auch und besonders die von der strengen grammatischen Norm abgehenden feinern Formen der

homerischen Rede zu erörtern. In der That läßt er auch in beiden Rücksichten nicht leicht eine Gelegenheit vorbehey, wo etwas zu bemerken, wie über den Wechsel des Numerus und der Personen, Uebergang aus indirecter Rede in directe, die Anacoluthien, über die Form *εἰως μὲν*-, *τόφρα*-, *ἀλλ' ὅτε*-, oder *πάρως*-, *εἰως*-, *ἀντάρ ἐπεὶ* u. dergl. Ferner über die modi in den verschiedensten Wendungen, nach dem Präteritum, *ἐπὶν*, *ὅταν* mit dem Dptativ, *εἰκε* mit Conjunctiv u. Dptativ *ic*. Wir wollen nur kurz berühren was der Verf. über den jetzt so oft besprochenen Dptativ ohne *ἄν* bemerkt. Der Dptativ ohne *ἄν* sage nur vom Subject etwas problematisch aus, daß nämlich Subject und Prädicat hier oder da mit einander vorkommen, aber im Dptativ mit *ἄν* werde ein Prädicat des Subjects urgirt und davon die Annahme abhängig gemacht, und alle Sätze mit Wann enthielten solche Prädicate. Wenn wir den Hrn. Vf. recht verstehen, würde also hiernach schon Odyss. 7, 314, nicht zutreffen: *αἰ γὰρ - παῖδα τ' ἐμὴν ἐχέμεν, καὶ ἐμὸς γαμβρὸς καλέεσθαι, αὐδὲ μένων· οἶκον δέ τ' ἐγὼ καὶ κτήματα δοίην, εἰ κ' ἐδέλων γε μένοις*. auch möchte der Verf. hier ein *ἄν* ergänzen. Aber eben deshalb sind wir von der Regel so nicht überzeugt, weil dies nun auch viele andere Stellen treffen müßte, z. E. *ὡς ἀκμαῖος, εἰ βάλῃ, μάλοι*, wo wie auch hier, der Dptativ ohne *ἄν* passender. Da der Dptativ ohne *ἄν* gefunden wird bald begleitet von einem Satze mit *εἰ* bald nicht, so schließen wir eben daraus, daß das Wesen jener Construction nicht davon allein abhängig gemacht werden kann, sondern mehr an sich betrachtet werden muß. Der Dptativ mit und ohne *ἄν* ist seinem Wesen nach immer ein bedingter Ausdruck, und jenachdem das Urtheil oder Wollen entschiedener ist und

seyn kann oder nicht, ist das *ἄν* abwesend oder steht dabey, welche Partikel eben nur den Ausdruck des Dubitativen erhöht. Beyde Constructionen beruhen wie alles Bedingte wesentlich auf Voraussetzungen, dieselben mögen ausdrücklich ausgesprochen seyn durch einen Satz mit *εἰ* oder was dem ähnlich, oder auch nicht; denn häufig ist gar nicht nöthig die besondern Voraussetzungen anzugeben, sondern hinreichend nur überhaupt anzudeuten die Sache sey mehr oder weniger bedingt. Das mehr oder weniger aber ist eben der Punct, und reicht auch völlig hin um bald die eine, bald die andere Construction erforderlich zu machen. So z. B. *Odys.* 3, 319. *κείνος εἰλήλουθεν ἐκ τῶν ἀνθρώπων, ὅθεν οὐκ ἔλποιτό γε θυμῷ εἰδέμεν, ὄντινα πρότον ἀποσφύλωσιν ἄλλαι ἐς πέλαγος μέγα τοῖον.* Hier erläutert der Verf. so: hieße es *ὅθεν οὐκ ἄν ἔλποιτο*, so würde das dort seyn, das dahin verschlagen seyn als nicht vorhanden, als nicht oder noch nicht eingetreten bezeichnet. Wir würden so sagen: der Sinn ist, die Weite ist so groß, daß einer dahin verschlagen kaum Rückkehr hoffen kann. Das Urtheil stützt sich also auf den Begriff der großen Entfernung, und äußert sich deswegen unter Voraussetzung des Verschlagenseyns, über die Folge fast entschieden, d. h. man kann dann kaum hoffen. Das hinzutretende *ἄν* würde hier einen Grad von Dubitation herbeiführen, welcher dem Zwecke des Gedankens gerade entgegen. Und so in vielen andern Fällen. Indem wir jedoch hier abbrechen den Verf. durch seine scharfsinnigen grammatischen Erörterungen weiter zu begleiten, wollen wir lieber noch mit einer andern Bemerkung schließen, um nichts Wesentliches zu übergehn. Der Hr. Verf. zeigt sich unserer Meinung nach auch dadurch als genauen Erklärer, daß er die Einheit der *Odyssee* ver-

theidigt; er verspricht mehrere einzelne Erörterungen darüber, hat aber auch schon hier einiges berührt, theils über das Proömium, wo wir ganz einstimmen, theils wovon wir jetzt reden wollen zu Od. 4, 594. über die Verweilungszeit des Telemach bey Menelaus. Wir gehen hier davon aus, was auch Hr. N. annimmt, daß ohne Zweifel im Sinne der Dichtung Telemach mit dem heimgekehrten Odysseus zusammentraf, keineswegs aber früher zurückkommen sollte. Denn was hätte er für sich weiter in Ithaca machen sollen? Dergleichen hat eine natürliche Evidenz. Nun hat man aber berechnet nach den Reisetagen des Odysseus von Ogygia bis Ithaca, daß Telemach an 30 Tagen in Sparta weilen mußte, während er doch im 4ten Buche gleich wieder fort wünscht. Es soll also hier aller Zusammenhang fehlen, die Reise des Telemach sey ein Gedicht für sich bestehend aus etwa 7 Tagen, und die Rückkehr des Odysseus eben so ein unabhängiges Ganze. Hr. Nitzsch erklärt den Widerspruch so: Hörer und Sänger banden sich nicht an eine durch das ganze Gedicht gehende Chronologie, weil sie es nicht auf einmal in dieser Folge vor Augen hatten. Auch stand der Gesang von des Odysseus Rückkehr in der Seele des Hörers nicht nach sondern neben dem von den Ithacensischen Dingen und der Reise Telemachs nach Menelaus (?). Jeder hatte seine Zeitrechnung. Zweitens wird deswegen Telemach im vierten Buche seiner Abreise von Menelaus nahe gebracht, weil der Gesang der wieder von ihm sprachen soll, von diesem Punkte anheben muß. Wir würden noch einen wesentlichen Zusatz machen. Da nach dem unbezweifelten Sinne der Dichtung Telemach erst mit Odysseus zusammentreffen sollte, so mußte er nothwendig auf irgend eine Weise sich bey Menelaus etwas verzhgern, die Dichtung konnte dem nicht

ausweichen, weil sie den Zweck wollte. Wie nun hat sie eigentlich die Zögerung motiviert? Das ist die erste Frage. Wir glauben höchst einfach so, daß Telemach als er dem Menelaus den Wunsch baldiger Rückkehr erklärt, (und das mußte er, wie für sich klar) nun vor der Hand warten muß bis jener mit den Geschenken ihn entläßt. Das thut nun aber der König nicht gleich auf der Stelle, und so gehen Tage hin, bis endlich Telemach von Athene angetrieben, den Menelaus abermals erinnert und dieser nun Anstalt macht. Ein ganz ähnliches Beyspiel ist im Anfang des 5ten Buches. Da nämlich die dortigen Dinge der zweckmäßigeren Darstellung wegen nach den frühern Büchern geschehen sollen, nicht neben denselben, so muß Zeus das Versprechen im ersten Buche noch verzögern, worauf er nun wieder erinnert wird, wie wir erst neulich in diesen Blättern gezeigt haben. Wir dürfen also das zweymalige Erinnern als ein einfaches Mittel der homerischen Gesangskunst sehen, wo eine Zögerung erforderlich, und andere Motivierungen entfernter liegen oder unpassend seyn würden. Als stillschweigenden Grund des Menelaus aber mag man sich denken, daß er eben den Jüngling gern sieht, wie er auch im 4ten Buche sagt. So gewinnt die Dichtung also eine unbestimmte Anzahl Tage. Was aber die Länge des Aufenthalts betrifft, so stimmen wir hier Hrn N. darin bey, daß keine Wahrscheinlichkeit verletzt wird, weil man diese Länge nicht fühlte; denn die Heimkehr des Odysseus wurde besonders vorgetragen, und vollends solche Ausdrücke wie: 17 Tage schiffte er, am 18ten sah er Scheria, verhalten mit den Worten. Und eben dieß wußte die Dichtung und that darnach; denn schwer ist zu glauben, daß dem scharfen Naturverstande der Sänger das Verhältniß der Tage

unbemerkt geblieben seyn sollte. Wir brechen hier ab. Der Hr. Verf. nehme unsere Anzeige als einen Beweis der Hochachtung, und möge bald an die Fortsetzung seiner Arbeit denken.

V o n n.

Bey Habicht: De civili cognatione et familiari nexu ex jure Romano et Germanico. Scripsit Dr. Petrus Franciscus Deiters. 1825. 103 S. 8.

Der Verf., dessen Fleiß allerdings zu rühmen ist, hat in der vorliegenden Inauguralschrift, eine Rechtslehre zu bearbeiten versucht, welche, wegen so mancher bey derselben stattfindenden Dunkelheiten, zu den schwierigen zu rechnen ist. Ob mit Glück? ist eine andere Frage, welche Ref. nicht zu bejahen vermag. Der erste Abschnitt des Werchs enthält die Darstellung dieser Lehre nach Römischem Rechte, trägt aber nur das bereits Bekannte über dieselbe vor; Ref. wenigstens hat keine neue Ansichten in dieser Abtheilung des Buchs gefunden, und noch weniger, Licht über das Dunkel, welches in Bezug auf das ältere Recht, über jener Lehre schwebt, erhalten. Ja, selbst das Bekannte ist keinesweges vollständig mitgetheilt, indem einige so sehr zu berücksichtigende Ansichten des Hrn. G. R. Hugo gänzlich mit Stillschweigen übergangen sind. Besser ist unstreitig der zweyte Abschnitt, welcher sich mit dem deutschen Rechte beschäftigt, ausgearbeitet; wiewohl es auch hier an neuen Entdeckungen ermangelt. Indessen scheint sich der Verf. auf diesem Felde leichter bewegt zu haben, so daß man seine Darstellung mit Vergnügen liest. Der lateinische Styl des Verf. läßt vieles zu wünschen übrig.

G ö t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

29. Stück.

Den 19. Februar 1827.

G ö t t i n g e n .

In der Sitzung der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften am 13. Januar las der Hr. Professor Müller eine Abhandlung: *de signis olim in postico Parthenonis sive Hecatompedi templi fastigio positis* vor, welche sich an die frühern Abhandlungen desselben: *de Phidiae vita*, dadurch anschließt, daß sie dasjenige Werk des großen Künstlers, wovon noch jetzt die vollständigste Kenntniß erlangt werden kann, zum Gegenstande hat. Die Quellen dieser Kenntniß sind ein paar Worte des Pausanias, eine nicht sonderlich genaue Beschreibung von Jacques Spon, die auf Veranstaltung des Marquis de Nointel von dem Flamländer Carey gemachte Zeichnung der Gruppe, Stuarts Zeichnungen von einigen damals noch vorhandenen Statuen, endlich die Bruchstücke, die durch Lord Elgin in das brittische Museum gekommen sind. Das wichtigste Hülfsmittel um einen Begriff vom Ganzen zu

[2]

erhalten, sind immer die Cary'schen Zeichnungen, die der Verf. der Abhandlung in den Originalen benutzt hat; auch hat er in einer von Herrn Niepenhausen verfertigten Zeichnung die Bruchstücke der Elginschen Sammlung, deren Stelle sich meist sehr leicht auffinden und sehr bestimmt angeben läßt, bemerkbar gemacht. Die Geschichte der einzelnen Stücke hat er hier nicht ausführlich erzählt, da eine gründliche und genaue Arbeit des gelehrten Archäologen von Leiden, Neuvens, ihn dieser Arbeit überhob; auf diese bezieht er sich auch wegen der Critik der bisher gewagten Auslegungen, besonders nimmt der Verf. es als ein sicheres Resultat der Neuvens'schen Behandlung des Gegenstandes an, daß der westliche Giebel des Parthenons wirklich der hintere gewesen. Der Verf. hat daher die nöthigen Notizen über die einzelnen Statuen in den Anhang verwiesen, und geht sogleich an die Hauptaufgabe, den Gegenstand der ganzen Composition auf eine sichere Weise zu bestimmen. Nun sagt Pausanias, daß in diesem Giebelfelde der Streit des Poseidon und der Athena gebildet gewesen sey. Man tritt also natürlich mit der Erwartung an dieses Bildwerk, hier dargestellt zu sehen, wie Poseidon zum Zeichen seiner Besitznahme den berühmten Salzquell, Athena aber den Delbaum aus dem Erdboden hervorgehen läßt. Doch findet man sich in dieser Erwartung auf alle Weise getäuscht. Denn wenn man sich auch darüber beruhigen könnte, daß Delbaum und Salzquell zwischen den nah zusammenstehenden und sich heftig bewegenden Gottheiten, die man in der angeführten Zeichnung deutlich erkennt, kaum Platz hätten, und darüber, daß die von der Mitte des Giebels, dem Orte, wo die Zeichen der Besitznahme stehen müßten, sich

abwendende Athena gar nicht das Ansehen hat, ihr heiliges Gewächs eben dem Boden entlockt zu haben: so darf man die Stellung und Haltung der Göttin nur genauer betrachten, um bestimmt gewahr zu werden, was sie wirklich thut. Sie hält offenbar zwey Pferde auf, welche an einen Wagen gespannt durchzugehen drohen, obgleich sie von einem Jünglinge, der die *μαοτιξ*, und einer Jungfrau, welche die Zügel hält, gelenkt werden. Es scheint, daß die Göttin sie an dem Riemen führte, welcher *ἄραγωγος* hieß, und nach Xenophon zur Führung aufgesäumter Reitpferde diente. Diese Handlung der Göttin mußte nothwendig, wenn das Kunstwerk, wie vorauszusetzen, eine innere Einheit hatte, den Mittelpunct des Ganzen bilden, und daher in diesem Zusammenhange eine besondere Bedeutung haben. So führt uns denn die Darstellung in die Zeit zurück, wo die Mutter der Künste, Athena, wie die Sage bey den meisten Hellenen war, die Menschen lehrte, Wagen zu bauen und ihnen Pferde vorzuspannen; eben in diesem Bildwerk wird der erste Versuch der Art vorgestellt, bey dem die persönliche Hülfe der Göttin noch unumgänglich nöthig ist. Die Athener aber erzählten, daß Athena diese Kunst zuerst ihren Pflegling Erichthonios (Erechtheus nach Andern) gelehrt habe; kein anderer als dieser kann also der Jüngling seyn, welcher die *μαοτιξ* führte. Nun fragt es sich bloß, in welcher Verbindung diese Handlung mit dem Siege der Athena über den Poseidon stehe, denn daß sie damit in Zusammenhang gebracht worden sey, muß man aus Pausanias wohl schließen, auch drückt die Stellung des Gottes, in dem man mit Sicherheit den Poseidon erkannt hat, offenbar Schrecken, Bestürzung, Unwillen aus. Der Vf.

denkt sich dieß nun so, daß nach Phidias Idee der durch die Schöpfung des Delbaums begründete Sieg der Göttin über den Gott dadurch vollendet worden sey, daß sie das von Poseidon geschaffene (so glaubten alle Griechen seit den ältesten Zeiten) unbändige Roß gebändigt, und durch die Anjochung an einen Wagen der menschlichen Thätigkeit dienstbar gemacht habe. Diese Vorstellung stimmt ganz mit den Ansichten, welche die Griechen seit den homerischen Zeiten von dem Character der beiden Gottheiten gefaßt hatten; und wenn nun auch Poseidon in mancher Sage als Erfinder des Jügels gefaßt wird, so durfte dieß der Künstler doch beseitigen, besonders da diese Sage doch nicht die Erfindung des Wagens betrifft. Wenn demnach, wie der Verfasser meint, die genauere Betrachtung der Mittelgruppe des Siebelfeides nöthigt, eine solche Vorstellung darin anzuerkennen: so erhält diese Deutung dadurch noch eine Bestätigung, daß sich auch die meisten der übrigen Figuren darnach leicht bestimmen lassen. Links von Poseidon folgen die ihm befreundeten Gottheiten, denen man zum Theil mit Sicherheit, zum Theil freylich nur hypothetisch die Namen beylegen darf: Thetis, Amphitrite, Leto mit Apollon und Artemis, Dione mit Aphrodite, Demeter, Galirrhotos, Euryste. Nach der andern Seite befinden sich die Anhänger der Athena. Die eben erwähnte Jungfrau neben Erichthonios hält der Verfasser der Abhandlung mit Andern für die ungeflügelte Siegesgöttin, die gewiß sehr passend auf einen Wagen gestellt ist, durch den Athena jetzt über Poseidon, und Erichthonios nachmals, wie die Sage war, an den Panathenaischen Spielen siegte. Zugleich sieht man, wie ungemein passend der Künstler gerade diese

Darstellung zum Schmuck eines Tempelgebäudes gewählt hat, welches hauptsächlich für die prachtvollere Feyer des Panathenaischen Festes erbaut war. Die übrigen Figuren stellen ohne Zweifel die der Göttin befreundete Patriarchen-Familie von Attika dar, nämlich die drey Agraalischen Jungfrauen mit ihrem Bruder Erychthon und ihrem Vater Kekrops. Die Figur in der Ecke wird nicht ohne Grund für den Flußgott Ilissos gehalten.

Nachdem der Verfasser der Abhandlung diese Deutung, deren Gründe er hier nicht wohl ausführlicher entwickeln kann, durchgeführt und der Königlichen Societät vorgetragen hatte, ist ihm in einem kürzlich zuerst herausgegebenen Reste griechischer Gelehrsamkeit, in den Scholien zum Rhetor Aristides, eine Stelle bekannt geworden, die eine bemerkenswerthe Bestätigung derselben enthält. Dort wird nämlich (zu p. 184 C des Texts, p. 21 der Frommelschen Ausgabe) zur Erläuterung der Angabe, daß im Attischen Lande zuerst von den Menschen der Besizer der Göttin mit ihrer Hilfe einen Wagen mit Rossen bespannt habe, bemerkt: Erechtheus sey auch auf der Akropolis hinter der Athena gemalt einen Wagen lenkend, den er von der Göttin erhalten habe. Hier darf man nur das „gemalt“ (*γεγραπται*) für einen ungenauen Ausdruck nehmen, dergleichen bey Scholienschreibern viele vorkommen, so paßt alles andere trefflich auf unser Bildwerk, welches an der westlichen Fronte des Parthenon, also im Rücken des goldenen und elfenbeinernen Colossalbildes der Pallas von Phidias, angebracht ist; und der Hauptpunct der gegebenen Erklärung wäre also auch durch die Auctorität eines Alten gesichert.

B e r l i n.

Bey Dunker und Humblot: Memoiren des Grafen Alexander von T—, aus der französischen Handschrift übersetzt. I. Band. 384 S. II. Bd. 436 S. 1825. 8.

Da in diesen Blättern nach und nach die Denkwürdigkeiten der neuesten Geschichte angezeigt worden, deren in Frankreich so viele erscheinen, und von denen die meisten, man könnte sagen, fast alle, doch einige Berichtigungen der für wahr geltenden Thatsachen enthalten, und etwas zur Aufklärung ihres innern Zusammenhanges beitragen, so erwähnen wir auch des hier oben benannten Buches: aber zur Warnung.

Der Verf., der sich so bezeichnet hat, daß der volle Name, Tilly, immerhin hätte auf dem Titelblatte ausgedrückt werden mögen, ist in frühesten Jugend als Page bey der Königin Marie Antoinette angestellt gewesen, und hat sich als solcher, und auch späterhin, in Beziehung auf dieses Verhältniß, ihr nähern dürfen. Er gehörte also zum innersten Hofe, und hat von Verhältnissen Kenntniß gehabt, die bey so hohen Personen immer einiges Interesse einflößen, wenn sie auch keine sonderliche historische Aufklärung gewähren. Von allem dem ist aber in den Denkwürdigkeiten die er späterhin als Emigrierter zu Berlin (wo er gestorben ist) aufgesetzt hat, sehr wenig die Rede. Sie enthalten nur eine gelegentliche Vertheidigung der Königin gegen die Beschuldigung eines ausschweifenden Lebens und mannichfaltiger Liebesverständnisse. Uebrigens findet man in den beiden vorliegenden Bänden, die vor der Hand in deutscher Uebersetzung gedruckt

worden, vermuthlich in der Hoffnung daß das lästerne Publicum sie demnächst noch einmal in der Ursprache kaufen wird, und denen noch eine beliebige Anzahl Bände nachfolgen mögen, nichts, als weitläufige Erzählungen von Liebeshändeln und dahin gehörigen Abenteuern, die das ganze Leben des Verfassers ausgefüllt zu haben scheinen. Er stellt sich selbst als einen Mann dar, der seine ganze Bestimmung darin suchte, den *homme à honnes fortunes* zu spielen, obwohl er selbst von dieser Rolle gelegentlich mit Tadel, und sogar mit Verachtung redet. Da Rec. es sich zur Pflicht gemacht hat, alles zu lesen, worin man nur irgend einige Belehrung über die Veranlassungen der französischen Revolution und ihre Geschichte vermuthen kann, so hat er den Ekel überwunden, den die bis zum Ueberdruße gedehnte Erzählung zahlloser anstößiger Geschichtchen erregt: will dafür aber die einzige Bemerkung die im Buche angezeichnet zu werden verdient, hier mittheilen.

Eine Menge größtentheils ephemerer Pariser Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts, unter denen der jüngere Crebillon bey weitem das meiste Talent hatte, entwarfen in ihren Werken ein Gemälde der vollkommensten Unsittlichkeit im Verhältnisse der Geschlechter zu einander, und eines ganz schamlosen, angeblich im gesellschaftlichen Leben der vornehmen Welt herrschenden Lons. Sie geben es für eine Schilderung ihres Zeitalters aus: und dafür ist es in andern Ländern, gläubig angenommen. Nun haben wir oft gehört und gelesen, daß geistreiche Personen von wirklich gutem Tone und bessern Sitten den lebhaftesten Unwillen darüber äußerten, daß eine solche Vorstellung von dem Leben und dem Tone der höchsten Cirkel in Paris, andern Nationen

beygebracht worden: und daß diese es sich haben aufheften lassen, die französische vornehme Welt habe so gelebt und gesprochen, wie Crebillon und seine Nachahmer und Zeitgenossen (Marmontel nicht ganz ausgeschlossen) sie leben und reden lassen. Es ist jedoch, wenn man die Correspondenz der Frau von Epinay und andere solche Schriften gelesen hat, schwer daran zu zweifeln, daß es wirklich sehr vornehme Cirkel in Paris gegeben habe, die den Gemälden in den verrufenen Schriften des Zeitalters Ludwig des Fünfzehnten ähnlich waren. Nun stimmt auch der Graf von Tilly in den gedachten Tadel ein, und hält sich sehr schönbe darüber auf, daß jene Schriftsteller ihre Personen, bey Abendessen, in großen Gesellschaften, in Gegenwart von Bedienten, so reden lassen. Das sey nur geschehen, wenn man unter sich gewesen. Er selbst gehört zu dem ältesten Adel und zu dem vornehmsten Kreise am Hofe. Sein Zeugniß kann also nicht wohl verworfen werden. Wenn aber auch nur der dritte Theil von dem was er erzählt, wahr seyn sollte, so ist dieses schon hinlänglich, die Verfasser der oben gedachten Romane zu rechtfertigen. In seinen naiven Berichten von unzähligen Geschichten, darin er den Verführer, den curiösen Liebhaber, den gedankentosen Wüßling spielt, beobachtet er sorgfältig eine Enthaltbarkeit, die Personen nur zu bezeichnen, nie zu nennen: dafür ihn denn der Herausgeber auf dem Titel auch nur auf die angegebene Art designiert.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

30. Stück.

Den 22. Februar 1827.

B e r l i n.

In Commission bey Aug. Rücker: Handbuch des Preussischen Militärrechts, oder Darstellung der im Preussischen Heere bestehenden Grundsätze über militärische Rechts- und Policity-Verhältnisse, Disciplin und Justizverwaltung. Mit Genehmigung Sr. Majestät des Königs herausgegeben von Karl Gustav von Rudloff, Major im Kön. Pr. Kriegsministerium. 1826. Erster Theil 327 S. Zweyter Theil 646 S. 8.

Die Grundsätze über die militärische Rechts- und Policityverhältnisse, Disciplin- und Justizverwaltung im Preussischen Heere, mußten mit einer gänzlich veränderten Organisation und Behandlung derselben, viele und tief eingreifende Abänderungen und Zusätze erleiden, die in vielen seitdem erschienenen Verordnungen gesetzliche Bestimmungen erhalten haben. Die früher sehr geschätzten Cavanischen Schriften, nämlich: Erläuterungen der Kriegsartikel 1797, Kriegs- und Militärrecht 1805, Anweisung zu Criminalprocessen bey Civil- und Militärgerichten 1805, enthielten die

D [2]

neueren Bestimmungen nicht. Seitdem sind über einzelne Zweige einige brauchbare Schriften erschienen: Friccius über die Rechtsverhältnisse der Landwehr, Berlin 1824; Ehrhard, Handbuch für die untersuchungsführenden Officiere, Merseburg 1818; und zwey Werke von Schadel: 1) Handbuch für Militärpersonen in den Kön. Pr. Staaten, Berlin 1820, und 2) Grundsätze des in der Preuß. Armee jetzt üblichen Verfahrens bey Ausübung des Strafrechts, Berlin 1819. Diese letzte Schrift ist in materieller Hinsicht das Reichhaltigste, was seit den Cavanschen Werken in Bezug auf die Pr. Milit. Criminaljustiz bisher vorhanden war; allein abgesehen von den seit 1819 bereits häufig eingetretenen Veränderungen, finden sich, wie der Hr. von Rudloff anführt, in dieser Schrift viele factische Unrichtigkeiten. Herr Major von Rudloff beschäftigte sich, laut der Vorrede, seit geraumer Zeit mit einem den ganzen Organismus des Preussischen Heers und dessen Haushalt umfassenden Werke, wovon das angezeigte nur ein Theil seyn sollte. Der Umfang der von ihm projectierten Arbeit, noch mehr die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, dem dringenden Bedürfniß eines Militärrechts bald möglichst abzuhelfen, bestimmten ihn, dieses in seiner gegenwärtigen Gestalt, unabhängig von seinem beabsichtigten größeren Werke, schon jetzt erscheinen zu lassen. Der Verf. vor seinem Eintritte in die Militär-Laufbahn, ein Schüler der Themis, und durch seine Anstellung im Kriegsministerium, gerade auf den Geschäftskreis der Rechts- und Polizeyverhältnisse des Heers angewiesen, war vollkommen dazu geeignet, das schwierige Geschäft der Zusammenstellung der bestehenden Verordnungen in einem Handbuche, zum practischen Gebrauche zu übernehmen. Der Verf. erklärt selbst, die Tendenz seiner Arbeit

sey gewesen: wegen ihres rein practischen Zwecks auf jede Abschweifung in das Feld der Theorie Verzicht zu leisten, und nur so viel von ihr zu entlehnen, als ihm zur Feststellung der dem Militärrechte eigenthümlichen Begriffe und um dem Ganzen einige wissenschaftliche Form und Haltung zu geben, unumgänglich nothwendig schien; nur da habe er sich weitere theoretische Erörterungen erlaubt, wo entweder die positiven Quellen zu wesentliche Lücken ließen, oder die Grundsätze der Theorie ihm eine unmittelbare Anwendbarkeit auf das practische Leben zu haben schienen. Bey dieser Behandlungsart kann jedoch bey dem Officier leicht ein Zweifel entstehen, was von dem Inhalte als positive Wahrheit oder nur als individuelle Ansicht des Verf. anzusehen sey. Diesem zu begegnen hat der Verf. in den einzelnen §§ beides möglichst von einander abzusondern gesucht. Er erklärt überdieß, daß einem jeden § dem die Nachweisung einer zum Grunde liegenden positiven Bestimmung mangle, auf seine Rechnung gesetzt werden müsse. Der Vf. sucht in der Vorrede noch zwey Einwürfe zu entkräften; er bemerkt mit Recht, einmal, daß an sein Werk als ein positives Rechtssystem die Anforderung wissenschaftlicher Ordnung und Gründlichkeit nicht gemacht werden könne, zu denen ein rein theoretisches berechtige, und dann daß er hin und wieder besonders im Militärstrafrechte dem militärischen Gesichtspuncte den rechtlichen mehr untergeordnet habe als derjenige, der die Gleichheit vor dem Gesetze als höchstes Princip gesetzlicher Ordnung zu betrachten gewohnt ist, billigen werde. Der Vf. bemerkt sehr richtig, daß der Krieger durch seinen Eintritt in das Heer manches seiner staatsbürgerlichen Rechte nothwendig aufopfern müsse.

Wir wenden uns nun zu der Art selbst, wie

der Verf. die Materien geordnet hat. Die Einleitung enthält den Plan des Werks und bezeichnet die Gränzen desselben. Der erste Theil handelt von den Rechten und Pflichten der Militärpersonen, und zwar der 1ste Abschnitt von den Rechten der Militärpersonen; der 2te vom Gerichtsstande und der 3te vom gerichtlichen Verfahren in den bürgerlichen Rechtsangelegenheiten der Militärpersonen. Diese drey Abschnitte sind größtentheils nur compilatorisch. Das Preussische Militair-Privatrecht, welches der Gegenstand dieser drey ersten Abschnitte ist, bildet kein eigenthümliches selbstständiges System, die Darstellung desselben konnte daher nach den Verhältnissen der Militärpersonen zur allgemeinen oder bürgerlichen Gesetzgebung und dem Zwecke dieses Handbuchs nur die Abweichungen des militärischen vom bürgerlichen Privatrechte enthalten, konnte demnach seiner Natur nach nur fragmentarisch oder aphoristisch seyn. Der Verf. hat sich dagegen in den folgenden Abschnitten, die das Militair-Strafrecht zum Gegenstande haben, in seinem eigenen Urtheile einen weit größeren Spielraum erlaubt, indem er von dem Gesichtspuncte ausging, daß dieses ein bey weitem vollständigeres Ganze bilde, und die Darstellung desselben, eben so wenig wie ein System des positiven bürgerlichen Strafrechts, der Hülfe der Theorie entbehren dürfe. — Der 4te und letzte Abschnitt des 1sten Theils beschäftigt sich mit den Pflichten der Militärpersonen. Das eigentliche Militair-Strafrecht macht den Inhalt des zweyten Theils aus. Hier handelt der 5te Abschnitt von den Pflichtverletzungen der Militärpersonen, der 6te von den Strafen, der 7te von Anwendung der gesetzlichen Strafen auf die Vergehen und Verbrechen, der 8te von der militärischen Disziplinargewalt, deren Ausübung und der disciplina-

rischen Behandlung der Untergebenen, der 9te von der Militärgerichtsbarkeit und den Militärgerichten; der 10te von dem Verfahren der Militärgerichte in den zu ihrer Competenz gehörenden Untersuchungsangelegenheiten, oder dem Militärstrafprocesse; der 11te vom Verfahren der Civilgerichte in Untersuchungsfachen wider beurlaubte Landwehrindividuen, Soldaten der Kriegreserve, des Trains und der beurlaubten Recruten des stehenden Heers. 12ter Abschnitt. Verfahren bey Contraventionen der Militärpersonen gegen Policen, Finanz- und andere auf die Staatsverwaltung Bezug habende Verordnungen. Anhang: in Betreff des activen Landsturms. Nachträge. Beylagen: A. Auszug aus der Instruction vom 6. März 1826, über die Behandlung der Festungs-, Stubengefangenen. B. Auszug aus der Gebührentare für die Auditoren. Register.

Der Verf. erwähnt in der Vorrede, daß gegenwärtig eine Revision sowohl der allgemeinen, als der Militärjustiz-Gesetzgebung im Werke sey. Gegen den ihn zu machenden Vorwurf, gerade in diesem Augenblicke mit seinem Handbuche aufzutreten, sagt er: „die Ueberzeugung, daß gerade eine solche systematische Darstellung des Bestehenden und deren öffentliche Bekanntmachung so wie sie einerseits geeignet ist, die vielleicht hier oder da vorhandenen einzelnen Lücken oder Disharmonien desselben bemerklich zu machen, auf der andern Seite den competenten Urtheiler überzeugen dürfte, daß äußere Militär-Justizverfassung mit dem Verhältnisse des Preussischen Militärinstituts zu den Staatszwecken und den Bedingungen ihrer Erreichung, wie mit den sittlichen Bedürfnissen des Heers und Volks weit mehr in Uebereinstimmung, als es dem oberflächlichen Urtheile scheinen mag, stehe, bestimm-

ten den Verf. um so mehr mit der Herausgabe nicht zu zögern, als Personen, deren Stimme für ihn entscheidend seyn mußte, diese Ansicht billigten.“ Der Verf. behält sich vor, wenn jene Revision einst beendigt seyn wird, und ihre Resultate gesetzliche Sanction haben, diesem Handbuche einen, die etwa erfolgten Modificationen des gegenwärtig Bestehenden im vergleichenden Zusammenhange darstellenden dritten Theil folgen zu lassen.

Die Bemerkungen des Verf. zeigen nicht nur von einer großen Bekanntschaft mit der juristischen Litteratur, sondern auch von einer richtigen Würdigung der von den juristischen Begriffen oft abweichenden militärischen Verhältnisse.

Nach dem was der Verf. selbst über den gegenwärtigen Zustand des bestehenden Preussischen Militärjustiz-Reglements bemerkt, scheint die Erscheinung eines neu bearbeiteten Preussischen Kriegsrechts ein dringendes Bedürfnis für das Preussische Heer zu seyn. Nicht nur daß das jetzige Preuß. Militär-Privatrecht kein eigenthümliches System bildet, welches doch in einem vollständigen Militär-Justiz-Reglement ein nothwendiges Erfordernis ist, weil nicht erwartet werden kann, daß Militärpersonen für die es bestimmt ist, auch das bürgerliche Privatrecht kennen sollen, sondern es enthält anerkanntermaßen im Militär-Strafrechte bedeutende Lücken, deren Ausfüllung durch Bemerkungen, die vom Könige nicht sanctioniert sind, auf eine für den practischen Gebrauch genügende Weise, nicht erfüllt wird. Mit einer bloßen Revision des Bestehenden, scheint dem Uebel nicht abgeholfen zu seyn. Wenn es aber überhaupt große Schwierigkeit hat, ein zweckmäßiges Militär-Justiz-Reglement zu entwerfen, so wird diese vielleicht um so mehr in dem vorliegenden Fall eintreten, weil die

ganze Organisation des Preussischen Heers eine von der vorigen so ganz abweichende Einrichtung erhalten hat, und daneben das Bedenken entsteht, ob die über das Neue gemachten Erfahrungen, hinreichende Beweise der Güte der neuen Vorschriften geben. Der Probierstein eines Kriegsrechts so wie der ganzen Kriegsverfassung, ist vorzüglich der Krieg, und die Probe ist um so entscheidender, wenn dieser von langer Dauer ist, und unter ungünstigen Verhältnissen geführt wird. Nicht die Juristen und noch weniger die Philosophen, sondern die Officiere, die wirklich kleine und große Abtheilungen im Felde befehligt haben, dürfen allein als competente Beurtheiler angenommen werden. Wir können uns hierüber kein Urtheil erlauben. Wie dem aber auch seyn mag, der Verfasser hat unstreitig durch sein Handbuch eine wichtige Vorarbeit zu einem neuen Kriegsrecht geliefert.

M ü n s t e r.

Biblische Anthropologie, von Dr. Franz Sberthür, ordentlichem öffentlichen Lehrer der Dogmatik an der hohen Schule zu Würzburg; jetzt des dasigen Domstifts Capitular und Senior. Erster Band. Zweyte Auflage. 1826. 528 Seiten in 8.

Der Inhalt dieses schätzbaren Werkes, dessen erste Erscheinung auch zu seiner Zeit von uns angezeigt worden ist, hat in der zweyten Ausgabe keine Veränderungen erfahren, und auch in der inneren Deconomie und in der äußeren Form desselben glaubte der Verf. wenigstens keine in der Absicht anbringen zu dürfen, um ihr ein wissenschaftlicheres Aussehen zu geben. Darüber hat er sich in der Vorrede zu der neuen Ausgabe mit Gründen erklärt, die wahrhaftig eine ehrende Beachtung verdienen. „Ich wollte — sagt er

hier — überhaupt nie für die Schule, wo alles wissenschaftlich strenger nach einem stehenden Typus des Stoffes und der Form herkömmlich bearbeitet werden muß, allein oder zunächst, sondern für das Leben, für alle denkende Menschen über ein Gemeingut der Menschheit über die Religion schreiben, und da mußte ich auch auf die Verschiedenheit derer, die für die Wahrheit gewonnen werden, und besonders auf diejenigen Rücksicht nehmen, denen durch die ihnen hier bekannt gemachten Mittel geholfen werden sollte.“

Damit hat der ehrwürdige — nicht nur der titular-hochwürdige — Greis den Character aller seiner Schriften, und zugleich den Geist und die Tendenz seines ganzen so langen und so thätigen Lebens gezeichnet. Bey allem, was er schrieb und was er that, ging sein Streben nur dahin, nicht nur die Religion allein, mit ihren beseligenden Wahrheiten — freylich diese zuerst und mit dem wärmsten Eifer — aber auch sonst alles, was er für gut, für empfehlungswerth, und für gemeinnützlich erkannte, zum Gemeingut seiner Mitmenschen zu machen. Er scheute sich selbst dabey nie vor dem Anstoß, welchen Menschen daran nehmen könnten, denen mit dem Guten und Gemeinnützligen nicht gebient war, doch wußte er durch Klugheit und Sanftmuth, durch Mäßigung und Bescheidenheit fast immer dabey zu verhüten, daß der guten Sache selbst durch seinen Eifer nichts verdorben wurde. Daß aber die Flamme des Lichtes noch ungeschwächt in seiner Seele brennt, dieß bewährte der hochbejahrte Greis zu gleicher Zeit durch eine kleinere, durch aus seinen alten Geist athmende Schrift, die er unter dem Titel: Meine Ansichten von der Bestimmung der Domkapitel und von dem Gottesdienste in den Kathedralkirchen, Würzburg 1826. in 8. in sein Publicum brachte.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

31. Stück.

Den 24. Februar 1827.

P a r i s.

Chez Béchét jeune: Histoire des Progrès récents de la Chirurgie, par le Chev. Richerand, Chirurgien en chef de l'Hopital Saint-Louis, Professeur d'opérations de Chirurgie à la Faculté de Médecine de Paris, Chirurgien consultant du Roy etc. etc. XVI u. 344 S. 1825. 8.

So gerne man von jeder Seite, besonders aber von jeher in Deutschland, das was die französischen Wundärzte für die Chirurgie thaten, anerkannte, so wurde dieß doch von Niemand so stark und wiederholt geltend gemacht, als von diesen selbst. Weit läßt jedoch der Verf. die Ruhmredigkeit und Selbstgefälligkeit seiner Vorgänger hinter sich, und kann hiebey nicht einmal mit seinem Gemeingeist entschuldigt werden, da er theils allen für die französische Schule angesprochenen Ruhm gerne auf seine Person concentririeren möchte, theils mit der größten Feindseligkeit von zwey sehr achtungswerthen Collegen, dem verstorbenen Desault und dem in so großem Ansehen stehenden Dupuytren spricht. Trépan. Innerhalb drey Jahren sey der chirurgischen Section der Academie

& [2]

nur ein Fall von Trepanation vorgelegt worden, Declart und Dubois trepanierten mit Erfolg in der Schläfegegend. In der Heilung der Thränenfistel nähern sich viele französische Wundärzte den Ansichten Beers, der beynah alle Krankheiten des Thränenorgans auf Entzündung reducirt. Doch sey hierin, so wie selbst in der Operation des Staars die Chirurgie eigentlich wenig vorgehrt. La méthode toute française de l'extraction, née dans le sein de l'Académie royale de chirurgie sey mit allgemeinem Applaus aufgenommen worden, und doch schlägt der Verf. nachdem Scarpa seine Bemerkungen dagegen kund gethan hat, noch vor, gleich viele Staarkranke durch Extraction und Depression vor einer chirurgischen Academie zu operieren, und dieser dann den Ausspruch über die Vorzüge der einen Operation vor der andern anheim zu stellen. Die Ceratonix werde außer Deutschland nicht nachgeahmt; noch leichter geht der Vf. über die künstliche Pupillenbildung hinweg. Rhinoplastique, der Vf. schreibt wiederholt Rhymoplastique, sie habe keinen Werth, weil Niemand der Operation sich werde unterziehen wollen, und nach einem Verlust der Nase durch Lustseuche, doch die adhäsive Entzündung nicht gelingen, sondern Ulceration entstehen werde. Auch bey der Haptylloraphie wird gegen Gräfe wiederholt bemerkt, es habe Roux seine Entdeckung gemacht, ohne etwas von Gräfe zu wissen, wie ganz anders würde der Ton seyn, wenn Gräfe der frühere Entdecker gewesen wäre? Die Bronchotomie sey nach des Vfs. eigenen Erfahrungen eine gefahr- und fast blutlose Operation, wenn man in der Mitte der Membrana cricothyreoidea herunter schneide, und sich hüte bis zu den untern anastomastierenden Gefäßen der Schilddrüse herunter zu gelangen. Mit vielem Nachdruck wird gewarnt, Brustwunden zu erweitern um

das Blut zu entfernen, die unverletzte Lunge der andern Seite reiche vollkommen hin zur Unterhaltung des Lebens; wiederholte schwere Vorwürfe gegen den Wundarzt, welcher den verwundeten Herzog von Berry auf die entgegengesetzte Weise behandelte. Nach den Untersuchungen von Ribes sey es zur Gewißheit gebracht, daß die innere Oeffnung der Mastdarmfisteln nie weiter als zwey Zoll, meist aber nur 10 bis 12 Linien vom Anus entfernt sich befinde, alle Instrumente weiter hinauf zu gelangen demnach überflüssig ja lächerlich seyen. Rétrécissement de l'urètre. Nichts sey geeigneter der gewöhnlichen Ungeduld der Kranken, welche von einer langsamen, wenn auch sicheren Behandlung nichts wissen wollen, zu entsprechen als das Causticum, doch taue dasselbe allein bey Verengerungen, die mehr im vorderen Theile der Harnröhre statt finden. Calculs urinaires, es sey falsch, daß nur $\frac{1}{3}$ der Operierten nachtheilige Folgen erfahren, rechne man die Frauen und Kinder ab, so komme ein ganz anderes Resultat heraus, und in einem freylich auch ungünstig gelegenen Hospital (Hotel Dieu?) werde nur $\frac{1}{3}$ der Operierten glücklich geheilt, überhaupt werde gegenwärtig diese Operation mit weit weniger glücklichem Erfolg als von Raw, selbst auch als von Cheselden, Lecat, Frere Cosme und Pouteau verrichtet. Auch hier trifft Dupuytren wieder schwerer Tadel, daß er seine Methode als neu und eigenthümlich habe geltend machen wollen, und durch die Journale seine Erfolge, die in der That oft wenig günstig seyen, so laut rühmen lasse. Von dem was Deutsche für diese Operation leisteten, und mit welchem Erfolge sie von ihnen vorgenommen ward, spricht der Verf. wie zu erwarten ist, nicht. Der von Cloquet angegebene Apparat, welcher im Hospital Saint Louis immer in Activität sich befinde, habe sich bis jetzt weniger als Stein auflösend, sondern

vielmehr als vortreffliches Mittel gegen den Blasenkatarrh erwiesen. Vacca Berlinghieri Methode des Steinschnitts habe wenig Nachahmung zu Paris gefunden, wegen der häufig zurückbleibenden Fisteln; wahrscheinlich kommen die günstigeren Resultate in Italien daher, weil dort die Operation mehr bey Knaben vorgenommen wurde. Die Radicalcur des Wasserbruchs durch Einsprühung führt den Wf. zu großen Lobeserhebungen Englands, er gesteht sogar aus Veranlassung der Behandlung der Aneurismen, es habe die englische Chirurgie dans l'art de lier les vaisseaux einen Aufschwung über die französische genommen, welche letztere ihrerseits, so hoch über die aller übrigen Nationen sich befunden habe. Einmal fand der Wf. nach der Operation des Aneurisma, nach welcher der Arm ganz unbrauchbar geblieben war, und die Amputation vorgenommen wurde, daß die Brachialarterie durch eine ziemlich große Oeffnung mit der Vene communicierte, das arterielle Blut somit unmittelbar in die Vene trat und der übrige Theil des Glieds atrophisch wurde. Am glänzendsten findet der Wf. die Fortschritte der Chirurgie in Behandlung der Beinbrüche, so fern letztere äußerst vereinfacht wurde; bey dem Schenkelhalsbruch wird die englische Behandlung durch die ruhige Lage in der Semiflexion ohne weitem Verband der von Desault vorgezogen, aber auch als ausgemachte Sache angenommen, daß nach ersterer Behandlung jedesmal das Knie und die Fußspitzen nach außen stehen, und das Glied um 6 Linien kürzer werde. Amputation. Bey der theilweisen Amputation des Vorderfußes komme alles darauf an, daß man gleich in die Articulation gelange, dieß geschehe am sichersten, wenn man sich an den Höcker des Kahnbeins halte, da wo sich der hintere Schienbeinmuskel seinem größern Theil nach inseriere. Ablation des cancers. Von 300 Operationen von Krebs an der

Brust, den Testikeln, der Ruthe und den Lippen habe der Vf. nur bey sehr wenigen wirkliche Genesung folgen sehen (ou la guerison ne s'est point demontree), und doch nennen die Franzosen weit mehrere Degenerationen Krebs, als dieß in Deutschland der Fall ist. Bey der Exstirpation des Lippenkrebses wird sehr nachdrücklich die Scheere empfohlen, ohne nachher durch die Naht die Wundränder zu vereinigen. Die Herausnahme eines Stückes aus dem Unterkieferknochen sey nur alsdann gestattet, wenn der Knochen nur an einer kleinen Stelle und allein schadhast sey, auch der entstandene Zwischenraum mit weichen Theilen ausgefüllt werden könne, sonst erschöpfe sich der Operierte durch den beständigen Ausfluß des Speichels. Wie zu erwarten ist, verweilt der Vf. ausführlich bey einer von ihm verrichteten Wegnahme mehrerer Rippenstücke und eines degenerierten Stückes der Pleura, wovon die öffentlichen Blätter seiner Zeit so viel enthielten. *Le procédé d'Oslander à depuis été mis en pratique, dans les diverses contrées de l'Europe, avec des succès variés.* Die französischen Wundärzte machen statt derselben die Cauterisation des Gebärmutterhalses, wobey sie sich Recamiers Scheidenspiegels bedienen. *Notes et Morceaux détachés.* Enthalten eine anziehende Biographie von Quésnoy, dem ersten Secretair der Académie royale de Chirurgie und Chef der Economisten und eine Reclamation der unabhängigen Stellung der Chirurgie in der königl. Académie der Medecin, von welcher aber die Chirurgie eine der drey Sectionen bildet, da doch der Vf. meint, nur in einer Académie royale de chirurgie gegenüber einer Société royale de Médecine könne die Chirurgie gedeihen und Großes leisten. Allerdings soll nicht in Abrede gestellt werden, daß es gewiß zweckmäßig wäre, wenn jede der drey Sectionen ihren beständigen Secretair hätte, doch

wird wohl der Chirurgie schlechter Dienst geleistet, wenn sie auf die von dem Verf. verlangte Weise über die Medicin erhoben und von derselben getrennt wird, da sie doch nur im innigen Zusammenhang mit der letztern und mit der Physiologie wahrhaft gedeihen kann.

Schon aus dem Angegebenen erhellt, wie sehr der Vf. die französische Chirurgie überschätzt, während er doch selbst in den von ihm angeführten Beispielen, wie in der Chirurgie die Entdeckungen allmählich sich bilden und in ihrer Vereinfachung sich vervollkommen, eben so oft auch Fremde, besonders Deutsche, anführen muß, und es ihm überhaupt auch in den einzelnen abgehandelten Artikeln nicht möglich war zu zeigen, daß dieselben gerade durch Mitglieder der Academie bereichert worden wären, sondern eben so oft auch andere französische Wundärzte außer Paris, besonders aber Americaner, Engländer, Italiener und Deutsche genannt werden mußten.

B o l o g n a.

Dalla tipografia nobili: Sull' insegnamento medico-clinico dell' Inghilterra, e dell' Italia, Discorsi del professore G i a c o m o T o m m a s i n i direttore della clinica medica nella P. Università di Bologna ed uno dei 40 della Società italiana. Nuova Edizione ricorretta dall' Autore. 164 S. 1822. 8.

Der Vf., Director der Klinik zu Bologna und bekannt als einer der eifrigsten Wortführer für die neuere italiänische Lehre in der Medicin, machte im J. 1820 eine Reise nach Großbritannien und fand dort eine Aufnahme, wie er sie erwarten durfte, so wie den freiesten Zutritt zu den ärztlichen Instituten und Sammlungen. Aus den gemachten Wahrnehmungen entstanden folgende Abhandlungen, von welchen die zweyte, der Zeit nach aber die erste, der Gesellschaft der Aerzte und Wundärzte zu London vorgelesen wurde, und die Ueberschrift *de congruentia et discrepantia inter Anglicam et Italicam medendi rationem* hat. Von dem Grundsätze ausgehend, daß alles was auf den

Organismus wirkt, sich unter die beiden Classen der reizenden und deprimirenden Mittel bringen lasse, freut sich der Wf. zwar, daß auch in England, wo die Brown'sche Ansicht überhaupt weniger Aufnahme gefunden habe, als bey den durch die Deutschen verführten Italiänern, die bedeutendsten selbst chronischen Krankheiten gegenwärtig durch herabstimmende Mittel behandelt werden, doch muß er sich den Tadel erlauben, daß die englischen Aerzte, nach dem sie mittelst Blutentziehung und dem antiphlogistischen Apparat die Entzündung heruutergestimmt zu haben glauben, gegen die Schmerzen und Krämpfe welche doch Zeichen einer noch vorhandenen Entzündung seyen, Opium, überhaupt Mittel aus beiden Classen vereint reichen. Ein Tadel, der wohl nach seiner Schule gegründet seyn mag, welcher aber, sobald man von andern durch diese Schule gar nicht widerlegten Grundsätzen ausgeht, wieder verschwindet, und somit nicht einmal so viel Vorwurf enthält, als der Redner selbst hineinlegen wollte. In einer andern Rede aber, welche der Verf. zwey Monate später zu Bologna hielt, und welche hier an der Spitze steht, wurde dieser Tadel nicht nur wiederholt, sondern auch was früher nur angebeutet war, daß die englischen Aerzte sich immer nur an einzelne Fälle (*fatti staccati*) halten und keine Theorie sich bilden, noch stärker hervorgehoben, und ferner noch bemerkt, daß der klinische Unterricht in England und besonders auch zu Edinburg gegenüber von dem in Italiens Spitälern sehr ungenügend sey, indem der klinische Lehrer in England am Bette des Kranken mit der kurzen Geschichte der Krankheit und der Angabe der anzuwendenden Mittel sich begnüge, die Zuhörer somit höchstens solche Lehrer nachzuahmen lernen, in Italien dagegen am Krankenbette wirklichen Unterricht ertheilt, der Lernende selbst zum Handeln, Graminieren, Orbinieren angeleitet und über die Grundsätze der Praxis selbst gesprochen werde, wodurch erst Selbstständigkeit entstehe, die in der Medicin um so unentbehrlicher sey, als nie derselbe Fall wieder vorkomme, sondern vielmehr ein practischer Tact eingeübt werden müsse.

Diese Rede wurde von dem Wf. dem edinburgischen Prof. James Clark, der sich damals zu Rom befand, geschickt, und von diesem in den *Effemeridi litterarie di Roma* einem mehr allgemeiner Litteratur gewidmeten und daher für einen solchen Aufsatz wenig geeigneten Journal sehr zurechtweisend beantwortet. Auch diese Antwort des englischen Arztes, welcher sie in italienischer Sprache schrieb, ist eingerückt, und bildet den dritten Aufsatz. Als Beweis, daß auch die englischen Aerzte wissenschaftliche Ansichten aus den einzelnen Fällen sich zu bilden wissen, werden die Ar-

beiten von Parr, Saunders, Hedboes, Willan, Currie, Barry, Armstrong u. m. angeführt, und L. der übrigens mit der englischen medicinischen Litteratur wohl vertraut zu seyn scheint, schuld gegeben, daß er dieselbe gar nicht kenne, in Bezug auf den clinischen Unterricht aber erwidert, daß zwar zu Edinburg nicht viel am Bette des Kranken verhandelt werde, was seine eigene Nachtheile habe und in der Klinik von Matthäis ja auch nicht geschähe, der Prof. jedoch theils in seinen clinischen Vorlesungen auf die wichtigsten Fälle zurückkomme, theils am Ende des Cursus eine Uebersicht gebe, slavische Nachahmung endlich deswegen nicht stattfinden könne, weil während des clinischen Cursus, der 9 Monate dauere, alle 3 Mon. ein anderer Lehrer eintrete. Auf diese Zurechtweisung erwidert L. in seiner Antwort an Clark, welche die vierte und letzte Abhandlung bildet, er leugne gar nicht, daß die Angabe einzelner Krankheitserscheinungen und der gegen sie angewendeten Mittel für den sehr ausgebildeten Arzt sehr werthvoll seyn könne, der Lernende bedürfe aber zugleich auch eine Anleitung, neue medicinische Systeme würden anderswo doch immer entweder bestritten oder angenommen, in England aber seyen Cullen's Elemente in der darauf folgenden Litteratur kaum berücksichtigt worden, während Bursieri's Institutionen in Italien die lebhaftesten Discussionen veranlaßten. Wie wenig die Engländer es darauf anlegen selbst in den Werken, welche für den Unterricht bestimmt sind, dem Historischen auch eine leitende Theorie beizufügen, ergebe sich aus einleuchtendste aus einer Vergleichung von Heberden's Commentaries oder Thomas med. pract. mit dem Werke von Peter Frank, welchen L. für einen Italiäner angesehen wissen will. Auch sey es gewiß etwas ganz Anderes, ob ein junger Mediciner unter Anleitung des Directors selbst Kranke behandeln lerne, oder sich in einer Vorlesung von denselben erzählen lasse, überhaupt lasse sich das Besprechen am Krankenbette durch nichts ersetzen. Dabey beruft er sich auf Jos. Frank, D. Morgan und viele Fremde, zum Theil Professoren aus fast allen Gegenden Europas, welche der Klinik zu Bologna viele Aufmerksamkeit widmeten. Uebrigens wären die engl. Aerzte wirklich um folgenden Vorwurf, wenn er wahr wäre, zu beneiden: E' ben singolare, che in un paese, d'onde sono usciti due sistemi che negli ultimi tempi dello scorso secolo hanno prodotto una rivoluzione in medicina, ed hanno in tutta l'Europa variato il metodo di medicare, e perfino il linguaggio medico, la medicina sia al presente in uno stato puramente empirico, senza riferirsi ad alcun sistema, e consultando semplicemente l'osservazione e l'esperienza.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

32. Stück.

Den 24. Februar 1827.

L o n d o n.

Philosophical Transactions of the R. Society of London for the year 1824. 498 Quartf. 23 Kupfert. 1824.

Dieser Band enthält folgende Abhandlungen:
I. On the internal Structure of the human Brain, when examined in the Microscope as compared with that of Fishes, Insects and Worms von E. v. Home. Die Beobachtungen selbst hat man den schon so oft genannten Bemühungen des Hrn. Bauers, dessen microscopischer Apparat sich zu Untersuchungen dieser Art vorzüglich eigne, zu verdanken. Hr. H. begleitet sie mit den erforderlichen Bemerkungen. Auf den beygefügtten Kupfertafeln ist ein kleiner Theil der Substantia corticalis und medullaris des menschlichen Gehirns (mit dem das der vierfüßigen Thiere und Vögel im wesentlichen übereinkomme) wie sich solche bey Anwendung verschiedener Vergrößerungen darstellte, abgebildet, sodann zur Vergleichung das Gehirn einer Schleie (Tench) einer Gartenschnecke, und das eines
F [2]

Seiden- und Regenwurms, nebst dem damit in Verbindung stehenden Nervenbau beygefügt, worüber das Merkwürdige in der Abhandlung selbst nachzulesen ist. II. *Some observations on the Migration of Birds*, von Edw. Jenner. Der Verf. sucht zuerst die Meinung derjenigen zu widerlegen, welche jenem Wanderungssysteme noch entgegen sind, und Schwalben und mehr andere Vögel vielmehr in Sümpfen sich verbergen und in eine Art von Erstarrung oder Winterschlaf verfallen lassen wollen. Nachdem er sich für die Realität jener Wanderung erklärt hat, beschäftigt er sich mit der Ursache, wodurch solche Thiere bestimmt werden, zu gewissen Zeiten ihre Wohnplätze zu verlassen, und zeigt, daß nicht eine bevorstehende Veränderung der Temperatur ihres Wohnorts oder auch Mangel an gewöhnlicher Nahrung für sich selbst sie dazu nöthige, sondern vielmehr der in ihnen rege werdende Begattungstrieb, als Folge von gewissen periodical changes of the testes and ovaria, und der Instinkt, Wohnplätze aufzusuchen, wo sie für ihre Jungen die passendste Nahrung an Insecten u. dergl. vorfinden würden. Daß sie dergleichen Reisen oft auf viele hunderte von Meilen mit einer solchen Sicherheit, an Ort und Stelle anzulangen, unternehmen, sey das Resultat of an unknown principle. III. *On the nature of the Acid and Saline Matters usually existing in the Stomachs of Animals*, von Will. Prout. Versuche aus denen der Verf. ableitet, daß sich in dem Magen der Thiere während des Verdauungsprocesses nicht allein salzsaure Alcalien, sondern selbst freye oder auch mehr oder weniger gesättigte Salzsäure, besonders in dem Magen der Menschen, wenn sie an schlechter Verdauung leiden, vorfinden, und daher die Meinung derjenigen, welche irgend eine andere Säure in dem

Magen haben annehmen wollen, zu verwerfen sey. IV. On the north polar distances of the principal fixed Stars, von J. Brinkley. Ist ein Streit um einige Zehnthelchen von Sekunden, um welche die Tafeln für die Nordpoldistanzen der Fixsterne, so wie sie von Pond und dem Verf. bestimmt worden, noch von einander abweichen. Mehr weichen sie von Hrn. Bessels Bestimmungen ab, jedoch seyen die Unterschiede von der Beschaffenheit, daß sie auch wohl von einer Verschiedenheit der Refractionen, deren man sich bey der Berechnung bedient habe, herrühren könnten. „If in computing the Dublin observations we increase my Constant of Refraction by half a Second and in computing the Königsberg Observations we decrease Mr. Bessels Constant of Refraction by half a Second, the Catalogues will be found to agree sufficiently.“ Keineswegs will jedoch der Verf. dieß Auskunftsmittel für vollkommen entscheidend erklären: „and I do not venture to decide, which Catalogue will ultimately be found more correct, that of Dublin and consequently that of Greenwich, or that of Königsberg.“ Da indeß Hr. Pond die große Uebereinstimmung, zwischen seinen und den Dubliner Bestimmungen der Nordpoldistanzen, wegen der Verschiedenheit der beiderseits angewandten Refraction nicht zugeben will, und dem Fernrohr des Dubliner Kreises eine Biegung aufbürdet, so beschäftigt sich ein großer Theil dieser Abhandlung mit der Darstellung der Nichtigkeit jener Behauptungen, wobey denn der Verf. gelegentlich auch die von Pond behauptete southern motion mehrerer Fixsterne einer Critik unterwirft. V. On the figure requisite to maintain the equilibrium of a homogeneous fluid mass that revolves upon an axis, von

J. Ivory. Was eine solche flüssige Masse für ein nach den Polen zu abgeplattetes Sphäroid bilde, habe man bisher immer nur aus der Voraussetzung abgeleitet that the figure of the fluid mass is but little different from a sphere. Der Verf. fand es nützlich diesen Gegenstand in einer größern Allgemeinheit zu behandeln, und durch eine directe Analyse zu entwickeln, unter welchen Bedingungen überhaupt ein Gleichgewicht zwischen den gegenseitigen Anziehungen der Theilchen einer solchen Masse, und den durch die Rotation entstehenden Centrifugalkräften bestehen könne, worüber das weitere in der Abhandlung selbst nachgelesen werden muß. VI. On the corrosion of Copper Sheating by Sea-water, and on their application to Ships of War and other Ships, von H. Davy. Der Verf. hatte aus der von ihm aufgestellten electrochemischen Theorie abgeleitet, daß das Kupfer als ein schwach positiv electrisches Metall, mit Zink oder Eisen in Berührung gesetzt, gegen letztere Metalle in eine relative Negativität übergehen müsse, und dadurch der oxydierenden Einwirkung des Seewassers widerstehen würde. Die hier mitgetheilten Versuche bestätigten jene Folgerung. Das Kupfer nur mit etwas Zink oder Eisen in Berührung gebracht, erhielt sich im Seewasser vollkommen glänzend, während die Einwirkung dieses Wassers sich dagegen auf die andern Metalle warf. Der Verf. ist Willens, diese Versuche, welche für die Erhaltung des Kupferbeschlags der Schiffe wichtig zu seyn scheinen, fortzusetzen. (Dies ist auch bereits geschehen [M. s. die Annals of Philos. im Aprilheft 1825].) Es zeigte sich an großen Kupferblechen, oder auch an Böden welche mit einem Kupferbeschlage versehen waren, nach einigen Monaten nur eine geringe Corrosion, wenn derselbe nicht mit mehr als

etwa $\frac{1}{10}$ seiner Oberfläche Eisen oder Zink armirt war. Stand es mit mehr Eisen oder Zink in Berührung, so bildete sich an der Oberfläche desselben ein starker Absatz von kohlensaurer Kalk- und Talkerde, in welchen sich Pflanzen und Gewürme einnistelten). VII. A Finite and exact expression for the refraction of an Atmosphere nearly resembling that of the Earth, von Thomas Young. Es sey unlängst in dem Journal der Royal Institution gezeigt worden, daß wenn der Druck der Atmosphäre in jeder Höhe über der Erde (so wie nämlich derselbe durch Wärme, Feuchtigkeit u. dergl. modificiert wird) sich verhalten würde, entweder wie das Quadrat der Luftdichte daselbst, oder auch wie der Würfel von der Quadratwurzel dieser Dichte, der Differenzialausdruck für die astronomische Refraction sich völlig genau würde integrieren lassen. Die hier mitgetheilte Rechnung des Verf. zeigt, daß dies auch der Fall seyn würde, wenn $y = \frac{3}{2} z^{\frac{3}{2}} - \frac{1}{2} z^2$ wäre, wo y und z jenen Druck und Luftdichte bezeichnen, und daß dann die hieraus sich ergebende Formel für die astronomische Refraction selbst die Horizontalrefraction innerhalb einigen Secunden so genau gebe, als sie im Nautical Almanac und in Ivory's Tafeln angenommen sey. Der Verf. gesteht selbst: that there is no reason for proceeding to compute a new table by this formula, the method employed for the table in the nautical Almanac being rather more compendious in all common cases, und wir setzen hinzu, daß man sich wegen jener Uebereinstimmung in den Horizontalrefractionen auch wohl nicht bewegen finden wird, jener eben nicht sehr wahrscheinlichen Gleichung zwischen y und z großen Werth beizulegen. VIII. On certain mo-

tions produced in fluid Conductors, when transmitting the electric current, von S. F. W. Herschel. Schon Davy habe im Quecksilber, wenn es sich in dem Kreise einer durch Wasser sich entladenden mächtigen Voltaischen Säule befinde, besondere convulsivische Bewegungen wahrgenommen. Da aber Wasser ein sehr unvollkommener Leiter sey, und man daher zu jenen Erscheinungen eine starke Batterie anwenden müsse, wodurch jene Bewegungen zu heftig und unregelmäßig ausfielen, um die Ursachen und Gesetze derselben gehörig ausmitteln zu können, so sey es erforderlich statt des Wassers besser leitende Flüssigkeiten, z. B. Mischungen des Wassers mit Säuren u. dergl. anzuwenden, in welchem Falle dann nur eine schwache Batterie z. B. etwa aus zehn 14zölligen Plattenpaaren vollkommen hinreiche, jene Erscheinungen hervorzubringen, und zwar so, daß man nach Beschaffenheit der angewandten flüssigen Leiter die auf dem Quecksilber statt findenden Bewegungen weit regelmäßiger erhalten, und beobachten könne. Der Verf. theilt nun eine zahlreiche Menge von Versuchen über diesen Gegenstand mit, und begleitet sie mit Bemerkungen über die Einwirkungsweise des positiv- oder negativelectrischen Zustandes in welchem sich die in den Conflict der Säule gebrachten Substanzen befinden möchten, um jene Bewegungen hervorzubringen, die jedoch vielleicht auch abhängen könnten on a new power of the electric current of a nature, bearing some analogy to the magnetic action; or possibly resulting from it, worüber sich jedoch bis jetzt nichts näheres bestimmen lasse. In jedem Falle seyen diese Erscheinungen höchst merkwürdig and promise to afford abundant matter for future research. IX. Experiments and Observations on the developement of magnetical

properties in Steel and Iron by percussion, von Will. Scoresby. Eine Fortsetzung der Versuche in den Phil. Trans. 1822 (V. s. unsere gel. Anz. 1825. S. 1760). Durch einige Abänderung des von dem Verf. a. a. O. angegebenen Verfahrens, und insbesondere daß die zu magnetisierenden Stäbe zwischen zwey Massen von Eisen in verticaler Lage gehämmert wurden, ward der Verf. in den Stand gesetzt, denselben einen weit höhern Grad von Magnetismus zu ertheilen, worüber die in der Abhandlung mitgetheilten Versuche das weitere ausweisen. X. On Semidecussation of the optic Nerves von W. H. Wollaston. Eine Halbblindheit an beiden Augen, die den Verf. einige Male besiet, jedoch nur eine kurze Zeit hindurch dauerte, war mit Phänomenen begleitet, aus denen der Verf. ableitet, daß man den optischen Nerven betrachten müsse as consisting of two portions, one half from the right thalamus, and the other from the left thalamus nervorum opticorum, woraus denn folge, daß nur die Hälften von beiden optischen Nerven sich durchkreuzen können. XI. Some curious facts respecting the Walrus and Seal, discovered by the examination of specimens brought to England by the different ships lately returned from the polar Circle von G. Home. Beobachtungen über die merkwürdige Beschaffenheit der Füße des Wallrosses, wodurch dies Thier in den Stand gesetzt wird, seiner großen Last ungeachtet, an glatte und schroffe Eisfelsen hinaufzuklettern, sodann die Art wie in diesem Thier sich die Galle in das Duodenum ergießt, alles durch ausführliche Abbildungen erläutert. XII. Additional Experiments and Observations on the Application of electrical Combinations to the preservation of the Copper-Sheating of ships

and to other purposes, von H. Davy. Es sind dies die Versuche, deren wir bereits oben aus den Annals of Phil. Erwähnung gethan haben. XIII. On the apparent direction of Eyes in a Portrait von W. H. Wollaston. Perspektivische Bemerkungen über die Erscheinung, daß wenn die Augen eines Portraits von der rechten Hand der linken hingerichtet zu seyn scheinen, das umgekehrte unter gewissen Umständen statt findet, wenn um diese Augen der Umriß eines andern Kopfs gezeichnet wird. XIV. Farther particulars of a case of Pneumato-thorax, von J. Davy. Beschreibung des weitern Erfolgs der an dem Patienten vorgenommenen Operation (Phil. Tr. 1822), und der neuen welcher sich der Patient unterwarf, da auch Symptome eines Hydrothorax sich offenbarten. XV. On the action of finely divided Platinum on Gaseous mixtures and its application to their Analysis, von W. Henry. Zuerst die Resultate von Versuchen, wenn unter gewöhnlicher Temperatur Mischungen von Gasarten nach verschiedenen quantitativen Verhältnissen mit einem explosiven Gasgemisch aus 2 Volumtheilen Wasserstoffgas und 1 Volumtheil Sauerstoffgas der Einwirkung des fein zertheilten Platins ausgesetzt ward. Die angewandten Gasarten waren Delerzeugendes Gas, Kohlenwasserstoffgas, kohlenfaures Gas, Cyangas, die denn auch noch zu einem Gemisch von Wasser- und Sauerstoffgas nach andern Verhältnissen gebracht wurden. Es zeigte sich im Allgemeinen, daß in jenem Conflict mit Platin, der Wasserstoff sich am leichtesten mit dem Sauerstoff verband, hierauf die Kohlen Säure, dann der Del erzeugende Stoff und zuletzt der Kohlenwasserstoff. Hierauf ähnliche Versuche unter höheren Temperaturgraden, nebst Anwendung dieser Thatfachen auf die Analyse

von Mischungen combustibler Gasarten in unbekanntem Verhältnissen. XVI. A comparison of Barometrical Measurement with trigonometrical Determination of a Height of Spizbergen von Ed. Sabine. Beide Messungen, wovon das Detail der Standlinien und Winkel, und der angewandten Werkzeuge zur trigonometrischen Bestimmung der Höhe, so wie der zur barometrischen Messung gebrauchten Werkzeuge, hier keinen Auszug gestattet, gaben die Höhen so übereinstimmend, daß die trigonometrische Bestimmung nur um ein paar Fuße von der barometrischen (= 1640,5 Fuß) verschieden ausfiel. Zur Berechnung der letztern hat sich der Verf. der von Daniel angegebenen Formel im 13ten Volum des Journals der Royal institution bedient. XVII. Experimental Inquiries relative to the distribution and Changes of the magnetic Intensity in ships of War, von George Harvey. Um die Intensität des Erdmagnetismus und die Einwirkung der auf einem Schiffe vertheilten Eisenmassen, an verschiedenen Standpuncten innerhalb des Schiffes zu bestimmen und daraus das magnetische Centrum rücksichtlich der Gesamtwirkung jener Eisenmassen abzuleiten, hat sich der Verf. des bekannten Coulomb'schen Schwingungsapparats dazu bedient und theilt nun die auf 4 Schiffen angestellten Beobachtungen nebst deren Resultaten mit, aus denen sich zu ergeben scheint, daß die Veränderung und Verschiedenheit der magnetischen Intensität, und folglich auch die davon abhängenden Anomalien der Magnetnadel auf kleinern Kriegsschiffen im allgemeinen erheblicher, als auf größern Fahrzeugen dieser Art zu seyn pflegen. (Statt des vagen Coulomb'schen Apparats [eines magnetisirten an einem Seidenwurmfaden hängenden Eisenstäbchens] würden wir uns zu sol-

chen Versuchen lieber einer guten auf Achatunterlagen ruhenden Inclinationsnadel bedient haben, indem jener Faden zu sehr von den Feuchtigkeiten der Luft afficiert wird, um auf sichere Resultate rechnen zu können. XVIII. Experiments on the Elasticity and strength of hard and soft steel von Thom. Tredgold. Der Verf. findet, was auch bereits Coulomb und Young aus minder im großen angestellten Versuchen auf unterschiedene Art abgeleitet hatten, daß ein stählerner mit beiden Enden auf Unterlagen ruhender Stab, durch ein in der Mitte desselben herabhängendes Gewicht, gleiche Biegung erleidet, in welchem Grade auch derselbe gehärtet seyn mag. Der Verf. hat Versuche dieser Art mit Stäben von unterschiedener Länge angestellt. XIX. A short Account of some Observations made with Chronometers von Dr. E. S. Tark. Hr. T., unser ehemaliger gelehrter Mitbürger, hatte von dem Board of Longitude den Auftrag erhalten, die geographischen Längen mehrerer Stationspunkte der in England vom Kap. Kater vorgenommenen Triangulierung auch chronometrisch zu bestimmen, und theilt hier das Resultat der mit einer beträchtlichen Anzahl von Chronometern angestellten Beobachtungen mit, aus denen sich ergibt, daß die aus der Triangulierung abgeleiteten Längen immer um mehrere Zeitsecunden von den chronometrischen Bestimmungen abweichen, daß jedoch diese Unterschiede ihren Grund bloß in der von Kater bey der Berechnung jener Längen angewandten, und aus den Geodätischen Messungen selbst abgeleiteten localen Abplattung der Erdoberfläche zu haben schienen, da hingegen die chronometrische Bestimmung mehr der jetzt angenommenen Abplattung des Erdsphäroids im allgemeinen entspreche. XX. On the effects of the

density of air on the rates of Chronometers, von G. Harvey. Eine große Menge von Versuchen über die tägliche Veränderung des Ganges dieser Werkzeuge unter Recipienten mit verdünnter oder verdichteter Luft. Was sich vor-
 aussehn ließ, daß ihr Gang in verdünnter Luft voreilen, in verdichteter zurückbleiben werde, bestätigte sich bey jedem Experiment, aber die tägliche Veränderung fand sich bey jedem Werkzeuge von anderem Werthe. Bey einem derselben betrug die tägliche Voreilung im Gange art 20 Secunden, wenn die Luft unter dem Recipienten bis auf $\frac{1}{10}$ ihrer anfänglichen Dichte verdünnt war. Der Vf. hält dafür that a change takes place in the arc of Vibration of the balance, in consequence of the altered density of the air, and a consequent variation in the rate of the timekeeper, from the imperfect isochronism of the balance. Denn es gäbe wohl kein Chronometer in which the elastic force of the spring varied precisely with the arcs of vibration, wie auch aus Atwood's Versuchen (Phil. Tr. 1794) gefolgert werden könne.

XXII. An account of the Organs of Generation of the Mexican Proteus, called by the Natives Axololl, von G. v. Home. In einem See, drey Meilen von Mexico, und in einer Höhe von 8000 F. über der Meeresfläche, sey dieses Thier in so großer Menge anzutreffen, daß es zu einer gewissen Jahreszeit einen vorzüglichen Theil der Nahrung des Landvolkes ausmache, und auf dem Markte zu Mexico zu tausenden feil geboten werde. Auch ein anderer See, Tesenco genannt, in der Nachbarschaft von Mexico, fast noch höher liegend, als jener, liefere dergleichen in großer Menge. Der Verf. theilt hier die Beschreibung dieser Gattung des Proteus, und insbesondere der Zeugungsorgane des-

selben, nebst beygefügtten Abbildungen mit. XXIII. An account of experiments on the Velocity of sound made in Holland, von Dr. G. Moll Prof. der Physik zu Utrecht. Der Vf. gibt zuerst eine kurze Beschreibung der Uhren, deren er sich bey diesen Versuchen bedient hat, hierauf das Detail der Dreyecke aus denen die Entfernungen der Stationspuncte abgeleitet wurden. Um die etwanige Einwirkung einer nicht ganz ruhigen Luft, auf die Geschwindigkeit des Schalles zu berücksichtigen, ward zwischen je zwey Stationen sowohl vor- als rückwärts beobachtet, und aus beiden Resultaten das Mittel gezogen. Vergleichung der beobachteten Geschwindigkeiten mit denen welche sich durch Rechnung aus Newtons und la Places Formeln ergeben, mit Berücksichtigung des Barometerstandes, der Temperatur u. s. w. Das Resultat aus den Versuchen ist, daß der Schall in 1 Secagesimal-Secunde einen Raum von 332,05 Metern durchläuft, wenn der Barometerstand $0^m;76$ und die Temperatur 0° der Centesimal-scale ist. XXVI. A catalogue of nearly all the principal fixed stars between the Zenith of Cape Town, Cape of Good Hope, and the South-Pole reduced to the 1. January 1824, von Freaton & Falls. Der Vf. hatte im März 1822 einen Bericht an die Admiralität über die ihm aufgetragene Auswahl des zweckmäßigsten Plazes in der Nachbarschaft der Kapstadt zur Erbauung einer Sternwarte abgehen lassen, aber in Betracht dessen, daß die Resolution sobald nicht erfolgen würde, in dieser Zwischenzeit den dortigen Aufenthalt benutzte, mit den Werkzeugen, die er von England mitgenommen, einstweilen einen Katalog der erwähnten Fixsterne aus eigenen Beobachtungen zu verfertigen, theils, um solchen mit dem La Caille'schen zu vergleichen, in welchem

unter andern die scheinbare Größe der Fixsterne oft nicht richtig angegeben sey, theils um sich desselben zu einer Grundlage dereinst genauer anzustellender Beobachtungen bedienen zu können. Dem Catalog ist eine kurze Beschreibung der Werkzeuge (eines zwar kleinen aber vortreflich gearbeiteten Transit-Instrumentes von Dollond [Brennweite des Objectivglases $19\frac{1}{2}$ Zoll] eines Höhen- und Azimuthalkreises von Ramsden 30 Zoll im Durchmesser u. s. w.) vorausgeschickt, auch eine Formel, nach welcher die Beobachtungen auf den Anfang des Jahres 1824 reducirt worden sind. XXV. Remarks on the Parallax of α Lyrae, von J. Brinkley. Abermals um die Existenz einer solchen Parallaxe gegen Hrn. Pond's Erinnerungen zu rechtfertigen.

W i e n.

In der Beck'schen Buchhandlung: Lehrbuch der Chemie von Benjamin Scholz, Dr. Med. und Prof. der techn. Chemie am k. k. polytechnischen Institut. I. Bd. 1824. XV u. 763 S. u. 1 Kpftfl. II. Bd. 1. Abthl. 318 S. 2. Abthl. von S. 319 — 913. u. 1 Kpftfl. 1825.

Unter den verschiedenen Lehrbüchern der Chemie, welche in neueren Zeiten erschienen sind, zeichnet sich das gegenwärtige vortheilhaft aus durch eine große Klarheit des Vortrags, durch eine eigenthümliche Behandlung der Gegenstände und hauptsächlich durch vielseitige Berücksichtigung des praktischen Theils der Chemie. In letzterer Beziehung füllt es eigentlich zuerst eine sehr bedeutende Lücke der Litteratur aus. Je kräftiger die theoretische Chemie in ihren wachsenden Fortschritten auf die Technik einwirkt, je offener ihr Einfluß in der Verbesserung beynahe aller Gewerbe sich täglich kund gibt, um so unerlässlicher wird für den angehenden theoretischen Che-

miker die Kenntniß des Manuellen der vornehmsten Gewerbe, und für den practischen die Einsicht nicht nur in die Principien der Wissenschaft, sondern auch in die einzelnen Gründe des von ihm empirisch geübten Verfahrens. Man sieht es dem vorliegenden Lehrbuche an, daß die Erreichung des eben genannten Zwecks sein Hauptziel ist, und man muß ihm zugestehen, daß es seine Aufgabe glücklich löst. Im ersten Bande werden die Eigenschaften der Imponderabilien, die allgemeinen Gesetze chemischer Verbindungen und die einfachen Stoffe nebst ihren binären Combinationen (als Dryde, Chloryde, Sulfuryde *z.*) abgehandelt. (Bey dem Kohlenstoff zugleich die organischen Säuren). Die erste Abhandlung des zweyten Bandes enthält die Betrachtung der Salze; die zweyte Abth. die der organischen Verbindungen, welche nach den entfernten oder nähern Bestandtheilen des Pflanzen- und Thierreichs auf einander folgen. Wie bemerkt, werden hier die Proceße der Erzgewinnung und Metallbearbeitung, die Alaun-, Salpeter-, Pulver-Fabrication, die Seifen- und Wachsbereitung, die Vorgänge bey dem Destillieren, Gähren, Färben, Gerben, und alle ähnlichen der practischen Chemie anheimfallenden Verrichtungen in belehrender Ausführlichkeit entwickelt, nebst beygefügten kurzen, doch zweckmäßigen litterarischen Nachweisungen. Daß von der andern Seite wieder sehr viele wissenschaftliche Notizen fehlen, darüber möchte man, bey dem deutlich hervortretenden Hauptzweck des Buchs mit dem Vf. kaum rechten; aber als ein Mangel desselben läßt sich betrachten, daß sich darin auch nicht eine kurze Anleitung zur chemischen Analyse findet, und daß in der ganzen Lehre von den Salzen die Form derselben so wenig berücksichtigt ist.

L i l l e.

Chez Leleux: Insectes diptères du nord de la France. Tipulaires. Par J. Macquart, de la Société des Sc., de l'Agricult. et des Arts de Lille. 1826. IV u. 175 S. u. 4 Kpff. 8.

Es ist recht erfreulich, wenn sich, vorzüglich junge Leute, die Lust und Trieb zur Naturwissenschaft, und namentlich zur Zoologie in sich fühlen, jedoch das, was weit von ihnen entfernt sich befindet, obgleich sehr interessant, nicht zu untersuchen Gelegenheit haben, ihre nächsten Umgebungen genauer durchforschen, und zwar gerade in einer Hinsicht, in welcher dieses gehörig zu geschehen bisher unterblieben war. In einer solchen Lage befand sich der Vf. und wählte wohl mit deshalb zu seinem Studium die Entomologie, und zwar hauptsächlich die Ordnung der Dipteren. Eben hier war für ihn noch etwas zu entdecken übrig, weil man diese in Frankreich noch mit keinem Fleiße bearbeitet hatte. — Die Tipulariae (Familie: Nemocera [Zünfte: Culicidae u. Tipulariae] Latr., Tipulariae Meig.) sind der Gegenstand dieser Schrift, und nachdem der Vf. einige, obgleich oberflächliche allgemeine Bemerkungen über die Eintheilung, die Lebensart, vom Ey bis zum vollkommen ausgebildeten Insect, vorausgeschickt, dann, wie sich natürlich nur erwarten ließ, das Werk von Meigen über die Dipteren als Muster gepriesen und gelobt hat, geht er mittelst einer synoptischen Tabelle der Gattungen zu diesen über. Als Gattungen finden wir aufgezählt: Scathopse, Bibio, Dilophus, Simulia, Rhyphus, Sciara, Mycetophila, Sciophila, Platyura, Mycetobia, Macrocera, Bolitophila, Dixia, Trichocera, Ptychoptera, Tipula, Nephrotoma, Ctenophora, Rhipidia, Limnobia, Erioptera, Psychoda, Cecidomyia, Lestremia (Macq.), Ceratopogon, Tanypus, Chironomus, Corethra, Culex, Anopheles, Nematocera, Lasioptera, Campylomy-

za. — Von diesen Gattungen ist eine neu, und zwar vom Vf., nämlich *Lestremia*. Sie steht *Cecidomyia* nahe, unterscheidet sich davon aber wesentlich: bey *Cecidomyia* sind die Antennen so lang wie der Körper, bestehen aus 24 kugeligten Gliedern bey dem Männchen, aus 12 bey dem Weibchen; bey *Lestremia* hingegen sind die Antennen etwas kürzer als der Körper, bestehen aus 15 Gliedern bey dem Männchen. Bey *Cecid.* ist das erste Tarsenglied sehr kurz, die übrigen lang; bey *Lestr.* ist das erste Tarsenglied lang. Auch sind die Flügeladern *ic.* bey beiden Gattungen verschieden. Diese neue Gattung enthält nur eine Art, *L. cinerea*, eine Linie groß, im May auf den Wiesen sich aufhaltend. — *Ptychoptera albimana*, Meig. ist ein selten vorkommendes Insect, so daß unser vortreffliche Meigen nur das Weibchen kannte, deshalb freuen wir uns darüber, daß der Verf. zwey Männchen besitzen will. Da aber das eine von diesen mit ästigen, das andere mit einfachen (schlichten) Antennen versehen ist, so zweifeln wir, ob letzteres wirklich hierher gehört; vielleicht bildet es eine andere Art. — Viele neue Arten der oben genannten Gattungen sind vom Vf. Obgleich wir hier und da nicht ganz mit ihm übereinstimmen möchten, so können wir dem Buche doch kein besseres Lob beylegen, als daß wir den Verf. zur Fortsetzung seiner Arbeit, wodurch, weil sie viele neue Beobachtungen enthält, die Wissenschaft wirklich gefördert wird, aufmuntern. Indesß müssen wir dann auch zugleich erinnern, daß mehr Sorgfalt auf die Form des Buches verwendet werde, die Jahrzahl z. B. auch auf dem Titel des Buchs und nicht bloß auf dem Umschlag, der unwesentlich, stehe; daß, wenn wieder Supplemente angehängt werden, dabey zugleich notiert sey, wohin dieselben gehören *ic.* — Auf den Tafeln sind die Flügel der meisten Gattungen dargestellt.

B.....d.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

33. Stück.

Den 26. Februar 1827.

L e i p z i g.

Bey F. A. Brockhaus 1827: Hermes oder kritisches Jahrbuch der Litteratur. Eben ist des acht und zwanzigsten Bandes erstes Heft ausgegeben worden. Wir lassen dessen sonstigen Inhalt dahin gestellt und haben es bloß zu schaffen mit einem S. 140 — 149 eingerückten blendenden Aufsätze über die Freckenhorster Heberolle. Unmöglich war es uns, in dem ungenannten Verf. einen bewährten Kenner deutscher Diplomatie nicht zu rathen. Gerade deshalb und da der Aufsatz stracks gegen die im Jahrg. 1824. St. 3. 4 und 184 unserer gel. Anz. gelieferte Beurtheilung dieses wichtigen Sprachdenkmals gerichtet zu seyn scheint, wenn auch der Name des hinreichend in die Sache verwickelten Recensenten nicht einmal genannt worden ist, nehmen wir den geworfenen Handschuh auf und vergelten dem Gegner die bewiesene freundschaftliche Schonung durch Bewahrung seines Incognito. Ohnehin pflichten wir dem oben S. 45 ausgesprochenen

G [2]

Lobe anonymen Recensionen bey. Die Neugierde der Leser muß es spannen, daß ein altdeutsches Sprachstück, welches wir aus nicht untriftigen Gründen anfangs in die Zeit Heinrich des ersten (a. a. D. S. 29) hernach in die Heinrich des zweyten (S. 1838) setzen zu müssen glaubten, plötzlich bis auf Heinrich den siebenten heruntergerückt wird. Heinrich von Lurenburg, 1312 vom Pabst gekrönt, starb 1313; statt der schwankenden Bestimmung des zehnten, eilften Jahrhunderts wäre die ganz feste Zeit von zwey Jahren (1312 oder 1313) ausgemittelt, in welchen die Rolle abgefaßt seyn müßte. Aus dem eilften in das vierzehnte! ein tödtlicher Sprung für den Archivar wie für den Grammatiker. Wir geben unser Spiel nicht verloren und wollen das höhere Alter dreist verfechten.

I. Grammatische Prüfung. Schimpf und Schande wäre das doch für die deutsche Sprachkunde, daß sie einem 37 Seiten starken Denkmahl nicht ansehen sollte, ob es im Jahr 1312 oder 1012 abgefaßt worden ist. Was Notker, was Willeram geschrieben haben unterscheidet sich auf den ersten Blick von der Sprache eines Frauenlobs oder jedes andern aus der Schaar der letzten Minnesänger. Dabey kann gar kein Trug walten. Warum sollte es mit der niederdeutschen Mundart viel anders beschaffen seyn, als mit der hochdeutschen? Lese man die Freckenhorster Rolle und unmittelbar darauf etwa die Braunschweiger Heimchronik oder Urkunden aus dem Beginn des vierzehnten Jahrh., z. B. (um ihrer aus derselben Gegend Westphalens anzuführen) in Nieferts zweyter Abtheilung S. 26 №. XI. S. 190 №. LXVI. S. 270 №. XCI. von den Jahren 1326. 1314. 1313; in allen Wörtern und Formen welch ein empfindlicher Abstand. Dort noch be-

ffändig die alte organische Aspirata th (tharp, athel, narth), hier ein mit der eigentlichen Media längst zusammengefallenes d; dort noch das alt-sächsische hs (vohshem 11, 3. 14, 4; sahsger 23, 4; sahsa 17, 17; sahsiko 12, 8) welches bald in ss unterging; dort noch alte anlautende hl, hr, hu, nicht bloß in Eigennamen, sondern in ja huethar (quilibet) huete (triticum). Die Freckenhorster Urkunde hat die Pluralformen kiesos, ruslôs, die Dative gëra (anno) dika (aggere) huvila (colli), die Genitive hanigas (mellis) smeras (adipis) und dergleichen, was sich nimmermehr findet in Urkunden des 13. 14. Jahrhunderts, wohl aber findet in Eigennamen, die uns Diplome aus der Zeit der Carolinger oder der ersten sächsischen Kaiser zuweilen aufbewahren, z. B. in der bekannten Urkunde von 804 (oder wenigstens 965) über den Dönabrücker Bannforst: bergas-hâvid oder in einer bey Kindlinger (Münst. Beytr. II. N. 5.) von 889: godas-man, kikolfas-hëm. Sämmtliche Ortsnamen der Rolle tragen alterthümliches Gewand und erscheinen in Diplomen des 14. 13. Jahrh. nicht allein, sondern auch des zwölften (wohlzumerken) schon beträchtlich abgeschliffen: dagmathon lautet 1287 dakmaden; bikieseton 1230 bekeseten; bikietharpa 1267 bekedorpe; birison 1224 bersen; belon 1253 u. schon 1189 belen; asscon 1312 wie 1231 aschen; aningera-lô 1285 enniger-lo; huvil (collis) in vielen Zusammensetzungen später hovel oder gar hövel; Belege und noch die Menge solcher Beispiele bietet das Ledebursche Ortsverzeichnis*) dar.

*) An dieser schätzbaren Arbeit ist allerdings zu tabeln, daß die Citate mangeln; auch hätte ausdrücklich gesagt und bey Vergleichung späterer und heutiger Orts-

Urkunden des eilften und zehnten, ja lateinisch abgefaßte andere Heberollen dieser früheren Zeit, gleichfalls aus Westphalen, nähern sich hingegen in den Formen der Orts und Eigennamen beynahe und völlig denen des Freckenhorster Denkmals. Kurz die ganze grammatische Beschaffenheit desselben ist von der Art, daß sie auf das zehnte oder eilfte Jahrh. unbedenklich paßt, auf die folgenden gar nicht mehr.

Es könnte vielleicht scheinen, daß es einen Weg gäbe, neben so vollen Sprachformen eine viel spätere Abfassung zu rechtfertigen; den in der Vorrede zu Dorow S. XXVI berührten. Allein für den Freckenhorster Landstrich in Westphalen (zwischen Münster, Mark und Lippe) läßt sich keine friesische oder isländische Abgeschlossenheit, folglich keine längere Fortdauer der alten Sprache mitten unter modern redenden Nachbarn behaupten. Auch zeigt sich in den deutschen Urkunden der Gegend selbst und der Umgegend seit dem 14. Jahrh. so wie in den lateinischen der vorausgehenden, daß die Abschleifung der westphälischen Mundart in gewöhnlichem Gang, wie wir ihn in dem übrigen Sachsen, in Thüringen u. s. w. beobachten, erfolgte.

Nun wollen wir hören, welcher ganz andere Weg von unserm Gegner eingeschlagen wird, der sich die Alterthümlichkeit der Sprache nicht wohl verbergen kann. „Sie hat, sagt er S. 145, allerdings sehr alte Biegungen, besonders in den Declinationen; aber auch wieder solche Wortgebilde, welche die Sprachabnutzung einer viel späteren Zeit verrathen; sie ist ein Gemisch von alter Schriftsprache neben einem platten Volksdia-

namen geföhrt werden sollen, daß die nach der Rolle aufgestellten Namen keine Nominative sind, sondern Dative.

lect, wo man nicht begreift, wie beide aus einem Guß hätten fließen können.“ Antwort: zu Verbis gibt der Gegenstand des Registers fast keinen Anlaß, was von Verbis vorkommt ist nicht minder alt, als die Nominalflexion. Welche Formen sehen nach späterer Zeit aus? sie hätten angeführt werden sollen. Wir gestehen keine zu finden. Der Schreiber ist freylich kein sorgfältiger, wie solche, die es mit Gedichten oder eigentlichen Sprachwerken zu thun haben, zuweilen zu seyn pflegen. Doch für den Zweck seiner Niederschrift ist er sorgfältig genug und nicht nachlässiger, als es jene oft sind. Er schwankt hin und wieder (z. B. neben den angeführten hs schreibt er beständig ses statt sehs); im Ganzen aber gibt er die Sprache seiner Zeit treu und ordentlich, die Ausnahmen sind gar nicht störend, geschweige unbegreiflich. Was dem platten Volksdialekt gehören soll, wünschte Rec. näher bezeichnet und leugnets im Voraus ab. Senes Gemisch, das nicht da ist, zu deuten, unternimmt dann folgende, wie uns scheint sehr übele Vermuthung: ein fleißiger Mönch habe zum Besten der Nonnen das lateinische Original nach dem Muster Otfrieds, Notkers, hauptsächlich der niederdeutschen Evangelienharmonie verdeutschet. Alles steht zu wettehen, daß der Schreiber, wer er gewesen seyn möge, von Otfried oder Notker nicht das geringste gewußt hat und schwerlich sind Handschriften ihrer Werke damals nach Westphalen gerathen. An die Evangelienharmonie, die ihm eher vorgekommen seyn könnte, die er aber im 14. Jahrh. nicht einmal verstanden haben würde, hat bey dem Niederschreiben der Rolle seine Seele nicht gedacht. Es ist nicht die Spur einer Nachbildung zu finden, die meisten schweren Ausdrücke, die ihm etwa nicht zur Hand gewe-

sen seyn sollten, hätten nicht einmal darin ge-
standen. Und wie wäre in einem geistlichen Ge-
dicht zu finden gewesen, daß Bersen vor Jahr-
hundertern Birison geheissen? oder wie einer der
übrigen alten Namen? Die Vocalverhältnisse
und anderes beider Mundarten, der Ev. Harm.
und der Heberolle, weichen sogar von einander ab.
Ueberhaupt darf man dergleichen etwas leichtfer-
tige Hypothesen dulden? Gibt es denn irgend
ein Beyspiel, daß jemand im 14., 13. Jahrh.
die Sprache des 10. oder 11. nachgeahmt
hätte, sey es zum Zeitvertreib oder in anderer
Absicht? Einmal würde solch eine Künsteley, bey
den damaligen Hilfsmitteln, so viel Blößen ge-
ben, daß sie sich unsern Augen flugs als ein Un-
tergeschobenes darstellen müßte. Sodann hätte
den des Lateins unerfahrenen Klosterfrauen des
14. Jahrh. allenfalls eine Uebertragung in den
Dialect ihrer Zeit, keineswegs aber in den ver-
alteten der Vorzeit nützen können. Selbst die
zwar mögliche, aber nicht nothwendige Grund-
lage eines lateinischen Urtextes beweisen ein paar
eingestreute lateinische Wörter für kirchliche Be-
griffe in keiner Art, vielmehr bezeugen sie gerade
die Unabsichtlichkeit der Fassung. Aveninas (ave-
nacei) ist kein Latein, sondern deutscher Genitiv
der deutschen adjectivischen Wortbildung — in,
von avena, das aus dem Lateinischen oder Ro-
manischen aufgenommen war und neben havorō
galt, wie noch jetzt in Brabant neben haver
evens, avene (franz. avoine); vgl. S. 32. des
Jahrg. 1824 unſ. Anz.

S. 141. 142 werden einige Auslegungen dü-
nkeler Wörter versucht. Das viel besprochene to
tegothon soll heißen, nicht zu Zehnten, sondern
dem Dechant (decano). Allein tegotho bedeu-
tet decimus, (nicht decanus) entsprechend dem

Althochd. zehanto. Decanus wird im Althochd. zehaning oder zehaningari K. 36^b 55^b 59^a übersetzt, im Angelsf. teodhing-ealdor, theodhingman und wiederum von tegodha, teodha (decimus) unterschieden. Nach dieser Analogie würde decanus in der Heberolle lauten müssen teining, teiningeri oder tegothing. Auch wäre der vorstehende Artikel unentbehrlich: tō themo tegothon, tō thēn tegothon, wenn es decano, decanis heißen sollte und könnte. Ferner läßt sich in der Nottelschen Urkunde aus der silva tegathon sacra eher ein Zehntenwald machen, als ein Dechantenwald. Wie aber hier das sonderbare tegothon (decimis) passe, hat Rec. anderswo gesucht zu rechtfertigen. — Neppinon schon darum nicht Nisteln, Novigen, weil in den deutschen Wörtern nevo oder nefo, niftila (nepos, neptis) kein p statt finden darf, geschweige pp. Wahrscheinlich ist darunter keine Person, eher eine Sache, ein Fest zu verstehen. — van jed wethero stida ses scudlakan, „von jeder Stige (Maß von 20) sechs Schuldslafen.“ Das ist ein Mißgriff und noch dazu durch Druckfehler entstellt. Der Text 27, 4 van ia uuethero (l. jahuethero) stida Jecmare (l. Lecmare) ende van Faretharpa ses scudlakan. Stida (für stido? oder ältere Form, wie in der Composition aningera f. aningero?) ist der von jahuethar regierte Gen. Pl. und bedeutet locorum (Alth. steto) vergl. 26, 19 Alfstide (Dat Sg.) Alfstätt. Von jedem der Orte Lekmar und Farendorf sind sechs Schuldslafen zu entrichten; vergl. schuldswin Möser III, 138. 266. — mezaskap (so, und nicht mezaskop) halten wir nicht für das romanische mezagium (mesaticum, mensaticum); sondern für deutsche Zusammensetzung, deren zweyter

Theil entweder skap oder káp ist. — punt S. 30. 31 (nicht S. 20) scheint weder Pfund noch Bund, jenes müßte pund, dieses bund geschrieben seyn; es bleibt nichts übrig als das latein. punctum, franz. point, vielleicht Benennung eines alten Kornmaasses, wie wir durch Stück ein Maass bezeichnen. Doch steht S. 17 in der Randzeile wirklich bey der Gerste, wie hier beynt Roggen, pund geschrieben. — S. 33. pro necessario „Retiraden der Frauen,“ es heißt aber nicht pro, sondern fa n themo necessario. S. 34. the retton pravendi, retton scheint uns geschrieben für rehton (legitimam). to themo meltheta „etwa Malzhaus, Malzhütte.“ Aber Malz heißt malt nicht melt und der Text 34, 2. hat nicht meltheta, sondern meltetha, wie auch das Facsimile 42 außer Zweifel setzt. Mithin wäre zu trennen meltetha und der erste Theil mel (Mehl). Was aber teth bedeutet ist leichter zu rathen als zu beweisen. — S. 33 te juctamon „Suchtenleder.“ Raum, was sollte damit der widere (lignarius)? — asna S. 34 haben wir a. a. D. S. 32 durch officium erläutert und dem Gothischen verglichen, ohne ans mittellat. asnagium (servitium exhibendum cum asino) zu denken. Dem Gothen sind asneis und asilus sehr verschieden. Für altdeutsche Urkunden den Du Gange nachzuschlagen können wir nur mit Sparsamkeit empfehlen. — Die Heberolle enthält der schwierigen Wörter noch manche andere. Bey der vorliegenden Untersuchung ist dies nur insofern wichtig, als Zahl und Undurchbringlichkeit solcher Ausdrücke nicht eben der späteren, sondern der früheren Abfassung Zeugniß zu geben scheint.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g i f c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

34. 35. Stück.

Den 1. März 1827.

L e i p z i g.

Bey F. A. Brockhaus 1827: Hermes, oder kritisches Jahrbuch der Litteratur. 28. Bds. 1. Hft. Die Freckenhorster Heberolle. Beschluß.

II. Diplomatische Prüfung. Gestehen wirs nur, auf dem Felde der Grammatik ist von unserm Widersacher keine bedeutende Heereskraft entfaltet worden. Auf dem Boden der Diplomatie sind seine Waffen und die damit geführten Streiche desto schimmernder. Zwar hat uns auch

1. die flüchtige paläographische Untersuchung nicht befriedigt. Er eilt gleichsam darüber weg hin, um hernach desto unfehlbarer Schlag auf Schlag austheilen zu können. „Schrift, wie in der Freckenhorster Rolle, heißt es, dergleichen haben wir noch häufig genug bey den Urkunden des „12. und 13. Jahrh. angetroffen und selbst noch später.“ Also, man hätte in dieser ganzen Zeit so ziemlich übereins geschrieben, ein Pergament aus dem Anfang des 14ten könnte un-

§ [2]

gefähr einem aus dem Schlusse des 11ten gleichen? Das sey ferne. Wenn auch die Beschränkung der bekanntgemachten Schriftprobe nicht vollständig über die Züge der Handschrift urtheilen läßt, so getraut sich doch Rec. zu behaupten, daß sie auf keinen Fall in das dreyzehnte und wenigstens in das zwölfte, wo nicht in das eilfte zu setzen ist. Mögen andere behutsam nachprüfen. Um ein geringes schärfer ist die Minuskel, als sie sonst für das eilfte zugestanden wird. Außer den für Münzen und Maaße gebrauchten Abkürzungen, oder für lateinische Wörter, fast gar keine; über den Vocalen ziemlich häufig Accente (vergl. Niefert's Abdruck); über einfachen i noch kein Strich, wohl über doppeitem (koggi, Schriftprobe Zeile 4), nach Schönmann 1, 547 hat dies ii schon im 11ten begonnen und wird im 12ten üblicher. Die s sind auch im Auslaut lange, nie die kleinen (aus der reinen Majuskel gebildeten) obgleich dies Kennzeichen trügen kann. Die Züge der Majuskel widersprechen dem 11ten nicht, aber größtentheils dem 13ten. Gesezt aber, man wollte und müßte die erste Hälfte des 12ten zugeben, so hindert das nicht für die erste Niederschreibung bey dem 11ten Jahrh. zu beharren und anzunehmen, daß vielleicht funfzig Jahre später, eine Abschrift nöthig befunden wurde und dieses zweyte Exemplar vorliegt. Ja das wird fogleich völlig wahrscheinlich werden. Der Gegner übersieht den wichtigen Umstand, ungeachtet Maßmann aufmerksam gemacht hat, daß Kindinger in Fischers typogr. Seltenh. fünfter Bief. Münch. 1804. S. 156 — 166. die Heberolle aus einer andern Pergamenthandschrift auszugsweise mittheilte. Eine beigefügte Kupfertafel liefert den Anfang und es braucht nur ei-

nes oberflächlichen Blicks um zu erkennen, wie sehr beyde Exemplare von einander abweichen. Wir halten die Probe bey Dorow für jüngere Schrift, als die bey Fischer. Letztere wird wohl jeder Kenner dem eilften Jahrh. zusprechen. Die Minuskel ist ründlich gerader, die beiden i in kogii haben noch keine Striche. Die Lesarten sind oft correcter, z. B. es steht vier, nicht veir; sehs nicht ses. S. 165 heißt es richtig: van rugikampon éna kò, wo bey Dorow S. 16, 14 enan uaccā (l. ena vaccam). Der Fischersche Abdruck ist durch Druckfehler entstellt und wie gesagt bloßer Auszug. Es bleibt, zumal für Erklärung der dunkeln Wörter, die Wiederauffindung und sorgfältige Bekanntmachung dieses Originals höchlich zu wünschen.

Bis hierher steht für unsere Meinung alles vortreflich. Es sind zwey Exemplare nachgewiesen, eines des eilften, das andere vielleicht des zwölften Jahrh. aber nicht jünger. Sprache und Grammatik sind im Einklang. Wohin will der Gegner mit seiner Paradoxie von 1312? Er sagt S. 144

2. Vor 1240 gibt es keine deutsch abgefaßten Urkunden im engern Sinn und sie sind in der zweyten Hälfte des dreyzehnten Jahrh. überall selten. Das ist (mit Ausnahme der bekannten gothischen Urkunden, die hier nicht in Erwägung kommen) wahr. Aber die Freckenhorster Rolle soll auch keine solche Urkunde in engern Sinne seyn, sie ist nicht nach feststehenden Gerichts- oder Rechtsformen ausgefertigt. Sie ist ein Verzeichniß der Stiftsgefälle, dessen das Gedächtniß der Erheber und Verwalter bedurfte, aber ohne Zuthun der Zinspflichtigen einseitig gefaßt und insofern gar kein verbindendes

Instrument für diese, wenn auch nicht ohne Beweisskraft.

3. Die Landwirtschaft erscheine für Westphalen in der Rolle zu weit vorgerückt und ausgebildet, wenn man eine frühe Zeit der Abfassung annehme. Dieser Einwurf ist nicht speciell genug geführt und scheint uns ziemlich widerlegbar. Wir überlassen es aber den Westphalen, welche schon die übrigen Cölnner, Münsterer und Corveyer Heberollen in Anschlag bringen werden.

4. Die Rechnung nach Schillingen und Pfennigen sey insbesondere sehr auffallend. Wirkliche Pfennige, nämlich Hohlpfennige, gebe es vor dem 12ten oder eigentlich 13ten Jahrh. in specie und in Rechnungen nirgends. In der Rolle sey folglich Schilling und Pfennig entweder aus dem Lat. solidus und denarius übersetzt, oder sie müsse in die Zeit herunter gerückt werden, wo Pfennige wirklich bestanden haben. Streng genommen brauchte hiernach bloß aus dem zehnten und elften gewichen zu werden; aber wir gestehen, den rechten Sinn dieses Zweifels überhaupt nicht zu fassen. Die Worte Schilling und Pfennig sind uralt in unserer Sprache und in allen ihren Mundarten. Die beygebrachten althochd. Stellen über pfenninc hätten schon aus Gramm. 1, 390 vermehrt werden können. In der gl. ker. 98 findet sich: *dinarius scaz. pondus est XXIII. edho phendico dri indi zuueinzuc*, welches in gl. paris. (Diut. 1, 203) lautet: *denarius pondus est XXIII. scaz edo pfantinc ist dri anti zuuainzuc*. Diese etwas verwirrte Glosse aufzulösen behalten wir uns auf andere Gelegenheit vor. In der goth. Bibelübersetzung hat sich bisher nur *skatts* für *numus*, *denarius*, *obolus* gefunden, doch die Quittungen haben *skilliggs* für *solidus*. *Scaz*

für die kleinste Münze, *as*, *obolus*, *quadrans* findet sich auch im *Ahd.* *gl. jun.* 215 (wo *quaz* fehlerhaft) und 241. *T.* 27, 3. 44, 21. *O. III.* 14, 196. Die *angels.* Ausdrücke *scilling*, *penning* (*penig*) *sceat* sind unbedenklich. Selbst bey *Cäd.* 47, 2. die *Rebensart* *ne sceat ne scilling* (weder kleine noch große Münze). Der Werth dieser Münzen, seyen sie wirkliche oder ideelle, schwankte nach Zeit und Ort. Es ist für uns ganz müßig hier zu untersuchen, ob sie beständig, wann und wo, ideelle oder wirkliche waren. *Gez. rechnet* wurde danach seit dem sechsten, siebenten Jahrh. bis ins zwölfte wohl überall und die *Gesetze* berechnen die *Composition*, wenn sie *lateinisch* abgefaßt sind, nach *sol.* und *den.*, wenn sie *deutsch* abgefaßt sind nach *skill.* und *pen.* Der *deutsche* Ausdruck ist so passend, *originell* und genau wie der *lateinische*. Die *lex Saxonum* rechnet *solidos* und *denarios* und nimmt einen *solidus duplex* (von *zweyn* und *drey* *Tremissen*) an; *tit.* 2, 3. 4, 8. 19. Die *angels.* *Gesetze* sprechen von *scilling*, *penig* und *sceat*, wo man sie aufschlägt. Das *fries.* *Utegabuch* gewährt *S.* 12. 13. 177. 180. *scilling* (*Wiarða* hat das zur *Abkürzung* gestrichene *ll* fehlerhaft *tt* drucken lassen) und *panning*; die *literae Brokm.* *S.* 154. 158. *skillingar*, *penningar*. Wie kann es jemand auffallen, daß in *Westphalen* während dem 10. 11. Jahrh. der *Anschlag* der *Gefälle* nach *Schill.* und *Pf.* geschieht? Wäre der *Urtext* der *Heberolle* *lateinisch* gefaßt und darin von *sol.* und *den.* die Rede gewesen und wäre eine *Stunde* nach dem *Niederschreiben* die *Verdeutschung* beliebt worden, so hätte der *Uebersetzer* nicht umhin gekonnt, unsere Ausdrücke *scilling* und *penning* zu brauchen, wie die *Rolle* wirklich thut. In *sämmtlichen* *lateinischen* *Heberollen* und *viez-*

len andern lat. Diplomen sind die Auffäge nach Soliden und Denarien, was dasselbe ist. Im 12. u. 13. Jahrh. hätte beydes noch immer eben so lauten müssen. Ob man damals oder wann zuerst Soliden und Denarien geprägt hat, ob davon Exemplare in den Münzsammlungen erhalten sind, das geht unsere Untersuchung nichts an. Waren sie bloß ideell, so wird man jederzeit gut gewußt haben, wie die Bestimmungen der Urkunde für die practische Anwendung reducirt werden mußten. Der Benennung Schilling und Pfening, ja fast aller anderer Münzen, unbeschadet ihrer wirklichen Geltung, bedienen wir uns noch heute ideell, allgemein und unbestimmt; ebenso thun es die Dichter des zwölften und dreyzehnten Jahrh.

Maria 161 sich löste manneklîche
mit gewaege drter pfenninge.

Frtged 23^c swâ minne veil waere
dâ naeme man eins alten schillinc
für eines jungen pfenninc.

5. Ein ferneres Bedenken wird aus den Kirchengeseften geschöpft, deren die Rolle gedenkt. Wir meinen, sie erweitere ganz willkommen unsere auch nach Mart. Gerberts und anderer Werken noch mitunter mangelhafte Kenntniß von diesem Gegenstand. Für die Erklärung der S. 31. 32. 33 genannten Feyertage bleibt allerhand zu thun, was sich Rec. diesen Augenblick nicht aufbürden mag. Unikon (invention) ist mißverstanden, ein solches deutsches Wort ein Unding. Die Rolle liest uuikon, Dat. von uuika (hebdomas, Woche). 32, 9. te thero crucewikon, zur Kreuzwoche (der Himmelfahrtswoche) ist eine gewiß alte Feyer. Daß die in coena domini (vergleiche Du Cange ed. 1733. II. 723.)

oder inventione crucis zu leistende Præstatio dem eilften Jahrh. widerspreite, bezweifeln wir; es braucht dadurch nicht ein wirkliches Fest, vielmehr bloß der Tag, auf den die Abgabe fiel, bezeichnet zu seyn. Was für das Söller Erbstift galt, ist auch noch nicht Regel für das Münsterer. Der Bischof Erpbo von Münster erwähnt indessen in der angeführten Urk. von 1090, die sich unmittelbar auf Freckenhorst bezieht, S. 57 ausdrücklich: in inventione sanctae crucis und (in die) Johannis baptistae; also das ist eben fürs eilfte Jahrh. gerecht. Nennt er die coena domini nicht auf dieser Seite, so thut ers auf der folgenden S. 58 (praeter unum salmonem, qui in coena domini dabatur); überhaupt thäte ers gar nicht, so könnte er gerade eine frühere Bestimmung abgeändert haben, oder seine die Speisung betreffende Verfügung berührt sich nicht einmal nothwendig mit den Vorschriften der Rolle über Malz und Frucht.

6. Die Erwähnung eines deutschen Hauses setze die Urkunde weit ins dreyzehnte Jahrh. zurück oder vielmehr hinaus. Glücklicher Weise kommt aber keins darin vor. van themo deddescon (nicht dedeskon) hüs kann nicht stehen für thiedesscon, wie jenes ausgedrückt seyn müßte. Das deutsche Haus in Münster vom Jahr 1247 geht uns hier nichts an. Auch lag das deddesca hüs nicht zu Münster, sondern zu Sendenhorst. Was bedeutet aber deddesca hüs? Es gibt einen altwestphälischen Eigennamen deddo (in der Heberolle 36, 8 diddo, in Wigands Archiv II. S. 16 dedo, S. 17 dedde; bey Falke trad. corb. p. 5. 95. 104 deddo; in althochd. Form tetto) wovon das Adj. deddesc (wie von man, manno mennesc) gebildet wird und das statt des Gen. dedden hüs auch das Adj. deddes

hūs, oder that deddesca hūs gesetzt werden darf, beweist die 18, 12 vorkommende Benennung luckesscon hūs. Bey Falke (a. a. D. p. 881. 894) findet sich ein gleichnamiges aber anderswo belegenes deddenhusen. Wir sagen noch heute Falkes Haus oder das Falkische Haus. Ledebur erinnert S. 226 an die Thufenburg bey Sendenhorst. Auch in den Corveyer Rollen begegnet ein Ort dedessun (Wigand a. a. D. 3, 57) und dadikesson (das. 4, 54).

7. Etwas scheinbarer sind die Preise der Schweine. Sie setze die Freckenhorster Urkunde zu acht und zu sechszehn Pfennigen, andere Urkunden von 1106 aber nur zu sechs, folglich deute der höhere Preis auf spätere Zeit. In einer Freckenhorster Urkunde des zwölften Jahrh. bezeuge, daß damals 8 Pfenn., worauf die Bauern herkömmlich bestanden, dem Stift zu wenig geschienen habe. Im Grunde spricht letztere Urkunde, wenn die Ansicht der Bauern so viel gilt, wie die des Stifts, eher für den Preis unserer Rolle. Das Stift, dem hundert Jahre nachher der Anschlag in diesem Stück nicht behagte, bezog sich nicht auf seine Heberolle, sondern suchte höhern Preis geltend zu machen. 1312 hätten ihm sonder Zweifel die acht Pfennige noch viel weniger genügt. Daß im Jahr 1106 zu Corvey (vergl. Dorow S. 3. Note) ein Schwein 6 Denare gilt, hindert nicht im geringsten einen Freckenhorster Satz von 1006 zu 8 Denaren. Die Anschläge können einmal nach Zeit und Ort, dann aber nach Beschaffenheit der Thiere außerordentlich abgewichen haben. Bald war ein mageres oder ein feistes, bald ein Frischling (zahn, nicht wild) oder ein Eber oder eine Sau gemeint, wie dies durch Beysätze oft ausdrücklich bestimmt wurde. Nicht selten aber diente der hohe oder

niedere Preis eben zur Bestimmung der Beschaffenheit. Dies mögen folgende Preiscourante aus andern ähnlichen Heberegistern bestätigen. In dem Prümischen, welches Caesarius Heisterbacensis im Jahr 1222 aus einem liber antiquus abschrieb, dessen erste Abfassung sicher wenigstens ins 11. Jahrh. fällt, finden wir (nach Honthaims Ausgabe) 663 b porcum valentem denar. viginti; 667 a b 670 a porcum unum valentem den. quatuor; 668 b sualem (porci suales, masculi sues, Du Cange) valentem duos solidos; 670 a sualem val. den. XXIV; 673 a sualem val. solidum unum; 675 a porcum val. den. quinque; 678 b pro porco donativo den. quatuor; 679 a porcos quatuor aut den. XX; porcellos quatuor aut den. XVI; 679 b suales quatuor per den. XX. und so geht es fort. Die alte Corveyer Heberrolle, welche gleichfalls im Jahr 1489 ein Bruder Johannes aus einem ihm häufig unverständlichen Pergament abschrieb, deren nomina propria wiederum in das 11. oder 10. Jahrh. zurückweisen, enthält (nach Wigands berichtigter Ausg.) II. S. 11 porcum sex denariorum; porcum quatuor den.; porcum novem denariorum; S. 12 porcum III denar. porcum sicli unius; porcum V siclorum; porc. XXX denariorum; porcum XV denar.; und in einem zwey Jahrhunderte jüngeren Verzeichniß IV. S. 51. II. porcos valentes sol. VIII; I porcum valentem sex den. graves. Das Helmershäuser Register von 1120 (Wenk II. Urk. 51.) p. 72. 74. porcum XVI denariorum; 73. 74 duos porcos tribus solid. computatos; porcum I sol. valentem; 74. porcum aestimatum X denarios. Weitere Auszüge würden ermüden und dasselbe beweisen. Ueberall Ver-

schiedenheit der Ansätze. Wenn aber ein Abt im Jahr 1120 ein Schwein zu 16 das andere zu 10 Pfennigen nahm; zu Prüm, früher noch, das eine 4, das andere 5, das dritte 24 Pf. galt; so ist nichts dagegen, daß etwa um 1020 den Freckenhorster Klosterfrauen eins zu acht, der Abtissin ein besseres zu 16 Pf. geliefert wurde und nichts dagegen, daß früher oder später noch andere Preise aufkamen. Bis jetzt hat sich unsere Urkunde rüstig gehalten; zuletzt soll ihr nur 8. der Gnadenstoß durch Zusammenstellung der Klosterwerbungen beygebracht werden. Aber er wird abprallen. Es kommen zwey Urkunden in Betracht. In der einen von 1090 bessere der Bischof von Münster dem Stift die magere Küche, und lege ihm zum Ankauf der Fische fünf Hölse in Gescher, zwey in Belen, drey in Wamolo zu, sammt den Gütern Wartenhorst und Balahorn. Da die Heberolle diese Güter alle aufführe, könne sie nicht älter seyn, als die Erwerbung der Orte. Im schlimmsten Fall wird die Rolle hiernach immer noch zehn Jahre lang ins 11. Jahrh. fallen dürfen. Allein die Urkunde enthält jenes nicht einmal. Erpho bestimmt (disponit) daß dreyßig Schillinge (solidi) zu den Fastenspeisen verwandt werden, videlicet decem de mansis, quos dederat dominus Frithericus (sein Vorgänger im Bisthum, von 1064 — 1083); decem de decimis, quas ego Erpho tradidi; die letzten zehn aber von Stiftsgefällen: quinque de Gargare, duo de Velon, tres de Wamalo. Woraus folgt denn, daß die drey Güter, deren Gefälle die letzten zehn Schillinge hergeben sollen, nicht alte Stiftsbesitzungen seyen? woraus im mindesten, daß sie Erpho erst verliehen habe? Er bestimmte bloß die Verwendung längst vorhandener Gefälle (in der Hebe-

rolle 20, 19 stehen die fünf Schill. von Gasgeri, 21, 1 die zwey von Felin) für Fastenfische. So nehmen auch Niefert S. 604 und Ledebur S. 230. 250 richtig den Sinn der Urkunde und schließen, wie es scheint sehr zulässig, aus dem in der Rolle übergeschriebenen *ad pisces*, daß diese Worte erst nach 1090 hinzugefügt seyen, folglich die Rolle selbst vor 1090 geschrieben gewesen seyn müsse. Eben so bestimmt (*computat*) der Bischof aus den Gefällen von Wartenhorst und Balahorn, die er gar nicht dem Stift verleiht, die zum Weinkauf nöthigen Summen. Er sagt sogar S. 60 *inquisitione facta de curti Wartenhorst XIII libras persolvendas jure invenimus*. Uebrigens fehlt gerade Wartenhorst in der Rolle und man dürfte umgekehrt folgern, sie müsse etwan in der ersten Hälfte des 11. Jahrh. geschrieben, die Wartenhorster Abgabe später erworben seyn. Das Nähere hängt von weiteren Forschungen ab. — Mit der Beweiskraft der andern Urkunde steht es noch mißlicher. „Im Jahre 1224 lasse sich der edle Herr Wittekind von Freckenhorst für das Kloster Marienfeld abtreten das Gut zu Hundinken und entschädige dafür aus seinen eigenen Gütern zu Belen, Bersen, Mattenheim, Gronhorst und Gest. Alle diese Orte erschienen in der Heberolle, wohin sie doch vor 1224 unmöglich hätten eingehen können.“ Worest rügen wir den flüchtigen Auszug der bey Kindlinger (M. B. III. N. 40) gedruckten Urkunde; oder fügten sich die weggelassenen Dörfer nicht in die vorgefaßte Ansicht? Bischof Hermann von Münster autorisiert den statt gehaltenen Gütertausch zwischen Freckenhorst und Marienfeld. Tenes hat an Wittekind (für Marienfeld) abgetreten *fundum quendam et quatuor mansos in Hundinken, sodann man-*

sum unum in Rehe, alium in Bellethe. Dafür erhält Freckenhorst: quosdam agros praedii sui (des Widefinds) sub curti, quae Belen dicitur, domum unam in Gerboldinchorp, aliam in Bersen, tertiam in Ogenwide; sodann mansum in Westmattenhem, alium in Gronhorst, tertium in Gest. Von den abgetretenen treffen wir bloß Rehe in unserer Rolle, nicht Hundinken und Bellethe, an welchen Orten das Freckenhorster Stift erst in der Zeit begütert worden seyn mag, die zwischen ihrer Abfassung und dem Jahr 1224 liegt. Von den neu erworbenen fehlen Ogenwide (Augenweide?) und Gerboldingdorf, uns ein offenkundiges Zeichen, daß die Rolle nicht nach 1224 verfertigt wurde, denn sonst müßten sie eben darin enthalten seyn. Aber daß Belen, Bersen, Mattenheim, Grünhorst, Gest bereits in ihr stehen, wie kann das das weit höhere Alter der Rolle beeinträchtigen? Besaß denn Widefind die gedachten Dörfer etwa alle in? Völlig unwahrscheinlich. Das Stift konnte sicherlich vor, neben und mit ihm Aecker und Gesehöfte in denselben Dörfern besitzen, und besaß sie nach Ausweis unseres Denkmals. Durch Tausche suchten die Besitzer ihr zerstreutes Gut an gelegenen Flecken zusammen zu bringen. Allwärts in den ältesten Traditionen begegnet die Formel *quicquid proprietatis habeo in loco etc.*, niemand übergab dadurch den ganzen Ort. Corvey, nach seinen Heberregistern, hatte Einkünfte in Immenhausen und Münden zu beziehen, hinderte das, daß auch andere in diesen Städten, die zu Hessen und Braunschweig gehörten, begütert waren? In einem einzigen Dorfe konnten zu jener Zeit zwey, drey Klöster und eben so viel weltliche Herrn Länder besitzen und Einkünfte haben. Wäre unsers Gegners Argumentation ir-

gend statthäft, so hätte z. B. Wanumolon im Jahr 1245 und vorher nicht zu Freckenhorst gehört, weil der Graf von der Mark sein Eigenthum daran auf das Gotteshaus Cappenberg übertrug (Ledebur S. 250); oder aldenhotnon wäre dem Stift um 1185 abzustreiten, weil da Bernhard von der Lippe duos mansos in aldenhothmen (vergl. hothma, Gramm. 2, 148) an Mariensfeld schenkte (Falke p. 228.). Wir glauben, daß der Erwerb neuer Grundstücke in Bellen, Bersen u. s. w. das ältere Besizthum an denselben Orten nicht im geringsten verdächtig und zweifelhaft macht.

Ein Stützpunkt 1224 erscheint aber nunmehr nichtig, von welchem aus, da das dreizehnte Jahrh. keine Heinriche bot, leichtes Fußes übersprungen ward in das vierzehnte. Der Lurenburger, während seiner kurzen Regierung, hat sich wohl wenig um Westphälische Stifter gekümmert. Viel besser verdiente bey der dortigen Geistlichkeit den Namen *imperator noster* der hüftlahme und heilige Heinrich der zweyte, der *pater monachorum* hieß und in Westphalen und Niedersachsen seinen Hof gerne und lange aufschlug.

Im Ganzen die Lehre, daß auch grammatische Behauptungen ihre feste Basis haben und aus den übrigen Theilen der Diplomatik nur Bestätigung erwarten dürfen. Dem aus dem Feld geschlagenen Gegner aber die Versicherung, daß wir ein andermal seiner Erfahrung und Einsicht willig weichen, gar manche uns abgehende Kenntniß von ihm zu Lehren nehmen wollen und ihm unser Schloßchen offen halten.

J. Grimm.

Königsberg.

Bei dem Verf., und in der Ungerschen Buchhandlung: Flora Prussica. Abbildungen sämtlicher bis jetzt aufgefundenen Pflanzen Preußens, herausgegeben von Dr. C. G. Vorck. 1826. — 18 Kupfertafeln in Vericonformat, mit gedrucktem Titel, Zueignung, Vorrede und Inhaltsanzeige ohne Seitenzahl.

Werke, die im Selbstverlage ihres Verfassers erscheinen, pflegen gewöhnlich nicht sehr schnell und allgemein bekannt zu werden. Um so mehr sollten daher die gelehrten Zeitschriften sie beachten. Vorliegendes Heft ist der Anfang eines Kupferwerks, welches sich zunächst an Hagens Chloris Borussica anschließt. Der Plan ist, sämtliche in diesem Werke aufgezählte Pflanzenarten, die sich noch gegenwärtig in Preußen wildwachsend finden, nebst den neuern Entdeckungen treu, aber so wohlfeil als möglich abzubilden. Die Ordnung ist ganz die des genannten Werks, und auch die Nummern der Pflanzen sind beybehalten. Aus Deconomie wählte der Verfasser Verkleinerungen, so daß fast jede Tafel fünf bis sechs Arten liefert. Doch sind die Verkleinerungen nicht einmal so stark wie in der bekannten Flora von Sturm, indem von großen Pflanzen sehr zweckmäßig nur so viel dargestellt ward, als zur Diagnose dient. Jeder verkleinerten Abbildung ist irgend ein Theil der Pflanze in natürlicher Größe beygefügt, um einen Maßstab für den Grad der Verkleinerung zu geben. Bei den meisten Pflanzen ist es Hr. V. sehr wohl gelungen, der Verkleinerung ungeachtet, das auszudrücken, was man den Habitus nennt. Daß nicht alle Zeichnungen gleich gut sind, liegt in der Natur der Sache. Auch pfl-

gen bey solchen Werken die spätern Hefte gewöhnlich immer besser auszufallen. Bey verschiedenen Pflanzen wären ausführlichere Analysen zu wünschen, besonders der Früchte. Die Fortsetzungen sollen sehr schnell folgen, und können es, da die Zeichnungen bereits fertig sind. Bekanntlich ist die Flora der großen norddeutschen Ebene vom Niemen bis an den Rhein sehr einförmig. Erst innerhalb Preußen verlieren sich mehrere westlichere Arten, und werden durch östlichere und nördlichere ersetzt. Nicht nur für das Land, dem es zunächst bestimmt ist, wird daher dieses Werk ein kräftiges Mittel zur Verbreitung botanischer Kenntnisse werden, sondern auch für die Nachbarländer, die eine ähnliche Flora besitzen. Dieses erste Heft enthält 97 Arten, von denen nur folgende in der *Chloris Borussiae* noch nicht aufgeführt sind: *Utricularia intermedia* Hayne, *Schoenus fuscus* Linn., *Scirpus caricinus* Schrad., *Eriophorum triquetrum* Hopp. Am Schluß soll mit einem allgemeinen Register zugleich die Diagnose solcher Pflanzen geliefert werden.

E. M.

M ü n c h e n.

Bey Fleischmann 1824: Justinus Philippi'sche Geschichte übersetzt und erläutert von Karl Friedrich Ludewig Kolbe, Prediger in Elliehausen bey Göttingen. Erster Band. I—XVI. In der Sammlung der Römischen Klassiker in einer neuen deutschen Uebersetzung und mit kurzen Anmerkungen, von einem deutschen Gelehrtenvereine. S. XXIV und 430.

Vorliegende neue Uebersetzung des Justin verdient nicht bloß denen empfohlen zu werden, die

ohne die alten Klassiker in der Urschrift zu verstehen, doch eine Bekanntschaft derselben suchen, sondern auch die Schulmänner und Erzieher werden dieselbe mit Nutzen bey ihrem Geschäft gebrauchen können. Sie übertrifft die frühern Uebersetzungen von Oftertag und Schmidt bey weitem, zeigt eine viel genauere Auffassung des Sinnes und liefert sich im Allgemeinen angenehm, da sie bey sorgfältig abgewogenem Ausdruck doch fast durchgängig mit Klarheit und Einfachheit abgefaßt ist. Zum Grunde liegt die Wegehelsche Ausgabe, doch sind auch die früheren Editoren befragt und bisweilen vorgezogen. Vorn ist eine Einleitung vorgefetzt über Trojus Pompejus und ein Inhaltsüberblick des Justin mit Benennung von Heeren und Gatterer. Der Uebersetzung aber sind ziemlich zahlreiche kurze Anmerkungen beygefügt mit den nöthigen Erklärungen und Nachweisungen, theils auch das Kritische betreffend, die befolgte Lesart oder Conjectur zu rechtfertigen. Um einige Beyspiele zu nennen, I, 7, 19 ist die alte Lesart nuptiarum praemium beybehalten; VIII, 4, 9, Graeciae imperantis gerechtfertigt; XI, 6, 4 wird gelesen sed veteranos plerosque, et jam caet.; XI, 13, 8 ist coloris novitate gut erläutert; XII, 2, 8 die Zweydeutigkeit des Drakels quem repetiissent, erörtert; XII, 5, 12 ist die Schwierigkeit: Alexandr. super amnem Tanain condidit erläutert. XII, 9, 13 wird Curatio caet. aus Curt. IX, 5 erklärt. Und mehreres verglichen. Der Verfasser verdient alle Aufmunterung bey gründlichen Kenntnissen.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

36. Stück.

Den 3. März 1827.

Paris und Genf.

Mémoires de Michel Oginski sur la Pologne et les Polonais depuis 1788 jusqu'à la fin de 1815. 2 vols. 1826. 511 u. 430 S. 8.

Der Verf., Neffe des Großfeldherrn von Litthauen, unter den Magnaten dieses Großherzogthums einer der reichsten, durch eigne Güter und noch mehr durch Erwartung des Anfalls anderer Familienbesitzungen; der daher in den Angelegenheiten seines Vaterlandes ein natürliches großes Gewicht hatte, welches durch eine Liebe zu demselben, welche die Großen der Nation überhaupt sehr auszeichnete, und durch persönliche Talente und Vorzüge aller Art noch verstärkt ward: dieser Mann, der an den Staatsnegotiationen vom 23sten Jahre an durch wichtige Gesandtschaften Theil nahm, die Verhältnisse der Hofe und Cabinette und die Stimmung seiner Nation, die ihren Character mit erstaunenswerther Energie entwickelte, beobachtet hatte; und später selbst einen bedeutenden Antheil an der Führung der Angelegenheiten der Republik nahm, erzählt hier die Geschichte seines mit seinem Vaterlande innigst verbundenen Lebens; und seine Denkwürdigkeiten er-

3 [2]

halten dadurch einen weit höhern Character, als eine bloße Rechtfertigung des persönlichen Betragens, dergleichen in solchen Zeiten Jeder, der öffentlich aufgetreten ist, gern den Zeitgenossen, oder doch der Nachwelt vorlegt.

Die Geschichte der Theilung von Polen ist längst sehr bekannt. Gleich vom Anfange an ward es nicht schwer die Ereignisse zu constatieren. Alles was darüber in das Publicum gekommen ist, stimmt im Wesentlichen durchaus mit einander überein. Der Geschichtschreiber, der mehrentheils nur durch spätere zufällige Entdeckungen geheim gehaltener Urkunden oder Nachrichten, und durch spät bekannt gewordene Denkwürdigkeiten unterrichteter Personen in den Stand gesetzt wird, eine zuverlässige Erzählung dessen was vorgefallen, zusammenzusehen, hat hier leichte Arbeit. Wer die Schriften von Jekell, die *Histoire de la révolution de Pologne par un témoin oculaire* (Paris 1797), die Berichte des russischen Generals von Pistor, welche 1806 in Berlin gefunden und in Paris bekannt gemacht sind, nebst einigen wenigen andern Schriften gelesen hat, braucht sich nur selten nach Berichtigungen wesentlicher Thatsachen umzusehen: und seitdem der Graf Ferrand in seiner *histoire des trois demembrements de la Pologne* die Berichte der französischen Gesandten in Petersburg, Warschau und Wien, während der ganzen Zeit der großen Catastrophen von Polen, wörtlich hat abdrucken lassen, kann auch über die geheimen Verhandlungen der Cabinette nur wenig mehr zweifelhaft oder dunkel seyn. Die Erzählungen bekannter Ereignisse und Unterhandlungen, welche von Personen herrühren, die selbst Antheil genommen, haben indessen noch einen eigenen Werth. Sie können allerdings zur Bestätigung der für wahr geltenden Angaben dienen: so wie die Denkwürdigkeiten des Grafen Oginski denn auch durch-

gehends das bisher bekannte und geglaubte bekräftigen. Es ist in solchen Schriften aber auch noch eine eigenthümliche Lebendigkeit, die nur dem Individuellen angehört, und die Begebenheiten zeigt, so wie sie aus ihrer Quelle, dem Innersten des Gemüths der Personen hervorgegangen sind, welche zu entscheiden hatten. Solche mit handelnde Personen sind daneben im Stande, in dem Benehmen der Geschäftsträger und Befehlshaber zu unterscheiden, was diese in Gefolg höherer Befehle, die vollzogen werden mußten, gethan; und was sie in der Vollziehung von Befehlen, denen sie nicht ausweichen konnten, aus eigener Gesinnung gethan: und das ist für diese Personen und ihren Ruf nicht gleichgültig. Kleine Züge dieser Art finden sich sehr viele in dem vorliegenden Buche, und allenthalben bewährt sich in den Urtheilen dieses polnischen Patrioten, der sein Vermögen und seine persönliche Sicherheit für nichts achtete, wo es auf das Vaterland ankam, eine Gesinnung die das allgemeine und große erkennt und will, und daher eine Milde des Urtheils über die Einzelheiten erzeugt. Nicht allein die Ruffen, Repnin, Sievers, Igelström, Suwarow und andere werden mit dieser Billigkeit beurtheilt; auch von seinen Landsleuten, welche den entscheidenden Schlag der Vernichtung des selbstständigen Reichs in Polen, durch die im Sinne der damaligen russischen Regentin, geschaffene Conföderation von Targowice herbeigeführt haben; über Felix Potocki, Braniczki und Rzewuski urtheilt der Vf. mit Schonung. Er gibt ihnen keine verrätherischen Absichten Schuld, beschuldigt sie vielmehr bestimmt nur der Eitelkeit und beschränkten Eigensinnes. Dennoch thut diese Milde der Gesinnung der Wärme seiner Empfindungen für seine Mitbürger, welchen ein künftiger Plutarch oder Polybius einen Platz in der Gallerie edler und großer Männer nicht versagen wird, für

Ignaz Potocki, Kollontay, Malachowski, Kosciuszko und ihre würdigen Gehülfen im geringsten keinen Schaden. Sogar von den Gebrüdern Koszjakowski, welche die gewaltsame Unterjochung von Lithauen leiteten, und Confiscationen bewirkten, die auch dem Grafen Oginski selbst seine Güter nahmen, die er nie zurückergalten hat, und ihn, einen der reichsten Güterbesitzer seines Vaterlandes so weit herabbrachten, daß er zu einer Zeit nicht hundert Ducaten hatte, und seinen Lebensunterhalt freundschaftlicher Unterstützung verdankte; sogar gegen diese der ungerechtesten und grausamsten Gewaltthätigkeiten überwiesenen, die nur durch Verbindungen mit höhern und mächtigen Personen in Rußland der schon über ihnen schwebenden Strafe entgingen; selbst gegen diese spricht er nie mit Hefigkeit. Er erzählt nur die unbestrittenen Thatfachen und das thut freylich um so größere Wirkung.

Ueber die großen Verhältnisse der polnischen Nation zu denen sie umgebenden Mächten, und über die Unterhandlungen mit diesen, erfährt man im Grunde wenig neues. Aber die Ansicht derselben erhält durch die Darstellung eines Mannes, der auf die Entschliessungen oft großen Einfluß hatte, und späterhin selbst Antheil an den entscheidendsten Schritten nahm, ein eigenes Leben. Man fühlt, wie die Anführer der polnischen Nation nirgends zuverlässige Hülfe hoffen konnten; wie zu erwarten war, daß jede der interessierten Mächte, nach dem natürlichen Gange aller Regehrungen, in ihren Verbindungen mit fremden, nur ihren eigenen Vortheil zu suchen, und sie zu ihren Zwecken zu gebrauchen, bey den Polen eine Hoffnung zur Mitwirkung erregen würde, die bey einem Wechsel der Umstände wieder vereitelt werden würde. Jede große Macht muß sich zunächst selbst helfen können, und auf ihre eigenen Kräfte bauen; jeder offenbar unentbehrlichen Hülfe

von außen ist ihrer Natur nach nur bis auf einen gewissen Grad zu trauen, und eine Macht die keine Furcht einzulösen vermag, kann auch nicht auf Freunde zählen.

Wenn Rußland eine Allianz anbot, welche der Polnischen Nation Sicherheit gegen andere Nachbarn zu versprechen schien, so war die Bedingung, ein Bruch mit den Türken, die bis dahin für die natürliche Schutzwehr der Polen gehalten waren, und mit denen ein Freundschaftsbund bestand, der nicht leichtsinnig gebrochen werden durfte. Preußen wollte nur Danzig und Thorn erwerben, und ward darin von England unterstützt. Ein türkischer Minister machte dem Verf. nachmals Vorwürfe darüber, daß man so eigensinnig darauf bestanden habe, Alles zu behalten. Aber die Polen konnten wohl bezweifeln, daß sie durch die Abtretung einen Bundesgenossen erwerben würden, der bereit wäre, gegen Rußland mit ihnen gemeinschaftlich einen Kampf, auch für sich selbst auf Tod und Leben zu bestehen. Oestreichs Lage und Verbindungen ließen nicht zu, sich dahin zu wenden. Vor allem aber war es nachtheilig, daß weder der König Stanislaus, noch irgend eine Parthey mächtig genug war, einen entschlossenen Schritt zu thun, welcher es auch gewesen seyn möchte; und das traf auch die innere Regeneration des Reichs. Graf Oginski sagt ganz bestimmt, die Constitution vom 31sten May 1791, welcher Burke eine so schöne Lobrede gehalten hat, sey um achtzehn Monate zu spät proclamirt, nachdem man diese Zeit mit Nebenbingen, und mit einer vielleicht nicht zu vermeidenden Unterhandlung um allgemeine Uebereinstimmung auf dem Reichstage zu erhalten, verloren. Unter den auswärtigen Verhältnissen werden die mit England am ausführlichsten vom Verf. erörtert. Sie machten den Gegenstand einer Gesandtschaft aus, die er selbst übernahm.

Er fand Gehör; alles schlug aber fehl, weil er Danzig und Thorn nicht anbieten konnte. Die Verbindung mit Preußen hatte die Hige neuer Freundschaften. Mitteltst ihrer hatte das englische Cabinet seinen entschiedenen Einfluß über Holland so eben wieder gewonnen: und das damalige Ministerium, welches sich durch Hartnäckigkeit in der Verfolgung einzelner beschränkter Ansichten auszeichnete — eine Eigenheit, die auch einigen spätern Ministerien zugeschrieben worden — dieses damalige englische Cabinet hatte nur auf Holland sein Auge gerichtet. Früher und später hätte es recht gern Polen aufgerichtet, um im Osten von Europa ein Gleichgewicht herzustellen, wobey England sowohl als Frankreich interessiert waren; aber ein schwacher Versuch den Will. Pitt, nicht mit seiner gewöhnlichen Geschicklichkeit machte, die Nation aufzuregen, damit sie ihn gegen Rußland unterstütze, schlug gänzlich fehl, weil das englische Volk, dessen Gefinnungen am Ende auch dem kräftigsten Ministerio vorschreiben, die Unterstützung verweigerte. Nec. erinnert sich in damaliger Zeit von einem Engländer, der späterhin im Oberhause große Bemühungen angewandt hat, seiner Parthey den Sieg über das Ministerium von 1809 zu verschaffen, eine Erklärung vernommen zu haben, dadurch die ganze Darstellung des Gr. Oginski in das helleste Licht tritt. „Das englische Volk, sagte jener, ergreift mit der größten Hestigkeit die ihm dargebotenen politischen Ansichten, und opfert ihnen viel auf. Aber es will diese Ansichten erst begriffen haben. Pitt, dessen Stärke sonst doch darin lag, daß er den Puls der Nation zu fühlen verstand, Pitt hatte sein ganzes Spiel verloren, sobald er die Unterstützung des Parlaments gegen Rußland forderte, und Czarkow nannte. Was ist das, Czarkow? fragte John Bull. Wo liegt das Ding? Um einer Festung willen, die man auf

der Charte suchen muß, sollen wir Gut und Blut hergeben? Was geht es uns an, ob sie den Russen oder den Türken gehört? Hätte Pitt von Polen gesprochen, so konnte er darauf rechnen, den Sinn der Engländer für Freyheit und gegen Unterdrückung zu erwecken, und die ganze Kraft der Nation wäre zur Disposition der Regierung gewesen, die sich statt dessen so verlassen sah, daß die schleunigste Herstellung des guten Vernehmens mit Rußland gesucht werden mußte."

Ueber den letzten Aufstand der polnischen Nation im J. 1794 erfährt man in den Denkwürdigkeiten des Grafen D. nur in Ansehung des unter des Wielhorski Anführung in Litthauen gemachten Versuchs, den von Krakau her einbrechenden Kosciusko zu unterstützen, ein noch nicht so bekanntes Detail. Der Verf. hatte selbst Antheil an der Leitung der Sache. Nachdem aber Kosciusko gefallen, der König zur Abdankung genöthigt, des Reiches Zertheilung beschlossen, und damit wenigstens für den Augenblick alles beendigt war, zog der Vf. dem kein Vaterland, und auch in demselben nichts mehr verblieb, (von allen confiscirten Gütern hat er nie etwas wiedererhalten) sich in die Dunkelheit zurück. Aber nicht in Unthätigkeit. Es blieb seinen Landsleuten keine andere Aussicht, als auf eine mögliche Unterstützung von Seiten der französischen Regierung, und auf eine durch diese zu bewirkende thätige Hülfe der Türken. Ihm fiel das Loos zu, die Bemühungen seiner Unglücksgeossen in Constantinopel zu betreiben. Aber das französische Directorium vermochte daselbst nichts; es hatte durch innere Uneinigkeit und schwankende Politik alle Achtung und Zutrauen verloren. Damals herrschte durch ganz Europa nur eine einzige Empfindung: die Furcht vor der Militärmacht und dem aufsteigenden Meteore, Napoleon Bonaparte. Diesen, der eine Zeitlang das Schick-

sal von Europa nach Gefallen hin und her gezerrt hat, beurtheilte der Verf. frühe sehr richtig, und dadurch ist dieser den Gefahren der Illusionen entgangen, die so viele seiner Landsleute an einen Heerführer fesselten, dem sie sich opferten, indem sie glaubten, sich ihrem Vaterlande zu opfern. Graf Dginski gesteht, daß er im J. 1796 ein enthusiastischer Verehrer des Feldherrn Napoleon gewesen: daß er aber bald erkannt habe, von ihm sey nie eine ernstliche Unterstützung der Polen zu hoffen, denen er in keinem Falle das zugestanden haben würde, was sie wünschten, und dessen sie bedurften, eine feste Verfassung und kräftige Regierung. Diese Ueberzeugung, wogegen sich noch heute viele Polen wehren, ersparte dem Verf. späterhin viele vergebliche Hoffnungen und falsche Schritte. Damals indessen, im J. 1796 waren die Aussichten, durch Verbindungen in Paris und Constantinopel, wenigstens im Falle glücklicher Ereignisse, etwas auszurichten, nicht ganz chimärisch. Graf Dginski erzählt vieles höchst interessante Einzelne über die Bemühungen seiner ausgewanderten Landsleute. Man erkennt handgreiflich, wie solche Bemühungen, die nicht von einer einzigen höhern und sehr kräftigen Hand geleitet werden, mißglücken müssen; und je unglücklicher die äußeren Verhältnisse, desto unvermeidlicher die Mißverständnisse und die Uneinigkeit unter denen die verzweiflungsvoll nach jedem dargebotenen Zweige greifen, um dem Untergange zu entgehen. Jeder hat alsdann seine eigene Ansicht, und verfolgt sie desto hitziger, je lebhafter er fühlt, daß die Auswege die andre suchen, zu nichts führen werden. Wer mag sich der Erkenntniß hingeben, daß es überall keine mehr gibt!

Der Verf. verläßt Constantinopel, um sich denen zu nähern, die in Paris zu wirken suchen. Unterwegens findet er einen Verein ausgewan-

berter Polen, die unter Anführung eines Generals Kaver Dombrowski, in ihrer Verzweiflung einen rasenden Entwurf gemacht hatten, und im Begriffe waren, in das österreichische Gallizien einzubrechen, um es zu revolutionieren, und den Franzosen die so eben gegen Wien zogen, zu Hülfe zu kommen: ohne zu bedenken, daß sie dadurch Rußland veranlassen würden, mit ganzer Macht hinter ihnen her zu ziehen, und daß ihr unglückliches Vaterland ein Schauplatz militärischer Occupation und Verheerung werden würde. Der Verf. hintertrieb diese auf jacobinische Grundsätze gebauete Unternehmung; es verdient aber hier bemerkt zu werden, wie unbedeutend und kraftlos das ganze Project in sich selbst war, weil es nicht unmöglich wäre, daß ein oder anderer Leser von diesem Plane, den die Verzweiflung einigen Wenigen eingab, Veranlassung nähme zu bemerken, es laufe bey jeder großen Unternehmung die aus einem Volke hervorgeht, doch am Ende alles auf Jacobinismus hinaus.

Im Jahre 1802 erhielt der Verf. Erlaubniß nach Petersburg zu kommen, wo er vom Kaiser Alexander mit der edelsten und großmüthigsten Art ausgezeichnet, und zuletzt zum Senateur ernannt ist. Diese Verhältnisse, und die Behandlung die er von jenem Monarchen erfuhr, verpflichteten ihn zu persönlicher Dankbarkeit und lösteten ihm Gefinnungen ein, die im ganzen Buche mit dem edelsten Anstande geäußert werden, ohne Schmeicheley und ohne eine Unterwürfigkeit, die eigne Gefinnungen verleugnet. Die hier ange deuteten Verhältnisse haben ihn bestimmt, sich fern von Bewegungen zu halten, von denen so viele Polen sich Großes versprechen. Wenn es aber noch einer Rechtfertigung des Vfs. bedürfte, dar über, daß er von Napoleon nichts für Polen erwartete, so läge sie schon in dem einzigen Umstande, daß auch Kosciuszko sich nicht hat verlei-

ten lassen, nur seinen Namen zu einer Proclamation zu leihen, dadurch die so oft getäuschte und verrathene Nation im J. 1811 zu einem Aufstande gereizt werden sollte. Die Zeugnisse aller, die dem Napoleon nahe gestanden haben, neuerlichst auch noch des Hn. von Gagern (in seiner Schrift: mein Antheil an der Politik) bestätigen die Ansichten des Grafen D. Aber als ein Characterzug darf hier wohl noch bemerkt werden, daß Napoleon das üble Vernehmen zwischen Polen und Russen zu einer Zeit, da von politischen Zwecken gar nicht die Rede war, durch die kleinlichsten Persönlichkeiten zu unterhalten suchte.

Diese Denkwürdigkeiten gehen bis zum Jahre 1811. Der Verf. läßt aber hoffen, daß er noch fernere Nachrichten über das was ihn persönlich betrifft, bis zum Jahre 1815 mittheilen werde, die unstreitig auch vieles enthalten, das auch in Beziehung auf die Geschichte der Zeit und die Stimmung seiner Nation Interesse gewährt.

Das ganze Buch versetzt in eine wahrhaft wehmüthige Stimmung. Der Ton der vollkommensten und einer wirklich erhabenen Ergebenheit in das Schicksal, welche aus einer klaren Ansicht der wirklichen Welt und dessen was in ihr möglich ist, entspringt, und durch ein über Persönlichkeiten erhebendes Interesse unterhalten wird, herrscht im Vortrage des Vf's. durchaus, und ergreift den Leser um so stärker, da es nie darauf angelegt ist, ihn zu erschüttern. Was auch immer das politische Schicksal der Nationen seyn mag, so gibt es eine moralische Geschichte derselben, in welcher auch solche ihren Platz haben, die im Treiben der Cabinette und der Waffen nichts vermögen.

P a r i s.

Treutel et Wurtz Libraires, 1826: Histoire d'Alexandre I., Empereur de toutes les

Russies; et des principaux événements de son règne. Par Adolph Rabbe. Tome I. 377 und Tome II. 556 S. 8.

Raum war die Nachricht von den unruhigen Bewegungen die sich unter einem Theile der Garnison von St. Petersburg bey der Thronbesteigung des Kaisers Nicolaus I. äußerten, nach Paris gekommen, als sogleich die Gewinnsucht und der Speculationsgeist der Buchhändler, die aufgelegte Spannung der Gemüther zu ihrem Vortheile zu benutzen, eine Geschichte Alexander I. erscheinen ließen. Der Verf. dieser frühzeitigen Geburt glaubt jedoch im Eingange seines Werks sich gegen den Vorwurf einer übereilten Arbeit decken zu müssen. „Man mißtraut im Allgemeinen dem Geschichtschreiber, der, wenn der abgestorbene Fürst noch kaum ins Grab gelegt ist, mit einer sträflichen Begierde über seine Handlungen herfällt, und sich zu deren Richter aufwirft. Aber die Zeit der Hofgeheimnisse ist längst vorüber; die Thronen sind nicht mehr mit jenen honneurs solempnelles umgeben, die zwischen Regierenden und ihren Untertanen eine kaum zu durchdringende Scheidewand zogen; man weiß schon bey Lebzeiten der Fürsten, was an ihnen ist. Es gibt deren einige, als z. B. Napoleon, in dessen Leben jetzt, nachdem er schon über fünf Jahre todt ist, sich einige Contraste finden. Aber über Alexander I. politisches System können wir uns schon jetzt dreist aussprechen: *Le caractere d'Alexandre n'a offert que des surfaces rayonnantes, où la mansuetude a plus brillé que la force, et sur lesquelles ont successivement glissé des idées d'emprunt et des systemes sans liaison necessaire entre eux.*

Wenn der Vf. gleich Anfangs den Grundsatz aufstellt, daß die heutige Politik der Welt klar vorliegt, so entsteht dieses daher, weil er das politische Geschwäg, die oft halbahren, oft ganz erdach-

ten Behauptungen des französischen Moniteurs bis zum Sturze Napoleons und nach dieser Periode die der Zeitungen und politischen Flugschriften, die im Geiste des Moniteurs fortwandelten, als historische Thatfachen ansieht und behandelt. Es bedarf nur einer oberflächlichen Vergleichung dieser Geschichte Alexanders mit dem Moniteur aus jener Zeit, um sich über die von dem Verf. benutzten Quellen nicht zu täuschen. Hiervon nur einige Beispiele: an der Spitze der Verschwörung, die dem Kaiser Paul I. das Leben kostete, stand, nach dem Moniteur und dem Vf. der damalige Englische Gesandte in Petersburg, Lord Whitworth. Und weil einer der Verschworenen, der Russische General von Benningsen, von Geburt ein Hannoveraner war, und Napoleon immer wollte, daß die Hannoveraner Engländer seyn sollten, so waren es Engländer und Russen, die Paul I. umbrachten. — Er erzählt ferner: eine zahlreiche Flotte habe den Engländern den Eingang in den Sund versperrt, aber „Nelson n'eut l'ordre de forcer le Sund que lorsque la chute de Paul fut resolu à Londres.“ Der Verf. verwechselt hier den Durchgang der Englischen Flotte durch den Sund unter Admiral Parker, der ihm nicht streitig gemacht ward, mit dem nachher folgenden Angriff vor Copenhagen mit einer Abtheilung derselben unter Nelson. Woher mag der Verf. aber die Nachricht genommen haben: „l'armée Prussienne avait à la bataille de Jena pour Chef le vieux Maréchal Münich?“ Bey der Erzählung vom Frieden zu Tilsit sind die Nachrichten des gleichzeitigen Moniteurs und die Aeußerungen Napoleons in seinem Exil zu St. Helena fast wörtlich aufgenommen. Bey Gelegenheit der Erwähnung der geheimen Artikel des Tilsiter Friedens, setzt der Verf. jedoch eine Bemerkung hinzu, wodurch er seiner Geschichte selbst den Stempel der Com-

pilation aufdrückt. Bey Veranlassung der bekannten sehr mißfälligen Erklärung des Russischen Kaisers über die Unternehmung der Engländer auf Copenhagen im J. 1807 enthält sein Text auf mehreren Seiten das Lob Alexanders, so wie es ihm über diese seine Handlung von Napoleon und den Französischen Blättern gezollt war. Allein in einer Anmerkung heißt es: „die geheimen Artikel des Tilsiter Frieden sind niemals bekannt gemacht worden, man weiß aber heutiges Tages: que l'union des deux Empéteurs y fut basée sur une multitude de conditions subversives de toute equité et de tout equilibrium en Europe, conditions dont plusieurs puissances du second ordre devaient supporter les consequences spoliatrices. Ainsi la prise de possession de la Finlande avait été consentie.“ An einem andern Orte im Texte selbst heißt es sogar: die Engländer hätten sich nie von der Aufrichtigkeit der durch die angeführte Erklärung Alexanders an den Tag gelegten Gesinnungen dieses Fürsten überzeugen können. Der Monarch, der im Tilsiter Frieden sich den Besitz einer Provinz (Finnland), die seinem damaligen Alliirten gehörte und mit welchem Krieg zu führen keine Veranlassung vorlag, versichern ließ, hatte wohl am wenigsten Recht, sich über eine Maafregel Englands zu entrüsten, die nicht eine bleibende Eroberung, sondern nur die Vertheidigung des eigenen Landes zum Zweck gehabt hatte. — Wir führen dieses Beyspiel nur an, um zu zeigen, daß der Verf. sich über eine und die nämliche Handlung Alexanders zugleich lobend und tadelnd äußert, eine Folge der Eile, mit welcher er sein Werk in die Druckerey schickte. Irrren wir uns nicht, so war der Auszug aus dem Moniteur, dasjenige was er Histoire des principaux événemens nennt, schon fertig in seinem Pulte, als er den Auftrag übernahm, Alexan-

ders Leben zu schreiben. Unter dieser Voraussetzung bedurfte es nur die Umarbeitung verschiedener und die Hinzufügung einiger neuer Kapitel, vor allem aber einer geheimnißvollen Vorrede und pathetischen Schlusses, die Materialien, aus welchen sich eben sowohl das Leben des Kaisers Franz II., oder Friedrich Wilhelm III. hätte machen lassen, zu einer Biographie Alexander I. zu bilden. An allem diesen hat es der Verfasser nicht ermangeln lassen. Dieses würde der Buchhändler-Speculation schwerlich Genüge geleistet haben; er machte sein Leben des Russischen Kaisers insbesondere die letzte Hälfte des 2ten Theils, zu einer Parteyschrift, die in so fern als sie einige neue noch nicht durch die Geschichte des Landes hinlänglich aufgeklärte Behauptungen aufstellt, einige Aufmerksamkeit verdient.

Der Verf. gehört zu der großen Zahl von Unzufriedenen, die als Folge der Revolution sich in allen Ländern Europas finden, und sich zu dem Gebrauche der Feder, diese ihre unzufriedenen Ansichten mit allem was von den Regenten seit Napoleons Sturze zur Aufrechthaltung des Bestehenden geschehen ist, und noch geschieht, öffentlich mitzutheilen, berufen halten; mit einem Worte: er ist ein heftiger Vertheidiger des Liberalismus, und als solcher konnten Alexanders Handlungsweisen, seit er die heilige Allianz stiftete, seinen Beyfall nicht haben. Er beklagt, den Helden seiner Geschichte nicht in einem romantischen Gewande darstellen zu können; „Alexandre reste enveloppé et comme absorbé par les intrigues qui l'entourent, et dont il est un moyen beaucoup plus qu'un moteur. Derriere lui au centre de la lice européenne apparait sous de sombres nuages celui dont la main funeste et puissante trait les fils de tant de savantes manoeuvres. Und wer ist der Sterbliche, den der Verf. mit dem Dä-

mon in Milton's verlorenem Paradies vergleicht, und der nach ihm, Napoleon stürzte und Alexander am Gängelbände herum führte? Kein anderer als Fürst Metternich! Wir wollen unser Blatt nicht mit dem beflecken, was der Verf. mit nichts bewährt hat, und bloß für unverbürgte Sage gelten kann.

Die Anklagen des Verf. gegen den Helden seiner Geschichte, seit dieser die heilige Allianz gestiftet hatte, betreffen die Stiftung der heiligen Allianz, den Beytritt Oesterreichs zu derselben, Alexanders Benehmen gegen die Griechen und seine innere Regierung. Unbekannt mit den innern Verhältnissen Rußlands, wagen wir keine Bemerkungen über die angeblichen Fehler der innern Verwaltung seines Reichs. Daß seine Verordnungen nicht immer Einen Geist und Ein System zeigten, liegt vor. Aber seine Regierung fällt in eine höchst schwierige Zeit und manche seiner Verfügungen dürfen nur als Versuche angesehen werden, von denen mehrere der Erwartung nicht entsprechen. Was Alexander in Beziehung auf Deutschlands äußere und innere Ruhe geleistet hat, muß sein Andenken bey jedem Deutschen in dankbarer Verehrung erhalten. Wie groß waren nicht Alexanders Anstrengungen Deutschland vom Französischen Joch zu befreyen! Napoleon war besiegt; die Welt bedurfte der Ruhe eines langen Friedens. Wenn Rußland und Oesterreich zur Erhaltung des Status quo eine Verbindung der Europäischen Continental-Mächte zu Stande brachten, so hat eine elfjährige Erfahrung den Beweis an den Tag gelegt, daß die Maaßregel dem Zwecke entsprach. Daß die Ausführung nicht allemal dem Buchstaben nach vollzogen werden konnte, liegt in der Natur der Sache. Schon das Wort Legitimität leidet bey den verschiedenen Regentenfamilien verschiedenartige Erklärungen, und wir räumen dem Vf. ein, daß eine unbedingte Aufrecht-

haltung des Status quo in allen Fällen weder rathsam noch möglich war. Auch können wir nicht in Abrede stellen, daß die heilige Allianz, wie alle Verbindungen von Staaten lehren, nicht auf lange Zeit im Gange erhalten werden konnte. Doch leistete sie schon viel, daß sie dem Strome der Revolutionen und den Folgen der Französischen Continentalherrschaft bis dahin, daß sich die Gemüther abkühlen würden, Einhalt that. Rußland und Oestreich haben die heilige Allianz nicht zur Erreichung eigennütziger Absichten gemißbraucht. Keine Generation vermag die Grundlage des Friedens auf eine so solide Basis zu gründen, daß die nachfolgenden Generationen die Hände ruhig in den Schooß legen können; eine jede muß für ihre eigene Bedürfnisse sorgen. — Der Vf. urtheilt kühn: „la dictature de la Sainte - Alliance s'est defaite; Alexandre vient d'en enporter les derniers efforts dans son tombeau. Er bestreitet den Satz, daß Rußland jetzt wirklich über solche Kräfte disponieren könne, als erforderlich wäre, auf die Dictatur auf dem Europäischen Continente ferner Ansprüche machen zu können. Ein, wie uns scheint, zu großes Gewicht legt er auf den mißvergnügten Geist der sich in einem Theile der Russischen Armee, eigentlich aber nur unter den Officieren derselben, und in einigen Provinzen dieses Reichs gezeigt hat. Doch scheint er zu besorgen, daß die innere Lage Rußlands seinen Beherrscher leicht zu einem auswärtigen Kriege, sey es gegen Süden oder Westen, verleiten könne. Er glaubt durch seine Schrift Europa die Hoffnung eröffnet zu haben, d'un avenir moins desastreux que ne le presageraient une tendance exclusivement militaire, et un ambitieux projet de domination universelle de la part de la Russie. Welches politische System der Nachfolger Alexanders befolgen werde, liegt noch nicht klar vor; seine ersten Schritte scheinen von Mäßigkeit und Gerechtigkeitsliebe geleitet zu seyn.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

37. Stück.

Den 5. März 1827.

P a r i s.

Bey Schmith: Coup d'oeil sur l'emploi de la langue latine dans les actes anciens et sur sa prohibition au 16. Siècle. Par Mr. Berriat-Saint-Prix. 1824. 24 S. 8.

Bey demselben: Recherches sur une réponse attribuée a Sully, et remarques sur quelques lettres inédites de ce Ministre. Par Mr. Berriat-Saint-Prix. 1825. 32 S. 8.

Hr. Prof. Berriat-Saint-Prix, dem wir so manche treffliche Schrift über vaterländisches Recht und Litteratur, und vor allem die gründliche Lebensbeschreibung des Cujas, verdanken, fährt mit rühmlichsten Eifer fort, sich durch sehr genaue und tief in das Einzelne eindringende Untersuchungen, um die Geschichte Frankreichs verdient zu machen. Dieses bezeugen in vollem Maaße auch die beiden obengenannten Abhandlungen, eigentlich Vorlesungen, die ursprünglich in den Sitzungen der Société royale des Antiquaires gehalten, und besonders dem Druck übergeben sind.

Die erstere derselben beschäftigt sich mit Untersuchungen über den Gebrauch der lateinischen Sprache in den gerichtlichen und notarischen Ausfertigungen, und woher es gekommen sey, daß dieselbe, unerachtet so mancher königlichen Ver-

R [2]

ordnungen seit 1490 bis 1679, aus den Gerichtshöfen nicht habe verdrängt werden können, als in welchem letztern Jahre es erst gelungen ist. Mit Recht findet der Verf. die Ursache hiervon nicht in einer Widerseßlichkeit der Gerichte gegen die königliche Gewalt, sondern lediglich und allein in dem sich so leicht bey Corporationen erzeugenden, und nachher so schwer zu verdrängenden eigenthümlichen Geschäftsstyl oder — dem Schlendrian. Dabey werden die ergötzlichsten Proben jenes barbarisch lateinischen Styls aus den Acten und Ausfertigungen jener Zeit ausgehoben und mitgetheilt. — Die letztere berichtet eine allgemein verbreitete Anekdote über Sully: Chaudon erzählt nämlich, und es ist ihm stets nachgeschrieben, daß Papst Paul V. in einem Briefe an Sully, denselben aufgefordert habe, zu der „wahren Religion“ zurückzukehren, worauf Sully geantwortet, qu'il ne cessait, de son côté, de prier Dieu pour la conversion de Sa Sainteté. Wahr ist es, daß Paul V. am 5. Oct. 1605, in einem lateinischen Breve, durch Vermittelung des Cardinal Duperron, Sully aufforderte, sich über die Wahrheiten der katholischen Religion in den Werken des heiligen Dionysius, Remigius, Hilarius, Martin und Bernhard, welche das Christenthum in Frankreich gepredigt hätten, zu unterrichten, und diesem Schreiber, welches man aber nur noch in einer französischen Uebersetzung kennt, hinzugefügt hatte: nous prions l'Eternel qu'il veuille illuminer votre entendement de la clarté de son saint esprit, afin que plus facilement vous puissiez parvenir à la connaissance de la vérité de la foi catholique. Certes, si, entre les grandes occupations du pontificat, il nous était permis, d'ajouter notre industrie et notre propre labeur à nos prières, nous n'omettrions rien de ce qui pourrait servir à votre conversion.

Aber unwahr ist es, daß Sully auf eine solche, allen Wohlstand und alle Schicklichkeit verletzende Weise, wie angegeben wird, dem Papst geantwortet habe. Vielmehr antwortete er, nach vorausgeschickter Danksagung für die Ehre, die ihm der Papst durch die Zusendung jenes Briefs erwiesen, nichts mehr und nichts weniger, als folgendes: J'ai espéré, que votre piété et clémence auraient agréable, d'accepter les vœux de mon bien humble service, et que je dédierais mes jours et ma vie pour être employés sous son obéissance, quelque inutile que je lui puisse être, protestant néanmoins que si mon malheur me prive du moyen de proportionner mes services à mon devoir et à ma dévotion, mes désirs de parvenir à cette félicité demeureront éternels, et que je publierai en tous lieux votre gloire et louange immortelles, rendant mille grâces à votre sainteté des belles admonitions qu'il lui a plu me faire, et la suppliant en toute humilité de ne trouver mauvais, si estimant ne pouvoir faire aucune action plus louable qu'en imitant les vôtres, j'adresse mes très ardentes prières à ce grand Dieu, créateur de toutes choses, afin qu'il lui plaise, étant le père des resplendissantes lumières, assister et illuminer de son saint esprit votre zèle et béatitude, et lui donner de plus en plus entière connaissance de sa vérité et bonne volonté, en laquelle consistent la salut et la félicité éternelle de toutes créatures, baisant en cette dévotion très-humblement les pieds de votre grandeur et sainteté, comme celui sur qui elle a acquis toutes sortes des très-étroites obligations, et qui désire conserver à l'égal de sa vie la qualité de votre très-humble, et très-obéissant et très-fidèle serviteur. A Paris ce 17. No-

vembre 1605. Der Verf. sucht nun aus gleichfalls mitgetheilten, bisher ungedruckten Schreiben Sully's an Duperron zu zeigen, wie entfernt Sully von der Absicht gewesen sey, eine solche unziemliche Antwort, wie gemeiniglich geglaubt wird, dem Papste zu geben, so wie denn auch der Papst jenen Sinn nicht in jenes Antwortschreiben gelegt, sondern dem Sully, dessen ungeachtet, stets wohlwollend sich erwiesen habe. Zwar versuchte der Papst zwey Jahre nachher (13 Nov. 1607) ein Aehnliches, aber auch dieses Mal begnügte sich Sully zu erwidern, daß er Gott Tag und Nacht anrufe, afin que la multitude de mes offenses soit surmontée par l'infinité de ses compassions, ohne jedoch irgend etwas hinzuzufügen, was auf den Papst selbst bezogen werden könnte.

Paris, Strasburg und London.

Bey Treuttel u. Würk: La Législation civile, commerciale et criminelle de la France, ou commentaire et complément des Codes français etc. Par M. le Baron Locré, ancien Secrétaire général du Conseil d'État, Avocat à la Cour Royale de Paris, Officier de l'ordre Royal de la Légion d'Honneur. Tome I. 1827. 640 S. 8.

Wie ausnehmend wichtig die Verhandlungen (Discussions), welche bey den zur Abfassung und Prüfung der neuern französischen fünf Gesetzbücher, zuständigen öffentlichen Behörden statt gefunden haben, nicht allein für jener Gesetzbücher richtige Erklärung und gerechte Würdigung sind, sondern auch welchen dauernden Werth diese Verhandlungen selbst da, wo jene Gesetzbücher keine unmittelbare Anwendung erleiden, durch den in ihnen niedergelegten reichen Schatz von Ansichten über Philosophie und Politik des Rechts haben, ist allgemein anerkannt. Um die Bekanntmachung jener Verhandlungen, insofern sie vor-

zugsweise bey dem Staatsrathe gepflogen waren, hat sich der Verf. bereits früher sehr verdient gemacht, indem er, als damaliger Generalsecretair desselben, aus den über jene abgehaltenen Protocollen, alle diejenigen Bemerkungen, welche sich auf die Entstehung und Abfassung der von dieser Behörde geprüften Gesetzbücher bezogen, aus hob, und auf eine zweckmäßige Weise verarbeitete. So erschienen denn nach und nach von ihm, ein *Esprit du Code Napoléon*, *Esprit du Code de commerce*, *Esprit du Code de procédure civile*, Werke, die mit dem größten Beyfalle, und dieses mit vollem Rechte, aufgenommen worden sind. Weit umfassender ist das vorliegende Werk ausgearbeitet, indem es sich auf alle fünf Gesetzbücher ausdehnen, und nicht allein sämtliche, in Hinsicht des Code civil theilweise, in Hinsicht der übrigen, gänzlich ungedruckte Staatsrathsprotocolle, sondern auch in Betreff der drey ersten die ungedruckten Bemerkungen des Tribunats, in Betreff der beiden letztern, die des Corps législatif enthalten wird, wobey denn ferner die ganze sogenannte *Discussion publique*, nämlich die *Exposés des motifs*, *Rapports et discours*, im Tribunat und dem Corps législatif, gleichfalls sämtlich eingeschaltet, und zu gleicher Zeit auf die frühere, der Publication jener Gesetzbücher vorausgehende Legislation ebensowohl Rücksicht genommen werden soll, als auf die spätere seit jener Publication bis auf den heutigen Tag. Der vorliegende erste Band enthält nun den Anfang des nach diesem Plane ausgearbeiteten Commentars über den Code civil. Vorausgeschickt sind Prolegomenen, welche sich vorzugsweise mit der Entstehungsgeschichte der gedachten Gesetzbücher beschäftigen, hierauf folgt die *Théorie du Code civil*, nämlich die Vorträge von Portalis und Jaubert über das System desselben, und dann

der Commentar über den titre préliminaire, geschöpft aus den Protocollen des Staatsraths, den Bemerkungen des Tribunats, den Exposés des motifs u. s. w., und den erläuternden frühern und spätern Gesetzen, endlich der vollständige Abdruck aller jener Protocolle u. s. w. — Das Werk wird sehr Bändereich werden, denn der vorliegende Band erstreckt sich nicht weiter, als bis zum Art. 6. des Code civil.

S t t i n g e n.

Bey Vandenhoeck und Ruprecht: Anleitung, die Choralmelodien leichter und geschwinder nach Noten als nach Zahlen singen zu lernen, von Dr. He in ro th. Preis 2 Ggr. in größerer Anzahl 1 Ggr.

Ebendasselbst: Gesangbuch, enthaltend 166 Choralmelodien nach Böttner, in leichtere Tonarten transponiert von Dr. He in ro th. Preis 4 Ggr. in größerer Anzahl 2 Ggr.

Seit 8 oder 10 Jahren hat man angefangen in den Schulen auf dem Lande und in kleinern Städten beym Gesangsunterrichte die Noten nebst den Linien zu verbannen und dagegen Zahlen einzuführen. Als den erheblichsten Grund zu dieser Neuerung führt man an, daß die Notennamen den Kindern zu schwer bezubringen wären. Der Verf. jener angezeigten Bücher hat sich in verschiedenen öffentlichen Blättern, namentlich in dem 22sten Hefte der Cäcilia gegen die neue musicalische Bifferschrift ausgesprochen, und in seiner Anleitung, die Choralmelodien leichter und geschwinder nach Noten, als nach Zahlen singen zu lernen, dargethan, daß man unser jetziges vollkommeneß Consystem und unsere höchst zweckmäßige Conschrift nur etwas zu vereinfachen nöthig habe, um in den Stadt- und Landschulen den musicalischen Unterricht mit wenig Zeitaufwand und ohne Kinderquälerey durch Erlernung der Notennamen, zweckmäßig zu ertheilen. Der billige Preis seiner Anleitung verschafft dem Klei-

nen Buche einen leichten Eingang bey den Schullehrern auf dem Lande, und die kurze, faßliche Darstellung setzt jeden Lehrer, der nur einigermaßen musicalisch ist, in den Stand, die Kinder nach Noten in kurzer Zeit (er darf wöchentlich nur eine Stunde darauf verwenden) 166 Choralmelodien singen zu lehren, die in obengenanntem Gesangbuche enthalten sind, welches sich die Bauernkinder gern für 2 Ggr. anschaffen werden. Durch das Abschaffen der Singchöre in vielen Städten und durch die Vernachlässigung des Gesanges in den Schulen sind wir gegenwärtig so weit zurückgekommen, daß weder der Prediger noch die Gemeinde einen Choral richtig singen kann. Einige wenige Melodien sind noch im Gange; und auch diese werden hin und wieder verunstaltet. Führt der Prediger genanntes wohlfeiles Gesangbuch bey seiner Gemeinde ein und widmet der Schullehrer dem Gesangsunterrichte wöchentlich nur eine Stunde, so wird man schon in einem halben Jahre die Freude haben, daß die Schuljugend die Choralmelodien richtig singt; und nach einigen Jahren, wenn der Knabe zum Jünglinge und Manne herangewachsen ist, wird in der ganzen Gemeinde ein richtiger Kirchengesang eingeführt seyn, weil es auch den Erwachsenen, die im Besiz jenes Gesangbuches bleiben, Vergnügen machen muß, sich durch eine als Kind erlernte einfache Tonschrift den Choral wieder ins Gedächtniß zu rufen, welcher vielleicht lange bey dem Gottesdienste nicht gesungen worden ist, und den bey gegenwärtigem Zustande des Kirchengesanges der Vorsänger gewöhnlich allein singt, oder vielmehr schreyet, um die einzelnen unrichtig singenden Gemeinde-Mitglieder dadurch zu leiten, zugleich aber auch dadurch das Erhabene zum Lächerlichen herabzuwürdigen.

D r e s d e n. J e n a.

Von diesen Vertern haben wir die zwey Refor-

mations-Predigten des letzten Jahres von zweyen der mit Recht geachtetsten Kanzel-Redner unserer Kirche, von dem Hn. Oberhof-Prediger Dr. v. Ammon, und Hn. Dr. Marezoll in Jena erhalten, die sich am schicklichsten zusammen anzeigen lassen. In beiden ist der nämliche so bedachtsam als glücklich gewählte Text zum Grunde gelegt, und in beiden mit gleicher Weisheit und gleicher Kunst — auch gleich zweckmäßig, und doch mit einer Verschiedenheit behandelt, welche die Eigenheiten des Charakters, der Manier und auch der Stellung eines jeden der beiden Redner sehr kenntlich macht. Aus der Ermahnung Pauli Philipp. 1, 27. 28 zeigt Hr. von Ammon: „Wie wir den Vorwürfen be gegnen sollen, durch die man den Ruhm der evangelischen Kirchenverbesserung zu verdunkeln strebt; Hr. Dr. Marezoll aber leitet daraus die Pflichten und Rechte der evangelischen Kirche, und zwar zunächst diejenigen ab, welche ihr durch die Reformation aufgelegt und gesichert worden sind. Man sieht leicht, daß beide zu der Wahl ihrer Materie, und auch zu der besondern Art ihrer Behandlung durch die nämlichen Zeitumstände und Zeiterscheinungen sich bestimmen ließen. Man sieht eben so leicht, warum sie eben deswegen in ihren Vorträgen nicht nur auf die Belehrung und Beruhigung, sondern auch auf die Stärkung und Erhebung ihrer Zuhörer und ihrer Leser hinwirken wollten. Man freut sich bey beiden der gelungenen Wirkung; wenn man aber dabey erwägt, wie manche Beziehungen es dem einen der beiden Redner in den Verhältnissen seiner Stellung zur Pflicht machten, alles auf das sorgsamste zu umgehen, was einen reizenden und erbitternden Einfluß zurück lassen könnte, so wird man sich zugleich der Kunst freuen, womit er dies zu vermeiden wußte, ohne dabey der Wahrheit oder der Würde seiner Stellung in andern Beziehungen auch nur das mindeste zu vergeben.

G ö t t i n g e
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

38. Stück.

Den 8. März 1827.

Paris.

Anatomie des Systèmes Nerveux des animaux à vertèbres appliquée à la Physiologie et à la Zoologie. Ouvrage dont la partie physiologique est faite conjointement avec F. Magendie; par A. Desmoulins, Dr. Med. 1825. Première Partie 354 S. Deuxième Partie als besonderer Band S. 355 bis 801. 8.
Der Vorrede zufolge seyen alle bisherigen Leistungen, ungeachtet les relations du nombre, des formes et du groupement des os, avec les phénomènes sensitifs et mécaniques dont la combinaison constitue la personnalité de chaque animal, sont demeurées négligées. C'est cette omission et ce besoin de la science que j'ai essayé de remplir. Der Vf. bezieht sich auf seine funfzehn, verschiedene, bereits bekannt gemachte, das Nervensystem betreffende Abhandlungen. Im ersten Buche, welches die Einleitung zum Studium des cerebro-spinal Systems enthält, beschreibt der Vf. die Zusammensetzung der Wirbelsäule in den verschiedenen Thierklassen, ihre theils allgemeine, theils besondere Beweglichkeit, ihren Mechanismus rücksichtlich des Schutzes welchen sie dem Rückenmarke gewährt, nebst ihrem Verhältnisse zur Größe und Gestalt
g [2]

des Rückenmarkes. Auf gleiche Art handelt er sodann vom Hirnschedel in den verschiedenen Thierklassen, insbesondere rücksichtlich der Gehörhöhlen, der Beweglichkeit der Hirnschale sowohl im ganzen als besondern, von der Uebereinkunft ihrer Gestalt mit der Masse des Gehirnes, vom Mechanismus der Hirnschale und des Antlitzes insofern sie das Gehirn und Sinnorgane schützen. Meist bekannte Sachen, doch kurz und bündig eigenen Untersuchungen zufolge vorgetragen. Unrichtig ist jedoch die Beschuldigung S. 41 daß alle Anatomen und Physiologen noch immer glaubten, daß sich in dem weiten Raume zwischen der festen Hirnhaut und dem Rückenmarke kein Wasser befände. Unter andern bemerkte Sömmerring im 70. § seiner Nervenlehre, „diesen ansehnlichen Zwischenraum füllt eine Feuchtigkeit aus.“ Richtig ist dagegen die Bemerkung, daß die Schlangen die einzigen Reptilien seyen, in denen die Hirnschale einigermaßen die Gestalt des Hirnes verräth. Im Allgemeinen könne die äußere Gestalt der Hirnschale nichts über die Figur und das Volumen der Theile des Gehirns, welches sie enthält entscheiden. Die Batracier, in denen das Cerebellum fast nichts ist, widerlegten, den angeblichen Nutzen desselben zum Begattungstriebe S. 113 *les signes extérieurs de facultés se trouvent partout ailleurs que la ou M. Gall les a placés.* Der Vf. findet keine Analogie zwischen dem Rückenmarke der Wirbelthiere und den Ganglien der Weichthiere der Insecten und Aneliden. Sowohl die Meinung, das Gehirn sprosse aus dem Rückenmarke, als die umgekehrte: das Rückenmark sprosse aus dem Gehirn, seyen unrichtig. Zuerst werden vom Vf. die Gehirnmassen der Fische geschildert, durch Abbildungen erläutert, und bemerkt, daß in keinem von den 30 Geschlechtern der Fische, hinter dem *ventriculus quartus* sich graue Hirnsubstanz finde, allemal dagegen sey dieser Ventri-

fel mit dem achten Nervenpaare verknüpft, welches in Fischen die in der Tiefe leben, weit entwickelter sey, als in den in klarem Wasser zwischen Steinen lebenden. Den Haren und den Rochen fehle das Gehirn, weil bey ihnen diejenigen Kugeln fehlen, welche bey andern Fischen das Hirn vorstellen. In der Lamprete fand H. D. im März, April und May das Rückenmark, seiner ganzen Länge nach, halb durchsichtig, vollkommen homogen, gleich einer vegetabilischen oder animalischen Gallert opalisierend und höchst elastisch, also durchaus von der eigentlichen Hirnmasse gänzlich verschieden, im December dagegen brüchig. Das Cerebellum welches bey dem Zitterrochen sehr klein ist, fehle der Lamprete und dem Stöhrer gänzlich. Die Schlangen erinnerten durch den Mangel der grauen Substanz in ihrem Rückenmark an die Fische. In der Classification der Fische müßten schlechterdings die Lampreten eine besondere Ordnung ausmachen. Dem Chamäleon mangelten die lobes olfactifs gänzlich. S. 198 wird die Figur eines Rochen citiert, wo es sich doch von Schildkröten handelt. Ueber die Ausbildung des Gehirns der Vögel folgt der Wf. Hr. Roland. Hr. Serres dagegen wird öfters zurecht gewiesen. In keinem Vogel fand er ein Rudiment von glandula pinealis. Hr. Desmoulins habe mit Magendie im menschlichen Embryo von drey Monaten die weiße Hirnmasse sich von der grauen bilden gesehen, irrig halte daher Gall die graue Substanz für die matrix der weißen. S. 241 Il est donc démontré pour la première fois (?) qu' aucune partie du système cerebro-spinal n'est produite, n'est végétativement poussée par une autre, mais que chaque partie est formée à sa place par la première (gerade als wenn Andere nicht längst die Sache eben so angesehen hätten!) le lobe médian du cervelet est en rapport constant de

grandeur, même dans les mammifères avec la cinquième paire. Die glandula pinealis mangle einigen Nagethieren. Presque toutes les espèces du genre marte ont le cerveau lisse. Il n'y a pas un seul sillon à celui de la belette. Unbegreiflich ist diese Behauptung, da wir die Furchen dieser Gehirne deutlich vor Augen haben. Nach dem Vf. hätten nur die Affen der alten nicht der neuen Welt Windungen im Gehirn. Das Gehirn der Idioten zeige viel weniger Windungen, als ein gewöhnliches. Unter der Aufschrift *Systèmes nerveux lateraux* werden beschrieben, die auffallend verschiedenen Vorrichtungen des Geruchsorgans und der Nerven in den verschiedenen Classen der Wirbelthiere. Die Delphine, Cachelots, Narhwals und Chamäleon hätten keine Geruchsnerven. Die Structur des Geruchsnerven variiert unter den Fischen mehr als unter den drey anderen Classen der Wirbelthiere. In einigen Vögeln zeige sich der Sehnerv gefaltet wie in so manchen Fischen. Die schicklichste Benennung des sogenannten Pecten im Auge der Vögel sey *écran membraneux*. Die Wichtigkeit des fünften Hirnnerven-Paares, welches den Namen *sympathique de la tête* verdiene, werde am auffallendsten durch die vergleichende Anatomie bewiesen. Die Beschreibung der Verbreitung der einzelnen Nervenpaare des Hirns und Rückenmarkes in Thieren ist im Ganzen vollständiger als wir sie bisher besaßen und verräth vielen eigenen Fleiß des Vfs. Die Rückenmarksnerven der Fische seyen überhaupt verhältnißmäßig zu ihren Sinnesnerven klein, besonders in einer Lamprete von drey Fuß Länge, waren sie so fein, daß Hr. D. alle Mühe hatte, sie selbst mit Hülfe eines Vergrößerungsglases gehörig wahrzunehmen. In *exocoetus exsiliens* habe er die Nerven der Flügel nicht so stark als sie Humboldt schildert, finden können. Galls Behauptung der Identität

der Nerven in den Aneliden und Mollusken mit dem Sympathischen sey völlig grundlos, so wie auch Hn. Serres harmonie du développement du système nerveux et du système sanguin. Der Vf. folgt in der Beschreibung des Sympathischen Nerven Hn. Lobstein. Die Fäden des plexus cardiacus habe er niemals bis in die Fleischfasern des Herzens verfolgen können. In einem nur 15 Zoll langen Cyclopterus erscheine der sympathische Nerve entwickelter als in einem neugeborenen Kinde. S. 512 Une bonne classification des animaux à vertèbres suppose la connaissance des systèmes nerveux, qui seuls peuvent représenter la véritable nature de ces êtres. Die Verschiedenheiten zwischen den Fähigkeiten und den Instincten eines Hasen und denen eines Kaninchen könnten ihre Ursache nur im Nervensysteme haben. Sehr auffallend ist die Verschiedenheit zwischen Fischen, welche sich im Aeußeren auffallend gleichen; z. B. zwischen einem Karpfen und einem Barben. Sehr unähnlich ist die Vertheilung der Nerven in Fischen, z. B. im Rochen ist der Gehörnerven ein Zweig des fünften Paares, im Hay dagegen bildet er ein eigenes für sich bestehendes Nervenpaar. Ähnliche Verschiedenheiten zeigen sich in den Gehirnen der Rochen. Ueber das Verhältniß der gänzlichen oder theilweisen Dicke des Rückenmarkes, je nachdem die Nerven desselben mehr zur Bewegung als zur Empfindung bestimmt sind, macht der Verf. sehr schätzbare, durch Beyspiele aus allen Thierklassen bewiesene Bemerkungen. Royer Collard sah einen alten Soldaten, dessen untere Gliedmaßen in den letzten sieben Jahren seines Lebens, gegen den Unterleib gebogen, völlig unbeweglich blieben, ohne zugleich ihre Empfindlichkeit zu verlieren, seine Ausleerungen erfolgten unwillkürlich, fast die ganze Dicke der Abdominalstränge des Rückenmarks war erweicht, und die Gefäßhaut der vorderen Fläche desselben sehr dicht, bläulich und gesprenkelt. Sei-

ne hintere Fläche dagegen zeigte sich gesund. Flourens (s. Anz. 1826. St. 24) Behauptung, das Bewegungsvermögen hinge von der grauen, das Empfindungsvermögen dagegen von der weißen Substanz ab, sey irrig, weil nach diesen Principien, die Reptilien und Fische paralytisch seyn müßten, indem ihr Rückenmark lediglich aus weißer Substanz besteht. Le Gallois's Versuche bewiesen bloß que la moëlle épinière influe sur la force de contraction du coeur; mais il est évident, que la cause de cette force réside ailleurs que dans la moëlle. Durch künstliche Verletzungen und Wegschneidung der Theile des bloß gelegten Hirnes lebendiger Thiere glaubt Hr. D. bewiesen zu haben: c'est dans le lobe du quatrième ventricule chez tous les animaux, que se passe la conscience de toutes les sensations, moins la vue, et de plus que reside dans les reptiles la faculté de se déterminer ou de vouloir, la volonté. Der Gallischen Behauptung, das cerebellum stehe mit dem Begattungsstribe in Bezug, widerspreche in so vielen Thieren das quantitative Verhältniß desselben. Die Verletzungen oder die Wegnahme des Cerebellums paralytirt weder, wie Rolando meinte, noch coordinirt sie, wie Flourens meinte, die Bewegungen der Muskeln. Das Cerebellum scheine le siège d'une force d'impulsion en avant. Fodéra beobachtete in einem an einem Abscesse im Cerebello gestorbenen jungen Mädchen, unregelmäßige Bewegungen der Glieder mit Verdrehungen des Körpers und des Hauptes. Magen die bemerkte, daß mit dem Zerschneiden eines pedunculi cerebelli sich Thiere sehr schnell, wohl 8 Tage lang, unaufhörlich um die Are der verletzten Seite drehten. Le manège des mammifères et des oiseaux, sur le côté blessé du lobe optique, a été découvert par M. Flourens. C'est la seule de ses expériences que nous avons trouvée exacte. Mais il a imaginé le même résultat dans les grenouilles et autres reptiles, ou le

phenomène est justement inverse. Es sey falsch, daß die Belladonna die Sehügel röthe. Il ne peut y avoir d'autre mesure de l'étendue et de la perfection des facultés intellectuelles, que l'étendue de la surface cérébrale. J'ai le premier proposé ce rapport. Septembre 1822. Sowohl die vergleichende als die pathologische Anatomie bewiesen, que l'usage de corps calleux est très-probablement relatif aux facultés intellectuelles. Flourens's Resultate seiner Versuche seyen unrichtig, weil er die Thiere bey seinen Versuchen in einen Zustand von Apoplexie versetzte: Auch seine Geschichte, daß ein Huhn, nach der Wegnahme beider Hirnlappen, zehn Monate lang in vollkommener Gesundheit fortgelebt habe, erscheine doch gar zu wunderbar. Allein außer ihm hatte Niemand dieses Huhn zu sehen bekommen. Der Vf. wenigstens sah von mehreren hundert Vögeln keinen einzigen 4 Tage die Wegnahme des Gehirns überleben. Non seulement les reptiles continuent de voir après l'ablation du cerveau, puisqu'en plaçant une grenouille obliquement par rapport à une fente assez large pour le passage de son corps; elle s'elance à travers; mais, outre qu'alors ils ne perdent la conscience d'aucune sensation; ils conservent aussi la mémoire, la volonté et l'emploi régulier de tous leurs mouvements, de toutes leurs allures. (Ref. kann seinen Zweifel an der Richtigkeit dieser Schlüsse nicht bergen) Dem Vf. scheinen die Fäden des fünften Hirnnerven, wenn nicht die einzigen, so doch wenigstens die vorzüglichsten Organe des Geruchs, weil nach krebsiger Zerstörung des Nervenpaares der Geruch subsistiere. In der Structur des einzigen Nerven habe er 8 bis 10, vor ihm unbekannte, Modificationen demonstriert, deren man, bey genauerer Nachforschung wohl noch mehrere finden könnte. Diese Modification habe im Seeteufel (*Lophius piscatorius*) das Geruchsorgan in ein wahres Fühlhorn verwandelt. Um in verschiedener Entfernung deut-

lich zu sehen, sey die Veränderung der Pupille hinreichend, ohne irgend eine sonstige Veränderlichkeit des Augapfels oder der Linse nöthig zu haben. Magendie habe sich bey Gelegenheit von Staaroperationen von der Unempfindlichkeit der retina überzeugt, weil sie weder den Druck der auf sie gerathenen Linse noch ein Anstechen oder Zerreißen zu empfinden schien. Das Physiologische der Sehnerven, so wie des dritten, vierten, fünften und sechsten Hirnnervenpaares ist umständlicher als in irgend einem ähnlichen Werke abgehandelt, obgleich manche Ideen wohl noch erst einiger Berichtigungen bedürften. Das fünfte Paar der Hirnnerven sey in Fischen, nicht nur in allen Sinnorganen, sondern auch in die vorderen, hinteren und Schwanzflossen verbreitet; Der Satz *le cinquième est principalement un nerf sensitif* wird mit vieler Gründlichkeit durchgeführt, z. B. dem Rochen dient einer seiner Zweige als Hörnerve, den Klapperschlangen und andern Schlangen als Nerven. *Le degré de développement de la partie antérieure du quatrième ventricule peut donc servir de mesure à celui de la cinquième paire et réciproquement.* Dieses reichhaltigen schätzbaren, ansehnlichen Werke ist ein sogenannter Atlas in gr. 4to, mit 13 in Kupfer gestochenen Platten und deren Erklärung beygegeben, welche aus andern Werken entlehnte Abbildungen von Gehirnen enthalten, ohne daß angezeigt wird, woher jede Figur genommen worden. Dieses wäre jedoch um so erforderlicher gewesen, als diese jungen Frauenzimmern meist nur in leichten Harzrissen copierten übrigens brav gestochene Abbildungen, Unkenntniß der Gegenstände verrathen. Auch erscheinen die Figuren ohne allen Plan und Anordnung gar zu arg unter und durch einander geworfen, und dazu die *Explication des Planches*, in unserm Exemplare wenigstens, so im Drucke der Seiten und Blätter versetzt, daß sie sich nicht in Ordnung bringen lassen.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

39. Stück.

Den 10. März 1827.

P a r i s.

Précis historique des faits, qui ont eu lieu lors de la Conversion de Son Altesse le Prince de Salm-Salm de la Religion Catholique Romaine au Culte chrétien évangélique de la Confession d'Augsburg, le 17. Maj. 1826, suivi des motifs de son changement de communion. 1826. S. 71. in 8. — Die dem Titel gegenüber beygedruckte Notiz: Imprimé par Ordre, et aux frais du Prince; läßt keinen Zweifel darüber zurück, daß man in der Schrift eine authentische und gewissermaßen officielle Nachricht von einem Vorfall findet, der durch die Schuld der einen dabey interessierten Parthey eine viel größere Publicität erhielt, und eine viel stärkere Sensation erregte, als er nach den Wünschen und nach dem Benehmen der andern erhalten und erregen sollte. Nicht nur der Prinz Constantin selbst that alles, was er konnte, um das Aufsehen zu vermindern, das sein beschlossener Uebergang von der römischen zu der protestantischen Kirche freylich in jedem Falle machen mußte, sondern auch der protestantische Prediger in Straßburg, an den er sich zuerst deshalb gewandt hatte, Hr. Past. Stein-
M [2]

bach, und das dortige protestantische Consistorium benahmen sich dabey mit einer Klugheit und selbst mit einer Zurückhaltung, die dem Verdachte einer von ihrer Sekte dazwischen gekommenen Proselytenmacherey nicht den mindesten Raum ließ. Sie verbargen ihm selbst den Wunsch nicht, daß er die Ausführung seines Entschlusses noch aufschieben, oder ihn wenigstens an einem andern Orte als in Strassburg ausführen, oder ihn doch hier nur in der Stille und mit Umgehung jeder nicht wesentlichen Förmlichkeit ausführen möchte. Aber die ersten Versuche, die von der katholischen Seite gemacht wurden, um den Prinzen von seinem Entschlusse abzubringen, geben wirklich auch selbst dem protestantischen Parteygeist keinen gerechten Anlaß zu einer Beschwerde. Es war ganz in der Ordnung, daß der Hr. Bischof von Strassburg den Prinzen ersuchte: „de ne pas exécuter son projet avant d'avoir eu quelques conférences avec lui sur un objet aussi important.“ Er war dieß selbst seiner Stellung und seinem Amte schuldig; wenn er sich aber in seinem Schreiben an ihn bey der Anspielung auf die Conferenzen, die der Prinz mit dem protestantischen Prediger schon gehabt hatte, S. 25 die nicht ganz artige Vermuthung erlaubte: „Votre Altesse n'a entendu qu'un Ministre protestant, qui a sans doute cherché à obscurcir son esprit par quelques sophismes cent fois réfutés“ — so konnte und durfte ja der katholische Bischof nichts anders voraussehen. Auch die nächsten Schritte, die er auf die Weigerung des Prinzen, sich mit ihm einzulassen, that, dürften noch leicht eine Entschuldigung zulassen. Er erklärte nach S. 33 dem Präfecten, daß er in dem Falle, wenn der Prinz darauf beharrte, seinen Abfall von der katholischen Kirche in Strassburg selbst solemnisieren zu wollen, sich nicht würde entbrechen können, in seiner eigenen Kathedrale

mit einer Controvers = Predigt zur Vertheidigung seiner Religion aufzutreten; und wer fühlt nicht, wie und wodurch er sich in diesem Falle und unter diesen Umständen dazu gedrungen glauben konnte? Wer fühlt aber nicht noch stärker, daß sich zuerst auch die oberste Stelle im Departement mit eben so viel Klugheit als Anstand dabey benahm. Der Präfect, Hr. Staatsrath Es-mangard, besprach sich mit dem Präsidenten des protestantischen Ministeriums, Hrn. Hafner, bezeugte ihm, daß er niemals dem Verdacht Raum gegeben habe, als ob sie den Prinzen zu gewinnen gesucht hätten, erklärte in dem leichten Tone des Hof- und des Weltmanns: „que de son coté il n'avait rien à objecter à ses desseins, et qu'il ne mettrait pas d'obstacle à leur exécution" — aber theilte ihm den Entschluß des Bischofs mit, und überließ es ihm selbst zu beurtheilen, ob es nicht zur Erhaltung der Ruhe und des Friedens zwischen den religiösen Parteyen im Departement am gerathensten und somit auch für sie selbst am zuträglichsten seyn dürfte, wenn sich der Prinz dazu verstehen würde, seinen beschlossenen Uebertritt zu ihrer kirchlichen Gemeinschaft in irgend einer der benachbarten protestantischen Kirchen in Deutschland zu vollziehen. S. 33. Eben so erklärte er sich S. 34 auch gegen den Prinzen selbst, und da sich dieser sogleich bereit bezeugte, auf den Vorschlag des Hn. Präfecten, dem auch das Consistorium beystimmte, hineinzugehen, so schien man von beiden Seiten friedlich auseinander zu kommen, da sich bey diesem Auswege auch der Bischof von einer vermeintlich pflichtmäßigen weiteren Einmischung dispensiert halten konnte. Noch unter den Anstalten, welche der Prinz zu der verabredeten Aus-führung seines Vorhabens machte, trat jedoch der Umstand ein, der alles, was damit gut gemacht werden sollte, wieder verbarb, denn nach wenigen

Lagen hatte ihm der Präfect eine von Paris gekommene, von dem Minister Corbiere signierte Verfügung mitzutheilen, nach welcher er auf der Stelle das Königreich verlassen sollte. Wohl mag man glauben, daß es nicht der Präfect war, der diese kurze und brüske Proceedur durch seinen Bericht eingeleitet hatte; vielleicht hat man auch, da Hr. Corbiere Proceuduren dieser Art zu lieben scheint, nicht einmal nöthig, den Hrn. Bischof oder die Congregation dazwischen kommen zu lassen; immer aber konnte nur die Wirkung daraus entspringen, daß das Aufsehen über den Handel selbst größer und die dadurch erzeugte Erbitterung heftiger wurde; denn der Uebergang des Prinzen zu unserer Kirche, der jetzt bekanntlich den 17. May zu Stuttgardt erfolgte, erhielt dadurch auch in Frankreich eine weiter verbreitete Publicität. Ueber diesen selbst glauben wir nur noch bemerken zu müssen, daß sich wenigstens kein eigennütziger Grund denken läßt, der den Prinzen bewogen haben könnte; denn in seinen Verhältnissen hatte er nur Unannehmlichkeiten davon zu fürchten, die auch auf seine protestantische Frau Gemahlin so stark wirkten, daß sie ihn eifrigst von seinem Vorhaben ab- oder doch zu einem Aufschube zu bringen suchte. Der einzige befremdende Umstand dabey, daß der Prinz nicht selbst und zuerst darauf verfiel, seinen Entschluß an einem andern Orte als in Straßburg auszuführen, erklärt sich hingegen einigermaßen daraus, weil er noch länger in Straßburg bleiben zu müssen glaubte, um die dort angefangene Erziehung seiner Söhne zu vollenden.

L e i p z i g.

Bey Hahn: Kritische Grammatik der hebräischen Sprache, ausführlich bearbeitet von D. Georg Heinrich August Ewald, Repetent an der theol. Fac. zu Göttingen. 1827. IV u. 684 S. in gr. 8.

Mehrere Zwecke hatte der Vf. bey der Herausgabe dieser Schrift vor Augen, die hier kurz angedeutet werden mögen, um daraus die Art der Behandlung des vielfach bearbeiteten Stoffes und die Gründe der Ausführlichkeit der Schrift zu sehen.

Wenn überhaupt richtige Kenntniß der Sprache der Schlüssel des ganzen Alterthums eines Volkes ist, so ist sichere Kenntniß der althebräischen Sprache um so wichtiger, je schwieriger im Ganzen das Verständniß der wenigen Reste der hebräischen Litteratur ist. Obgleich der bescheidene Forscher gestehen muß, daß manches im A. L. Einzelne oder Seltene in der Grammatik wie noch mehr im Lexicon nicht mit Evidenz sich beweisen läßt, so kann doch in die meisten Sprachregeln sowohl des syntactischen als formellen Theils durch fortgesetztes Studium immer höhere Sicherheit gebracht worden; und von dieser sicheren Grundlage hängt ein großer Theil der Exegese ab. Wozu die scharfsinnigste Erklärung schwieriger Stellen, wenn die Sprachelemente die Verachtung ihrer Gesetze rächen! und wie könnte so große Verschiedenheit der Deutungen entstanden seyn, wenn die Schranken der sichern Grammatik jede Willkür verhütet hätten! Sind alle Regeln der Sprache gefunden und festgestellt; sind alle unrichtigen entfernt, z. B. daß Piel privative Bedeutung habe, wonach man selbst עֵצָה durch „Weisheit nehmen“ übersetzt hat; ist alles auf diesem Felde wohl begründet und genau bestimmt: so wird die schwankende und jetzt bloß vom Gefühl oft abhängige Erklärung an innerer Sicherheit unendlich viel gewinnen.

Doch die hebräische Sprachlehre verdient nicht bloß der Exegese wegen den fleißigsten Anbau: sie fordert auch ihrer selbst wegen, aus rein philologischen Gründen, möglichst genaue Erklärung ihrer Gesetze. Je älter, einfacher und unvermisch-

ter eine Sprache, desto klarer hat sich ihr Bau erhalten, desto deutlicher läßt sich noch den ersten Gründen der Bildung und Verbindung der Wörter nachforschen, und desto sichtbarer ist der Zusammenhang ihrer Theile. Die hebräische Sprache gehört ohne Zweifel zu dieser Art von Sprachen; ihre obersten Gesetze können noch sehr deutlich entwickelt und alle Einzelheiten aus ihnen erklärt werden; im strengsten Sinne folgen auch die Abweichungen Gesetzen oder lassen sich erklären. Für den Geübten muß es aber eben so wichtig seyn, sich aller Gründe der Bildung und Verbindung bewußt zu seyn, so die Grenzen der Sprache zu kennen und alle Theile des Gebäudes leicht zu übersehen, als ermunternd für den Anfänger, wenn der Verstand in dem Erlernen dieser Sprache dem Gedächtniß zuvorkommen kann. Nicht zu gedenken, daß gründliche Einsicht dieses ältesten Dialect den besten Schlüssel gibt zum Verständniß aller übrigen semitischen.

Für die Erforschung der innern Gründe der hebräischen Sprachgesetze ist aber bis jetzt sehr wenig geleistet; noch keine semitische Sprache ist mit der Tiefe und Gründlichkeit untersucht, mit der jetzt die griechische oder deutsche Grammatik zum großen Vortheil der Wissenschaft behandelt wird. Die Gesetze der arabischen Sprache hat de Sacy etwas gründlicher beschrieben; obgleich er nicht alles erschöpft hat; und diese Sprache ist auch wegen ihrer eigenen Ausbildung und wegen der Vorarbeiten der arabischen Grammatiker leichter zu entwickeln: aber die hebräische Sprache haben keine alten Grammatiker behandelt; die jüdischen Grammatiker des Mittelalters (möchten wir die frühesten genau kennen!) verstehen nicht einmal die masorethische Bearbeitung der Schriftsprache noch vollkommen, und die neuern Grammatiker haben mehr die Spracherscheinungen ge-

sammelt als ihre Gesetze und Gründe gesucht. Wie viel dunkle oder irrige Regeln finden sich noch bey Alting, Schultens und Schröder, den größten der vorigen Grammatiker, die sich bleibende Verdienste erwarben.

Nachstrebend dem Ideal, daß sich der Vf. von einer vollkommenen Grammatik gebildet hatte, suchte er die Gesetze und seltenern Eigenthümlichkeiten der Sprache eben so vollständig als deutlich und zusammenhängend darzustellen. Alle Theile der Grammatik wurden untersucht und oft geprüft; viele der obersten Gesetze und mehrere einzelne Lehren über das Verhältniß der Vocale, die Tongesetze, die Bildungen der Verba und Nomina, die schwachen Stämme, den Gebrauch der modi und tempora u. s. w. mußten neu aufgestellt werden. Seine Resultate verglich der Vf. mit den Arbeiten der besten seiner zahlreichen Vorgänger und erlaubte sich nur nach strenger Prüfung von ihrer Darstellung abzuweichen; die Gründe zu diesen Abweichungen und der gewählten Ordnung liegen in dem ganzen System, und sind bisweilen auch ausführlicher angegeben. Das Werk enthält so eine fortgehende Kritik der frühern Grammatiken, obgleich, da diese selten namentlich angeführt werden, mehr zum Vergleich der Kundigen. Der Vortrag ist entwickelnd und demonstrierend, so daß aus den wenigen obersten Gesetzen alle Einzelheiten erklärt und auch die scheinbaren Abweichungen auf ihre Gründe zurückgeführt werden. Die Entwicklung der Gesetze aber, wie kann sie besser gegeben werden, als genetisch auf dem rein historischen Wege, indem man aus dem Ursprünglichen und Frühern das Spätere und allmählich entstehende erklärt? Dieser historisch-kritische Untersuchungsgang ist desto leichter möglich, je deutlicher sich in den Büchern des A. L. die Sprache aus den ver-

schiedensten Zeitaltern zeigt, und desto nöthiger, da sich die hebr. Sprache überhaupt in Haupttheilen noch nicht so fixiert hat, wie später die arabische und syrische, sondern mit der größten Freyheit ältere und spätere Bildungen umfaßt und sich stets verändert vom Pentateuch bis zum Daniel. So ist es ein verkehrter, unhistorischer Weg, wenn man die Lehre von der Bildung der

Stämme ב mit der Vorschrift anfängt: „der imper. und inf. const. verlieren per aphaeresin ihr Nun“, da diese Erscheinung, so ausgedrückt, eben so unrichtig als unbegreiflich ist.

Wie wesentliche Vortheile die genaue und vorsichtige Vergleichung der Dialecte bringt, hat der Verf. zu seiner Freude durch alle Theile der hebräischen Grammatik erfahren, obgleich sie hier der Kürze wegen nur selten berührt werden konnte; andere oberflächliche und unrichtige Vergleichen der neuesten Grammatiker, z. B. קָנָה mit dem gänzlich unähnlichen קָנָה mußte zurückweisen. Möchte sich doch immer mehr der Glaube verbreiten, daß nur tiefe umfassende Kenntniß der Dialecte, diese aber unberechenbar viel, zur Vergleichung und Erklärung des Hebräischen nützt! — Das Ansehen der masorethischen Vocalisation wurde dem Verfasser durch die Consequenz und Deutlichkeit dieser Aussprache selbst fast überall gewiß; doch mußte er bisweilen, wo sich in der alten Schrift deutliche Gegenbeweise fanden, an ihrer durchgängigen Richtigkeit zweifeln. — Die Lehre von den Accenten, die an sich mit der Grammatik nicht zusammenhängt, soll künftig besonders herausgegeben werden.

Ewald.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

40. Stück.

Den 10. März 1827.

B e r l i n .

Ex officina Academica (vendit Reimer).
Corpus Inscriptionum Graecarum. Voluminis Primi fasc. 2. Seite 293 — 572. — Ref. gibt, seinem Versprechen im 98sten St. S. 978 des vorigen Jahres gemäß, bey der Anzeige dieses zweyten Hefts zugleich Nachricht von den gesammten Attischen Inschriften, deren Reihe jetzt geschlossen ist, und hat dabey besonders den Zweck darauf aufmerksam zu machen, welche Erweiterung die Wissenschaft der Alterthümer durch die Bekanntmachung, Zusammenstellung und überall gleich gründliche Critik und Erläuterung dieser Steinschriften erhält. Die Anordnung der Attischen Denkmäler in 12 Classen könnte bey dem ersten Anblick unsystematisch scheinen; sieht man aber genau zu, so findet man, daß sie auf den verschiedenen Inhalt und die verschiedene Form der Inschriften gleiche Rücksicht nimmt, und durch Zusammenstellung des Gleichartigen ganz natürlich entstanden ist; wer diese Inschriften gebraucht hat, hat sie gewiß auch auf eine bequeme Weise

N [2]

abgetheilt gefunden, und das ist die Hauptsache. Die erste Classe enthält die Beschlüsse des Volks, des Senats, der Phylen und Demen, überhaupt aller Corporationen, welche Urkunden mit einander verbunden und dem Alter nach, so viel sich dasselbe bestimmen ließ, aufgeführt sind. Die Psephismen des Volks sind verhältnißmäßig nicht zahlreich, was daher kommt, daß das Volk nicht alle seine Beschlüsse *εις στήλην λι-
δων* schreiben ließ, sondern nur solche, deren Ausstellung einen besondern Zweck hatte, vor allen Bundesbeschlüsse und Ehrenbezeugungen; die andern wurden bloß im Archiv der Stadt aufbewahrt. Die bedeutendsten Stücke sind folgende: N^o. 73. Der Bundesbeschluß mit dem Ionischen Eruthrá, aus Olymp. 83 od. 84, (den, wie viele Stücke der Sammlung, Mann zuerst, und Rose ziemlich zur selben Zeit herausgegeben wie die Academie). N^o. 74. Die Erneuerung der alten Freundschaft mit den Rheginern aus Ol. 86, 4. N^o. 75. Ein sehr interessanter und vorzüglich fleißig behandelter Beschluß über Eintreibung rückständiger Tribute der Bundesgenossen, etwa aus Ol. 89 (nicht alle Ergänzungen sind sicher; die Erwähnung des Areopags indeß vertheidigt der Herausg. in dem neuesten Prooemium lectio-
num). N^o. 76. Der aus der Staatshaushaltung Bb. 2 S. 198 bekannte wichtige Beschluß über die Zurückzahlung der aus den Tempelcassen genommenen Gelder, dessen hier mitgetheilte Resti-
tution von der früher gegebenen nur in einem Worte abweicht. N^o. 80. Ein dunkles Bruchstück, welches der Herausg. auch schon a. D. S. 206 mit einer geistreichen Kühnheit behandelt hat, obgleich in Betreff der *κατάστασις* auch dem Ref. die Einwendungen des Hallischen Re-
censenten gegründet erscheinen. N^o. 84. Das bis-
her unbekannte Psephisma des Kephalos, aus

Dl. 100, 4., wodurch ein Parianer belobt wird, der die Annäherung der Lakonischen Flotte unter Pollis gemeldet hatte. №. 86. Ein leider sehr verflümmeltes Stück, welches σύβολα zwischen Athen und Phaselis betrifft, und — wenn es besser erhalten wäre, auch über die δίκας ἀπὸ συμβόλων Aufschlüsse geben würde. №. 87. Die Athener machen den Sidonischen König Stratton zum Proxenos, zwischen Dl. 101 u. 103, wie der Herausg. sehr wahrscheinlich macht. Auch №. 90. 91. 92 sind Decrete, wodurch Fremde zu Attischen Proxenen gemacht werden, das erste trifft Dl. 106, 2. №. 96. Ein Psephisma des bekannten Demades, wodurch Kydoniaten belobt werden, die in Kreta Attische Gefangne ausgelöst hatten. №. 105. Ein Decret zu Ehren des Asandros, eines Makedonischen Dynasten in Kleinasien, aus Dl. 116, 3. Für Asandros las man früher einen ganz andern, seltsamen Namen, doch hat der Herausg. es durch historische Auseinandersetzungen höchst wahrscheinlich gemacht, daß Ἀσανδρον auf dem Marmor stehe. №. 106. ist ein Decret zu Ehren eines sonst unbekanntes Zenobotos, №. 107 aber für den Bosporanischen König Spartokos IV., aus Dl. 119 — 124, welches der Herausg. nach Osann und Raoul-Rochette, aber in manchen Stücken richtiger behandelt. Das Fragment №. 111 ist interessant, weil es der Zeit angehört, in welcher die Zahl der Attischen Phylen durch die Antigonis und Demetrias vermehrt war, bey welcher Gelegenheit der Herausg. zeigt, welchen Platz diese Stämme, so wie später die Ptolemais und Attalis, in der beständigen Ordnung der Phylen einnahmen. №. 112. Ein Psephisma, wonach die Prytanen einer Phyle bekränzt werden. Die Ergänzung des sehr verflümmelten Bruchstücks ist durch genaue Vergleichung des sehr ähnlichen Fragments №.

113 bewerkstelligt worden. Der Stein, auf dem dieß letztere steht, enthält aber noch die letzten Zeilen eines Beschlusses, wodurch ein Einzelner bekränzt wird. №. 122 ist zu Ehren des Pergamenischen Philetáros, des Bruders von Eumenes II., verfaßt. №. 123. Der wichtige Beschluß über Maas und Gewicht, aus der Staatshausch. II. S. 341 bekannt. Was die Form dieser Psephismen, bey deren Aufzählung Ref. nur minder bedeutende Bruchstücke übergangen hat, im Allgemeinen anlangt, so bemerkt man leicht, daß man nur eine doppelte unterscheiden kann, die ältere *ἔδοξεν τῇ βουλῇ καὶ τῷ δήμῳ*, . . . *ἐπρυτανευσεν*, . . . *ἔγραμμάτευσεν*, . . . *ἐπεστάται*, . . . *εἶπε· ἐπειδὴ κ. τ. λ.*, der die Urkunden bis №. 86 angehören; und die jüngere, die sich zuerst №. 90 findet: *ἐπὶ . . . ἀρχοντος, ἐπὶ τῆς . . . πρυτανευούσης* (mit Angabe der Zahl), . . . *ἔγραμμάτευσεν*, . . . *τῆς πρυτανείας, τῶν προέδρων ἐπεψήφισεν*, . . . *ἔδοξεν τῇ βουλῇ καὶ τῷ δήμῳ* . . . *εἶπεν κ. τ. λ.* Denn obgleich diese zweyte Form allerdings weit größere Verschiedenheiten zeigt, als die erste, so darf man doch nach den Inschriften durchaus nicht drey verschiedene Formen annehmen, wie der treffliche Schömann um der, so mannichfache Spuren der Verfälschung an sich tragenden, Psephismen bey Demosthenes willen früher statuierte. Daß aber der *ἐπιψηφίζων* in der Inschrift №. 90 noch ein Prytane ist, und erst zwischen Olymp. 109 u. 111 ein proedrus non contribulis zu seyn anfängt, zeigt der Herausg. zum Theil auf Schömann de comit. p. 90 A ff. sich stützend, mit großer Evidenz. — Beschlüsse des Rathes der Fünfhundert sind blos №. 115, eine Inschrift, welche mehrere Belobungsdecrete enthält, u. №. 124, worin einer *σύνδοκος* Delischer Handelsleute erlaubt wird das Bild ihres Athenischen

Prorenos zu Athen aufzustellen (nach Dl. 152). Beschlüsse von P h y l e n sind №. 85, wo der Krepische Stamm Dl. 101, 1. nach einer Versammlung auf der Akropole einen Kranz ertheilt, und №. 184, eine Urkunde über Verpachtung der Grundstücke eines Stammes. Zahlreicher sind die *δόγματα* der Demen. №. 70 betrifft die *Sacra* der Skamboniden, №. 82 ist ein Beschluß der Plotheer über Verwaltung und Verwendung von Gangelbern (3. 18. 19 schlägt Ref. vor: *ἴσον δὲ κατ' ἐν[ιαυτ]ῶν δαπεύεται*), №. 88 ein Decret der Ortschaft Halá Xeronides über ihre Finanzverwaltung, aus Dl. 103, 2. Besonders merkwürdig ist die zu Leyden befindliche, wohl: erhaltne, №. 93 mitgetheilte Inschrift, wornach die Xeroneer Dl. 108, 4 eine Strecke Landes, ihre *πέλλης γῆ*, d. h. ihr steinigés Hochland, (vgl. p. 345 und über das Wort besonders Platon Kritias p. 111 mit den Schol.) auf vierzig Jahre verpachten; sie wird hier eben so gelehrt erläutert, wie sie an sich unterrichtend ist. Dabey erwähnen wir auch gleich das andere, №. 214 nachträglich bezugbrachte Decret der Xeroneer, worin mehrere Magistrate des Demos belobt werden. Die Decrete der Peiräeer, №. 101. 102. 103, sind aus Chandler bekannt; das letzte Stück war in der Staatshaußhaltung behandelt, ist aber hier mit neuem Fleiß bearbeitet. Besonders merkwürdig ist das nach 123, 3 abgefaßte Decret des Attischen Kleruchens: Staats auf Salamis (nicht des Demos) für Theodotos, №. 108. №. 99 ist ein vom Herausg. bewundernswürdig restauriertes Befränzungsdecree der *συλλογεῖς τοῦ δήμου*, einer Behörde, die das Volk zu Opfermahlen zusammenrief und ihm darum in der Zeit, da der Bauch der Gott der Athener war, fast so wichtig war wie die Ochsenkäufer. №. 109 u. 110 gehören kleineren Cultusvereinen, *διδάσταις*, an; einen solchen

bilden auch die Sarapiasten, deren Decret (N^o. 120) indeß nicht ganz sicher Athenisch ist. N^o. 126 ist ein Gesetz einer Eßgesellschaft, bey dem sich auch ein größtentheils verlorneß Gedicht befand. Eine lange Inschrift, die unter einer Bildsäule der πόλις Ἀθηναίων gestanden zu haben scheint, und einige tituli honorarii, die nicht gut einen andern Platz erhalten konnten, machen den Beschluß dieser Classe. Die zweyte enthält Urkunden der Attischen Magistrate, besonders der Schatzmeister. Unter diesen ziehen wieder vorzüglich die Schatzmeister des Tempels der Athena auf der Burg unsere Aufmerksamkeit auf sich. Ihre Urkunden sind theils Verzeichnisse der Schätze im Parthenon, sowohl derer die sie von ihren Vorgängern überkommen, als derer die sich unter ihrer jedesmaligen Verwaltung dazu gesammelt; theils Aufzeichnungen der jährlichen Ausgaben. Sene ersten Urkunden sind in diesem Corp. Inscr. mit einem so glücklichen Scharfsinne behandelt, daß ihre ganze Einrichtung und Beschaffenheit nun völlig klar wird. Die Jahre der Verwaltung wurden nach den Panathenäen, die man im ersten Monat des bürgerlichen Jahrs feyerte, gerechnet; die Behörde jedes Jahrs verzeichnete, was sie betraf, besonders, aber die Aufzeichnungen der Pentaeteris von einem großen Panathenaischen Fest bis zum andern kamen unter eine Ueberschrift und bilden immer ein Ganzes. Die erhaltenen Urkunden betreffen die Pentaeteriden von Dl. 86, 3 — 92, 3 (n. 137 — 142), von 95, 3 — 96, 3 (n. 150) und von 98, 3 bis 99, 3 (n. 151). Die zehn Schatzmeister jedes Jahrs werden vor Eukleides bloß durch ihren Schreiber, und oft zugleich durch das vorsitzende Mitglied des Collegiums bezeichnet, nach dem Archon Eukleides findet man sie vollständig aufgezählt. Ihre Ordnung wurde vor Eukleides nach der zufälligen Prytanien-Ordnung jedes Jahrs, nachher nach

der beständigen Reihe der Phylen bestimmt. Für die Restitution der Inschriften ist aber besonders die Entdeckung wichtig, daß nicht jeder Stein für sich stand, sondern alle solche eine Art Mauer im Parthenon bildeten, von der zuerst die Vorder-, und dann erst die Rückseite beschrieben wurde, und zwar so, daß die Zeilen oft über mehrere Steine hinwegliefen. Durch die genaueste Aufmerksamkeit auf alle solche Umstände ward es möglich, in der Ergänzung dieser Art von Inschriften das scheinbar Unmögliche zu leisten. — Der anderen Art von Urkunden, welche die Ausgaben betrifft, gehören N^o. 144 bis 149 an; hier wird nicht nach panathenaischen, sondern nach den gewöhnlichen bürgerlichen Jahren gerechnet; das verausgabte Geld ist theils aus den laufenden Einnahmen des im Dpisthodomos liegenden Staatsschatzes, theils aus diesem Schatz selbst und den Tempelschätzen im Parthenon genommen. Der Choiseul'sche Stein im Louvre enthält drey solcher Inschriften (147 — 149), von denen zwey hier zum erstenmal herausgegeben werden; die Hauptinschrift ist von Ol. 92, 3, hernach wurde aber die Rückseite des Steins noch für mehrere Aufzeichnungen benützt, die sich an andere, daneben gestellte, Urkunden angeschlossen; die obere Inschrift dieser Seite gehört Ol. 92, 4, die untere entweder den beiden Jahren Ol. 93, 1 u. 2, oder 2 u. 3 an, wie der Herausg. auf eine sehr einleuchtende Weise darthut. Urkunden, welche sich weniger classificieren lassen, sind folgende: N^o. 143, wahrscheinlich ein Stück der in dem Psephisma N^o. 75 befohlenen Aufzeichnung der bezahlten Tribute der Bundesgenossen. N^o. 155 eine Liste jährlicher Geschenke von Frauen an die Artemis Brauronia auf der Burg, meist Kleider. Daß diese Gegenstände bey jeder Uebergabe einzeln aufgeführt worden wären, findet auch Ref. unwahrscheinlich. N^o. 157 das

Fragment, wovon der Herausg. es schon früher wahrscheinlich gemacht hat, daß es zur Abrechnung des Lykurgos gehörte. №. 158. Die berühmte Urkunde der Attischen Amphictyonen in Delos über die Einnahmen und Ausgaben von den Jahren Ol. 100, 4 bis 101, 3. №. 159. Ein Verzeichniß der von diesen Amphictyonen ihren Nachfolgern übergebenen Tempelschätze aus Ol. 111 wie es scheint. Der Ref. hält sich bey diesen Stücken nicht länger auf, um zu der merkwürdigen Urkunde über den Bau des Tempels der Polias zu kommen, von deren Bearbeitung er um so mehr verpflichtet und befugt ist etwas ausführlicher zu reden, da er dieselbe Inschrift vor einigen Jahren in einer Abhandlung über den Tempel zu erklären versucht hat (s. diese Anzeigen 1821 S. 369). Um erst von dieser Arbeit etwas zu sagen, so regte den Ref. dazu die bestimmt gewonnene Ueberzeugung an, daß die Urkunde sich auf den jetzt noch stehenden Tempel der Polias beziehe; er glaubte mehrere Stücke des Baues genau wieder zu erkennen, und eine richtigere Erklärung derselben als die seiner Vorgänger, namentlich des gelehrten Architekten Wilkins, gefunden zu haben. Gerade in diesen abweichenden Erklärungen hat ihn auch erneuerte Untersuchung und die vorliegende Bearbeitung noch bestätigt; und wenn Wilkins durch Rose *Inscriptiones Graecae vetustissimae* p. 178 die *πλίθοι* im Anfange der Inschrift auch jetzt noch nicht als Mauer-Quadern gelten lassen will, worauf die Erklärung des Ref. hauptsächlich gebaut ist, so ist dieser Widerspruch offenbar ohne alle Begründung geblieben. Er bemerkt zwar, Stuart gebe die Mauersteine als 5 Fuß lang an, während die *πλίθοι* der Inschrift *τετραπόδες* seyen; aber dies thut Stuart nirgends anders als in einer ziemlich freyen Reconstitution des Tempels (Vol. II. Chap. 2. pl. 7)

wo dergleichen ganz nach Willkühr und Belieben bezeichnet ist. Dagegen versäumte Ref., bey jener Arbeit ganz mit dem Einzelnen beschäftigt, sich eine deutliche Ansicht von dem Zweck und Zusammenhange der ganzen Urkunde zu verschaffen; indem dies nun der neue Herausg. zum vorzüglichen Augenmerk gemacht hat, hat er auch die Erklärung des Einzelnen bis zu einem Grade von Präcision und Sicherheit geführt, der einen Jeden um so mehr mit Bewunderung und Freude erfüllen wird, je eifriger und genauer er diesen Theil des Werks studiert. Die *Ἐπιστάται* des Tempels geben nach der unstreitig richtigen Erklärung des Herausg. nicht an, in welchem Zustande sie den Tempelbau übernommen, sondern wie sie ihn bey einer besonders angestellten, durch ein *Ψεφίσμα* veranlaßten, Revision gefunden. Um nun genau zu bezeichnen, was bisher darin geschehen war, mußte erstens angegeben werden, wie hoch der Aufbau gediehen sey, und zweitens auch, was zur Fortsetzung desselben von Materialien angeschafft und zubereitet sey. Das erstere geschieht dadurch, daß nachgewiesen wird, was zur Vollendung noch fehle; und dies bedeutet die früher unverständene Ueberschrift: *τὸν νεὼν τὰδε κατελάβομεν ἡμεῖρα*, „dies fanden wir als die noch unfertigen Theile des Tempels.“ Denn wenn man hiebey an einzelne Steine denkt, deren Bearbeitung noch nicht vollendet gewesen wäre, wie auch Ref. früher gethan, so kommt durchaus keine richtige Disposition der Inschrift heraus. In diesem Theile wird nun angegeben, daß unterhalb des Frieses nur noch einige Steine der Mauer, ihres Simses und des Hauptbalkens, so wie ein Capital einer Halbsäule nebst dem inwendig entsprechenden Pilasterkopfe, fehlten, das übrige Werk aber bis zum Fries, inclusive, vorgerückt sey, dem man unter diesen Epistaten auch schon die

mit Relief versehenen Tafeln aus Eleusinischem Kalksteine vorzustücken angefangen habe. Außerdem war noch die Sculptur einiger Capitäle u. die Cannelüre fast aller Säulenschäfte zu vollenden, manche Zierrath zuzufügen, und die Politur mehrerer Wände zu machen; auch fehlte noch Einiges in den beiden Nebenhallen des Gebäudes. Nun folgt zwentens die Aufzählung der zum Bau herbeigeschafften und vorbereiteten Stücke, welche unten liegen (*ἄ χαμαί*), und die theils für sich schon fertig, theils noch nicht vollständig bearbeitet waren. Da kommt denn gleich ein Stück, *μασχαλιαία πλινθος*, d. i. ein Eckstein der Mauer, gerade von derselben Art und Proportion, wie er in dem ersten Abschnitte als noch fehlend bezeichnet war. Aber noch vor diesem werden gewöhnliche Mauersteine genannt von denselben Maaßen, wie die oben als fehlend bezeichneten, aber — was befremdet — es finden sich deren elf, da oben nur vier fehlten. Diese der richtigen Erklärung im Wege stehende Schwierigkeit wird indessen völlig durch die neue Lesart *ἄρρητοι*, die Herr Rose dem Herausg. mitgetheilt und dieser geistreich benützt hat, überwunden. Es waren nämlich Steine, die nicht ganz nach den richtigen Maaßen behauen waren. Dadurch erklärt sich nun auch, warum der Tempel an der Stelle, für welche diese Steine bestimmt waren, nämlich der Südseite und Südwestecke, im Vergleich mit der Nordseite bedeutend zurückgeblieben war, und es verbreitet sich über das Ganze die allergrößte Klarheit. Hierauf folgt nun, wie der Herausg. darthut, eine große Lücke, indem die zweyte Columne des Steins mit der ersten durchaus nicht unmittelbar zusammenhängt. In diesem fehlenden Stücke wurden die übrigen fertigen Steine aufgezählt, und die Liste der noch nicht ganz bearbeiteten begann, die hernach auf der zweyten Columne wei-

ter fortgeführt wird. Hier wird zuerst eine Anzahl Steine erwähnt, aus denen der noch fehlende Fries zusammengesetzt werden sollte (denn daß diese gemeint sind, bringt der Herausg. zu großer Evidenz), dann folgen Steine des Gesimses, andere für das Giebelfeld der großen Nebenhalle, Steine zu einer Thür und einem Altar, der oben als fehlend genannt war, womit die Inschrift schließt. So wie der Herausg. bey dieser Erklärung manchen architectonischen Ausdruck (wie γογγύλος λίθος, μέτωπον, ἀνδρείμιον, προστομαῖον) neu erklärt oder genauer bestimmt hat, so hat er auch die ganze Anlage des heiligen Gebäudes, namentlich seiner Krypten, in ein helleres Licht gesetzt; und ob ihm zwar dabey die Gelehrsamkeit Hirt's zu Hülfe kam, so muß doch auch die Sicherheit und Gewandheit bewundern, mit der der Herausg. selbst sich auf diesem, nicht einmal allen Archäologen zugänglichen Felde bewegt. — Die übrigen Nummern der Classe enthalten ein Stück *δημόπρατα*, und zwey interessante Fragmente von Urkunden über die in verschiedenen Prytanieen in Erbpacht gegebenen Bergwerke. Die dritte Classe, *tituli militares*, enthält Aufzeichnungen gefallener Krieger nach der Ordnung der Phylen, die in der Prytanieen-Folge, nach der sie auch in der Schlacht neben einander standen, aufgezählt werden. Die alten Athener waren als religiöse Leute in solchen Todtenlisten sehr gewissenhaft, dagegen die Späteren gern bey lebendigem Leibe ihren lieben Namen irgendwo aufgezeichnet sahen; daher von diesen Listen die größere Anzahl, nämlich sechs, aus der Zeit vor dem Peloponnesischen Kriege stammen. Besonders wichtig ist die erste Nointelsche Inschrift, das bekannte Gedicht auf die vor Potidäa Gefallenen, und die zwey Cataloge auf einem Steine aus Pl. 89, 1 wie es scheint. Auf die Attischen Krieger

folgen hier, als außerhalb der Phylen stehend, *ἐγγραφοί*, nach der Erklärung des Herausg. Schutzgenossen, die unter die Hopliten eingeschrieben waren, dann *τοξόται*, Schutzgenossen als Bogenschützen, endlich *ξένοι*, Mieths- oder Bundestruppen. — Einen entgegengesetzten Anblick bietet die vierte Classe (Archontes, Prytanum catalogi, tesserae judicum) dar — den einer Zeit, welche vorübergehende Würden, die in der Wirklichkeit nicht mehr viel zu bedeuten hatten, ohne eigentlichen Grund durch Inschriften zu verewigen sucht. So sind die Nummern 180 — 182 (von denen die mittlere das J. v. Chr. 15 betrifft, die übrigen ähnlicher Art und darum wohl aus derselben Zeit sind) Listen der neun Archonten, der Herolde des Areopag und des ersten Archon, eines *ἀλλητής* und *λιτοργός*, deren Zweck und Veranlassung gar nicht einmal anzugeben ist. Dann folgen von N. 183 an Listen, größtentheils aus der Zeit der Antonine, in denen die Prytanen einer Phyle nebst den *ἀεισίτοις*, welche mit ihnen im Prytaneion speisten und aus Priestern, Herolden, Schreibern, einem Flötenbläser und dem Schließer des Opferhauses bestanden, aufgezählt werden. In der Regel sind es die Prytanen selbst, die sich aufschreiben lassen; sie wollen sich dadurch ehren, ohne einen Grund anzuführen, warum sie Ehre verdienen. Doch sind diese Denkmäler der Eitelkeit nicht bloß für die damalige Verfassung wichtig (sie lehren z. B. daß von den dreizehn Phylen jede gewöhnlich, mit Einschlusse des Epistates, Eponymos und des *γραμματεὺς τῶν βουλευτῶν*, der immer zur *φυλῆ πρυτανεύουσα* gehörte, 41 Buleuten stellte), sondern verbreiten auch Licht über frühere Verhältnisse. Namentlich beantworten sie die Frage, welche von den *γραμματεῖς* des Staats, die nach Prytanieen erwählt wurden, zu den Prytanen gehörten, und welche nicht

(vgl. zu №. 81. 115). — Von großer Wichtigkeit für die Geschichte der Athenischen Verfassung sind die Urkunden №. 202 — 206, wo drey Prytannen unter andern Magistraten als halbjährige ἀρχὴν genannt werden; sie gehören, wie der Herausg. sehr wahrscheinlich macht, der Zeit nach Sylla's Eroberung an; die Verfassung sollte damals aristocratischer, vielleicht der Rhodischen ähnlich, gemacht werden. Noch gehören zu dieser Classe die bronzenen Täfelchen mit den Namen und Decurien der Richter, von denen in diesen Anzeigen schon 1821 S. 1175 u. S. 1498 die Rede war. Die fünfte Classe, Agonistica et gymnastica, zerfällt in Inschriften, welche musische Agonen betreffen, in Aufzeichnungen gymnischer Sieger, Ehreninschriften gymnastischer Obrigkeiten und Lehrer, gymnastische Cataloge. Auch hier ist die mannigfaltigste Belehrung zu schöpfen; wir können nur einladen sie zu benutzen. Die Unterschriften der choregischen Dreyfüße; das aufmunternde Decret des Pandionischen Stammes (213); die Didascalien, in denen die dramatischen Sieger nach den Festen öffentlich aufgezeichnet werden (№. 231) und von denen der Hrs. g. zwey sehr interessante Fragmente (№. 229. 230) genau unterscheidet, in welchen die Stücke einzelner Dramatiker chronologisch aufgezählt werden, sind mit der umfassendsten Gelehrsamkeit behandelt. In №. 213 schließt der Herausg. mit Recht die merkwürdige Lesart εἰστέλλη für ἐν στέλλη, ἐν als Proclitikon nächst mit dem folgenden Worte zusammen, und muß in der Aussprache beynah nach denselben Gesetzen der Euphonie verändert worden seyn, welche im Innern der Worte wirken; die Schreibart aber schwankt, wie überall, zwischen Aussprache und Etymologie. Bey den Ephebencatalogen macht der Hrs. g. mit Recht darauf aufmerksam, daß in der Römischen Zeit, der sie angehören, keineswegs alle Atheni-

sche Jünglinge, sondern bloß vornehmere und reichere sich als ἐφηβοὶ einschreiben ließen, und die gymnastische Erziehung derselben genossen, daher ihre Zahl gering ist, und selten zwölf aus einem Stamme aufgezählt werden. Indessen konnten auch Fremde ἐφηβεύειν, welche ἐπέγραφοι heißen und in diesen Listen besonders aufgeführt werden. Im Ganzen erscheint auch das Wesen dieser Epheben, die sich φίλοι, γοργοὶ und γνήσιοι nannten, und auch ihre engeren Freundschaftsverbindungen in diesen Steinschriften verewigen ließen, als leerer Prunk und Zeichen innerer Schwäche. Die einzelnen Inschriften mit den Erläuterungen des Herausg. belehren über mehrere Punkte der Alterthümer und der späteren Geschichte Athens, die der Ref. hier zu übergehen genöthigt ist. Die sechste Classe enthält Bruchstücke von Listen, von denen nicht mit Sicherheit angegeben werden kann, von welcher Art sie waren. In der siebenten sind Ehrenbezeugungen gegen Kaiser und Personen der kaiserlichen Familie mit kaiserlichen Decreten vereinigt. Die erstern betreffen M. Agrippa, die jungen Cäsares Gajus und Lucius, die Julia, den Claudius; viele gehen den Hadrian an, und sind von den Fußgestellen der Statuen, welche zahlreiche griechische Städte diesem Kaiser im Olympieion errichten ließen; andere sind auf Antoninus Pius, der von einer Synodos Dionysischer Techniten als neuer Dionysos gefeyert wird; am merkwürdigsten ist das überaus förmlich abgefaßte Decret des Areopags, Raths der Fünfhundert und Demos, daß der Tag, an dem Septim Sever den Caracalla zum Mitregenten angenommen, als Festtag gefeyert werden solle. Zur andern Art gehören №. 354, Bestimmungen eines Kaisers über Schuldner der Attischen Gemeinde; №. 355, das bekannte Decret Hadrians über Del-Lieferungen, zu denen die Besitzer von

Olivengärten verpflichtet werden; Nr. 356, ein Edict, wie es scheint, von Constantinus Chlorus und Galerius Maximianus, welches indeß Athen, wo es gefunden, nichts angeht. Die achte Classe enthält Ehreninschriften aus den spätern Zeiten des Attischen Staates. Zuerst auf Könige: Ariobarzanes den II. und den III., Kotys Rhesisporis Sohn, wahrscheinlich den vierten des Namens, unter Octavian König der Capäer, Ptolemäos Zuba's Sohn, der unter Tiber in Mauretanien regierte, Julia Berenike und den Syrischen Philopappos Epiphanes Sohn, dessen Monument durch die Behandlung des Herausg. neues Licht erhält. Unter den Römern, deren Lob man hier liest, ist der Architect Cossutius, Nr. 363, unter den Attischen Archonten der Rhetor, Geschichtsschreiber und Feldherr Dexippos, Nr. 380, besonders merkwürdig. Die Inschriften zu Ehren von Priestern werfen neues Licht auf die Geschichte der Familie der Lykomiden, zu der Themistokles gehörte, und man kann ihre Genealogie nun noch weiter verfolgen, als es bisher möglich war. Auch über die Eleusinischen Geschlechter der Eumolpiden und Keryken wird mancher neue Aufschluß gegeben, besonders wichtig ist der bestimmte und genau begründete Begriff, den der Herausg. zu Nr. 393 von dem *παῖς ἀφ' ἐστίας* gibt. Inschriften auf andere Männer und auf Frauen beschließen diese Classe. Die neunte Classe enthält Aufschriften auf Weihgeschenke und öffentliche Bauten, die nicht schon in andern Classen vorgekommen sind. Sehr viel werth ist eine kleine Fourmontsche Inschrift, Nr. 463, die auf einem der Phratrie der Achniaden gehörenden Heiligthum des *ἑβδόμενος* Apollon stand; sie lehrt zuerst mit Sicherheit, daß die Phratrien auch patronymische Namen hatten. Nr. 481 wird eine kleine Capelle, wahrscheinlich ein *Iseum*,

mit interessanter Umständlichkeit beschrieben. Wie hier die Topographie Athens wichtige Aufklärungen erhält, so sind Nr. 507 u. 508 (von der Phila und Pythonike) mit besonderer historischer Gelehrsamkeit behandelt. In der zehnten Classe sind Angaben gottesdienstlicher Feiern, Gränzsteine von Heiligthümern, Bleytafeln mit magischen Bannformeln vereint, an welche manches Andere gelegentlich angeknüpft wird, wie an die ὄροι heiliger Ländereien diejenigen ὄροι, welche ein Grundstück als Hypothek bezeichnen. Die Belehrung über Cultus-Altenthümer und Topographie ist auch hier so mannigfach, daß Ref. nur eine kleine alte Inschrift (Nr. 526) ὄρος τρυμένους Ἀθηναίων als Beispiel Ionischer Formen im frühern Attischen Dialect erwähnen kann. Am zahlreichsten ist natürlich die Classe der Monumenta privata, die eilfte (N. 548 — 1034). Obgleich hier am wenigsten Belehrung über antiquarische Gegenstände erwartet werden kann, so hat doch der Herausg. schon dadurch wissenschaftliche Resultate vorbereitet, daß er die Inschriften, welche Namen von Bürgern enthalten, nach den Demen, die, worin Namen von Fremden, nach den Städten ihrer Heimat gestellt hat; indeß ist die Frage nach dem Demos Milet noch nicht ganz erledigt. Die Phönitische Schrift zweyer Grabmonumente hat Gesenius erläutert. In die zwölfte Classe, Fragmenta varia, (1035 — 1049 b) haben nur wenige Inschriften, deren Inhalt dunkel und unbestimmt, geworfen werden dürfen. Die Megarischen Inschriften wird Referent mit den Peloponnesischen, die nun folgen sollen, in seiner Anzeige zusammennehmen.

R. D. M.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

41. Stück.

Den 12. März 1827.

E r l a n g e n.

Bey J. J. Palm u. Ernst Enke. 1826: Geiler von Kaisersberg's Leben, Lehren und Predigen, dargestellt von Friedrich Wilhelm Philipp von Ammon. X u. 236 S. 8.

Der viel besprochene, gewöhnlich aber sehr unvollständig benutzte, auch seiner zahlreichen, seltenen Werke wegen nicht leicht zu benutzende Prediger gehört unter die ausgezeichneten Männer seiner Zeit und kann in mehr als einer Hinsicht dem über 200 Jahre älteren, erst neulich wieder erweckten Bruder Berthold von Regensburg an die Seite gestellt werden. Beide hatten sich einer außerordentlichen, früher und wahrscheinlich auch später in Deutschland unerhörten Popularität zu erfreuen. Denn die Mystiker, namentlich Tauler, scheinen lange nicht so allgemein angeregt zu haben und Luthers freylich weit größere, tiefere Wirkung auf unser Volk hatte noch ganz andere Gründe als seine rednerischen Gaben. Auch darin gleichen sich Berthold und Geiler, daß ihrer Fruchtbarkeit ungeachtet keine ihrer Reden in authentischer Form auf die Nachwelt gekommen sind. Zuhörer schrie:

D [2]

ben die gehörten Predigten mit Treue und Sorgfalt nieder. Ein näheres Urtheil hierüber, was Bertholden betrifft, wird sich jedoch erst dann ergeben, wenn, wozu wir auch hier ermuntern, einmal die verschiedenen Handschriften untersucht und seine Predigten vollständiger bekannt gemacht worden sind. Geiler predigte schon nach Erfindung der Buchdruckerkunst, seine Verbreitung war also viel leichter und schneller. Handschriften scheinen nirgends mehr vorhanden. Man ging aber auf eine doppelte Art zu Werke. Die eine Weise war mehr im Geschmack der damaligen gelehrten Welt, d. h. die gesammelten Reden wurden in Latein übertragen und so gedruckt; wahrscheinlich lag eine deutsche Niederschrift immer zu Grunde. Denn in den lateinischen Texten finden sich oft noch deutsche Worte und Phrasen parenthetisch beybehalten, sey es daß mit ihnen der Uebersetzer nicht recht fertig wurde, oder die stärkere Kraft des originalen Ausdrucks selbst fühlte. Jacob Dtt her, Geilers Schüler und Vertrauter (discipulus, familiaris) ist der gewöhnliche Uebersetzer und vielleicht hat er seinem Meister die Entwürfe, eh sie in Druck gegeben wurden, vorgelegt. Von einigen dieser Ausgaben veranstaltete Johannes Aelphus gleich darauf Verdeutschungen, von andern Jacob Wimpeling. Es war ohne Zweifel gerathener die Predigten deutsch erscheinen zu lassen und nach der ersten Aufzeichnung, nicht erst durch Rückübertragung. Des Redners natürliche, ganz auf das gemeine Leben berechnete, ungeschmückte Ton fügt sich ungern in lateinisches Gewand. Einige Reden sind von einer Nonne nachgeschrieben, andere von Heinrich Wessmer, die meisten von dem durch das Buch Schimpf und Ernst auch sonst bekannten Barfüßer Johannes Pauli. Gewöhnlich wird versichert: aus des Predigers Mund, von Wort zu Wort. Wir halten

Hrn. Prof. von Ammons Annahme (S. 33. 34), daß Pauli minder getreu verfahren sey, nicht für ausgemacht. Alle, auch die von Pauli aufgezeichneten Reden tragen das Gepräge Eines Styls und Einer Sprache an sich; umständlicher bewiesen werden müßte dieß durch eine sorgfältige grammatische Vergleichung. Daß Pauli manches wegließ, was die überhaupt weit unlesbarern lat. Ausgaben haben, daran hat er sehr wohlgethan. Buchstäbliche wörtliche Einstimmung darf ohnehin von keiner solchen Niederschrift erwartet werden, die meiste Abweichung vom Urtext da, wo die Verdeutschung bloß aus der lat. Uebersetzung floß. So weicht auch Pauli's Bearbeitung der Narrenschiffpredigten sichtbar von den deutschen Parenthesen der Ottherschen Ausgabe ab.

Hrn. v. Ammons Augenmerk ist vorzüglich auf Kaisersbergs Theologie gerichtet, und er hat vielleicht durch seines Hrn. Waters, Chr. Friedrich, Geschichte der Homiletik dazu angeregt, mit fleißiger Benutzung der meistens selten gewordenen verschiedenen Predigten und passender Auswahl der nöthigen Stellen ein willkommenes, dankenswerthes Buch geliefert. Gewanntes Korn ohne Spreu, wie Seiler selbst sagt (S. 107), bieten uns seine Predigten nicht, allein sie sind freymüthig, ungeheuchelt und wissen, selbst wenn die Disposition völlig mißrathen seyn sollte, von dem gezwungenen auf das natürliche überzuschreiten. Nicht leicht wird eine Lektüre an moralischer Wirkung. Aus der Natur oder dem Leben der Menschen und Thiere steht dem Prediger fast immer eine erläuternde Beobachtung zu Gebot, die er unbedenklich, edel oder unedel, zur Anwendung bringt. Das Unedle muß außerdem nach dem Geschmac und Bedürfniß seiner Zeit beurtheilt werden. Dem Gefühl heutiger Leser wird das Passende der damals gültigen Gründe und Folgen oft entgehen, dafür

ihnen aus dem Naiven ein Reiz entspringen, den die Zuhörer des 16. Jahrh. nicht empfanden. Bertholds Ideengang, wie auch seine Sprache edler und reiner ist, hat mehr Haltung und springt weniger ab, er ist rhetorischer und seine Gleichnisse und Bilder sind mindestens eben so belebt, als bey Geiler. Dagegen scheint uns dieser spruchreicher, belebener und ist mehr mit der Zeit vorgeschritten. Wir finden in vorliegender Schrift eine geschickte und bequeme Uebersicht seiner religiösen und sittlichen Vorstellungen, seiner Methode zu predigen, zuletzt eine Auswahl seiner Sittengemälde, Redensarten und Gleichnisse. Auf jedem Blatt wird man durch wahre, zuweilen sehr glücklich ausgesprochene Behauptungen angezogen werden. Ueber die Gebrechen der Kirche und Geistlichkeit und die Vorzüge eines inneren Christenthums kommen freymüthige Aeußerungen vor, z. B. S. 92: die Mauern machen nicht das Kloster, das Kloster muß inwendig in dem Herzen seyn. S. 89: dem Ablass will ich nichts geben noch nehmen. Aber mich dünket, es wäre nöthig, daß man dazu thäte, damit das Volk wüßte, wie es daran wäre. Andere Stellen sind noch stärker und bestimmter. Man kann ihrer schon bey Berthold lesen und bey den deutschen (wie bey den provenzalischen und französischen) Dichtern des 13. Jahrh. Sie verdienen, als die Stimmung der edelsten und geistigsten Menschen 400 Jahre lang vor der Kirchenverbesserung, mit verständiger Auswahl, einmal gesammelt zu werden. Viele sind den Catholiken wohl bekannt; welche meinen dadurch gerade den Beweis der Nothwendigkeit der Reformation zu schwächen, indem sie vorgeben, die schon vor Luther lebhaft gefühlten Mängel der Kirchenzucht hätten auch ohne ihn und auf weniger gewaltsame Weise Erledigung finden mögen. Man darf aber umgekehrt schließen: was so lange Zeit glomm und knisterte und doch nicht

zum Ausbruch gelangte, forderte eine heftige, offene Anrührung, um endlich in wohlthätiger Flamme rein aufzuleuchten. Die frühe Verbreitung sprühender Funken in dem ganzen gebildeten Europa bestätigt eben den tiefen Grund und Boden, worin Luthers Lehre Wurzel faßte und noch faßt.

Für andere Leser, die in Seilers von Kaisersberg Schriften dem Gewinn für die Geschichte der Sitten, Litteratur und Sprache nachgehen, ist Hr. von Ammon weniger besorgt gewesen. Ueber des Predigers Leben finden wir nur das Bekannte, ungeachtet sich aus vollständiger Benutzung seiner Schriften verschiedenes Nähere ergibt. Selbst die Verzeichnung dieser Schriften S. 21-36 hätte nach so manchen schätzbaren Vorarbeiten (bey Fördens ist Kaisersberg einer der besseren Artikel) genauer ausfallen sollen. S. 30 ist das Buch von dem menschlichen Baum mit dem andern von dem Baum des ewigen Lebens, welches S. 36 unter 23 vorkommt, vermischt. Rec. besitzt die, 40 Blätter starke Ausgabe von 1518. Unter 15. 16. 17. werden drey Schriften, als dem Bf. nie zu Händen gekommen, besternt. Allein N^o. 15 von den Stufenpsalmen scheint einerley mit den unter N^o. 22. S. 35 genannten u. S. 167-173 ausgezogenen Predigten von den funfzehn himmlischen Staffeln. Die Stufenpsalmen (*cantica graduum*) sind bekanntlich Ps. 119—133 und Seiler wendet sie allegorisch auf Maria an. *Amoenitates* sriburg. haben wir nicht zur Hand, um nachzusehen, ob die darin gedruckte *comparatio avari ad porcum* nicht auch aus einer andern Sammlung, wie wir vermuthen, genommen ist. Der Sendbrief hingegen N^o. 17 mag wirklich aus Seilers eigener Feder geflossen seyn.

Buchstäblich treuer Abdruck der ausgehobenen Stellen ist in einer solchen Schrift, wie überall, insoweit der alte Druck nicht durch sichtbare Feh-

ler entstellt wird, wünschenswerth, wir können aber nicht in das, Vorr. S. VI, ausgesprochene Lob der Abschrift oder der Correctur einstimmen. Es sind uns nicht wenig fehlerhafte und dadurch geradezu unverständlich gewordene Sätze und Wörter aufgestoßen. Auch die zu nichts tauglichen gangbaren Abkürzungen der alten Ausgaben hätten aufgelöst werden sollen, z. B. hind', and'e in hinder, andere; wind'spiel S. 160 ist sicher falsch, man lese Widerspiel (wid'spiel). S. 168 Z. 9 steht schamoent leben f. schauwent (vita contemplativa). S. 181 „Es seind drei hürenleiß hie zu Strassburg, da man daz feber an isset. Daz erst ist die vnzeitigen rettich, das and'er (hier wird aufgelöst und doch die Abbreuiatur beybehalten; l. and' oder ander) die vnzeitigen genß, dz drit seind die vnzeitigen meidlin oder töchterlin“. Das versteht kein Leser, weil das Hauptwort verdruckt ist. Man lese: hürenbeiß, wie auch der alte Druck Bl. XII d hat; hürenbeiß sind primitiae (imperativisch zusammengesetzt, wie isenbüz, Eisenfresser, buochbüz, Buchfresser, d. h. Gelehrter; die ältere Sprache würde sagen: hiurempüz, hiurenbüz, was man des Jahrs von einem Gewächs zuerst isst). Dieß Wort bringt Oberlin Sp. 713 noch aus andern Predigten Kaisersbergs bey und nach Stalder 2, 64 lebt es in der Schweizervolksprache fort. S. 166 von der Ameise: „sie erkennt ir ar gewiter“ völlig unverständlich, l. sie erkennt von ir art (natura sua) gewiter. S. 145: „muß er haben dry ockers“ l. dryockers, driakers, d. i. Theriak. S. 192 Bistu in einem closter so suchest du die trößt auch die pheißhelderlin den ganzen tag, schnaderen und clapperen vnd würt darnach ein gewonheit darauß, darnach so muß man es thun, darnach so wil man es thun und würt dan (pro lege voluntates). Die drey letzten Worte dürfen nicht eingeklammert werden, weil sie mit in die

Construction gehören, nur fordert der Sing. wirt auch voluntas f. voluntates. Aber die erste Zeile des Satzes wird schwerlich ein Leser rathen. „Die pfeiffhelderlin“ d. h. papiliones muß eingeschlossen werden. Menschen, die durch weltliche Tröstungen sich zu zerstreuen suchen, werden Kindern verglichen, die den ganzen Tag hinter Schmetterlingen herjagen; und Johannes Pauli setzte daher dem „tröst“ als Apposition „die pfeiffhelderlin“ bey. In der latein. Ausg. von 1511 findet sich die Stelle turba 50. XVIII. Y. wie folgt: si in monasterio (o domine deus meus) quaeris similiter consolatiunculas tota die in liguriendo et garrulando, sicque fit tandem consuetudo, deinde necessitas, deinde pro lege habetur. Die darauf folgende Ausführung von dem zu grabenden Brunnenwasser ist hübsch. Nur stört die sinnlose Parenthese S. 192. 3. 9. (Secura consciam quasi inge. conuiuium); offenbar: secura conscientia quasi iuge convivium. In dem A b c, S. 186. 187. kommt der dritte Buchstab das C nicht heraus, auch verstehen wir unter 18 nicht, was S' ausfließen bedeuten soll, See oder Sehr? Etliche unter 24 bedeutet aber et, ic., mit welcher Abkürzung man zu jener Zeit das Alphabet schloß; die neue Frankfurter Ausgabe Taulers hat dieß Th. I. S. 18. übersehen, es ist daselbst zu lesen: „E. Und das alle diese lection ic.“

Die berichtigten Stellen zeigen, daß Herr von Ammon sich mit Erklärung dunkler Wörter nicht befaßt, obwohl seine meisten Leser weder hurenbeiß, noch pfeispalter, noch keffermäßig (S. 159 es bedeutet alacris, vegetus) noch vieles dergleichen verstehen werden. Oberlins, für Geiler von K. besonders brauchbares Glossar findet sich nur in wenigen Händen. Er war Oberlins Lieblingschriftsteller und sollte in einer ausführlichen Schrift, die leider nicht zu Stande gekommen ist, commentiert werden. Die unter Oberlins Vorfig erschienene Prosabeschrift Bierleins ging dem größeren Werke voraus und hatte jenen zum Verfasser. Vielleicht sind noch zu Straßburg Oberlins Collectaneen erhalten worden. Wenn auch nicht; es mag sich ein anderer Rüstiger daran machen, es kann sogar jezo mehr geleistet werden. Die Bemerkungen S. 188. 189 vorliegender Schrift sind geringfügig und zum Theil unrichtig. Es müssen nicht bloß

die Wörter und Formen ins Auge gefaßt werden, sondern mehr noch das, was sich für die Geschichte der deutschen Syntax aus Kaisersbergs freyer Prosa lernen und bestätigen läßt. Z. B. er construirt noch (wie Berthold) koufen mit der Präpos. umb (S. 153).

An Berthold, wiewohl keine Spur verräth, daß er dessen Reden gelesen (und es ist auch ganz unwahrscheinlich) erinnert sonst allerhand Zufälliges. Berthold eifert heftig gegen die gelben Schleyer der Frauen (Kling S. 19. 121. 249. 294. 401); eben so thut es Geiler (hier S. 213). Ist die gelbe Farbe vom XIII. Jahrh. bis ins XVI. bey den Frauen so in Gunst gewesen und bey der Geistlichkeit so übel angesehen? vgl. Kopp's Bild. u. Schr. 1. 93. 98. Berthold S. 315 nennt den Himmel Oberland, die Hölle Niederland. So auch Geiler (hier S. 143) mit der Hinzufügung, daß die Erde das Mittel Land zwischen beiden ausmache. Ist das von uralter Zeit her Sinn des Namens mittilgart, midiungard für Erde? Noch eine Menge solcher Bemerkungen ließen sich ausziehen, die für Sprache und Litterargeschichte Werth haben. Wir schließen hier mit folgender. Daß unser witziges Volksbuch von den Schildbürgern auf uralte Traditionen gegründet ist, bezweifelt kein Einsichtiger. Die treffliche Fabel von den Bauern, welche einer den andern festhaltend sich in den Brunnen hinablassen, weiß auch unser Prediger, mit der Abweichung, daß von Bauern die Rede ist, die einen Baum zur Erde niederbeugen wollen (S. 196). Allein er hat sie wieder nur geborgt und zwar aus Vincentius Bellovacensis (spec. mor. lib. III. pars III. dist. 17. de scandalo) aus dem wir sie, zur Bequemlichkeit anderer und weil sie kurz ist, herschreiben: homo quidam volens arborem inclinare multos sorios aggregavit; qui ascendens in arborem summitatem arboris apprehendens pendit in ea deorsum trahendo; secundus vero manibus apprehendit pedes primi, tertius secundi et quartus tertii et sic de aliis. Cum autem primus pondere gravatus screeare vellet in manus, avulsa sunt ab arbore et sic ipse et omnes alii pariter ceciderunt. Der Scherz läßt sich also schon bis ins dreizehnte Jahrhundert zurück verfolgen, oder wenigstens bis ins vierzehnte, denn die Verfasser der hist. littéraire de France stellen Vol. XVI. p. 582 auf, daß das speculum morale erst in letzterem compilirt worden sey und nicht von Vincent herrühre, wovon aber noch die Weise zu erwarten sind.

G ö t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

42. 43. Stück.

Den 15. März 1827.

P a r i s.

Histoire des plantes les plus remarquables du Brésil et du Paraguay; comprenant leur description, et des dissertations sur leurs rapports, leur usages etc. Avec des planches, en partie coloriées. Par M. Auguste de Saint-Hilaire, Correspondant de l'Académie des sciences, Membre de plusieurs sociétés savantes. Dediée à Sa Majesté très fidèle. Tom. I. 1824. (Liv. 1 — 4) LXVII u. 188 S. in gr. 4. Mit 19 Kupfertafeln in 4 u. Fol. — Von demselben Verfasser:

Plantes usuelles des Brasiens. Liv. 1 — 8. 1824. 1025. Jede Lieferung mit 5 Tafeln in Steindruck, nebst den dazu gehörigen Blättern des Textes in 4.

Herr St. Hilaire, schon früher als ein sehr genauer und gründlicher Botaniker bekannt, war einer der ersten, welcher nach wiederhergestelltem Frieden aus Liebe zur Pflanzenkunde eine Reise nach Brasilien unternahm, wo er mehrere Jahre

P [2]

unter günstigen Verhältnissen verweilte. Die Frucht dieser Reise bestand aus einer Sammlung von mehr als 6000 verschiedenen Pflanzen, welche der Vf. an Ort und Stelle genau und vollständig beschrieb, und wovon er auch sorgfältig alles aufzeichnete, was sich über ihre Benutzung Bemerkungswerthes von den Landesbewohnern in Erfahrung bringen ließ. Aus diesem reichen Vorrathe machte Hr. St. Hilaire nach seiner Rückkunft zuerst in dem Bull. Philom. von 1823 und in den Mémoir. du Mus. XI. Bemerkungen über mehrere neue und seltene brasilische Gewächse bekannt, welchen bald darauf die beiden hier anzugebenden Werke, nebst einem dritten von größerem Umfange, die Flora Brasiliae meridionalis Fasc. I—IV. (von welcher demnächst die Rede seyn wird), nachfolgten. Der Gegenstand sowohl, als die gründliche wissenschaftliche Behandlung geben diesen Werken ein ganz besonderes Interesse. Um unsere Leser mit dem Wesentlichen derselben genauer bekannt zu machen, ist es nothwendig jedes Werk für sich zu betrachten. Wir nehmen zuerst die

Histoire des plantes du Brésil.
Den Anfang macht sehr zweckmäßig, als Einleitung, eine kurze lesenswerthe Nachricht über des Verf. Reisen innerhalb Brasilien und nach den angrenzenden Provinzen, mit besonderer Rücksicht auf Botanik, welche aber der Kürze wegen hier nur angedeutet werden kann. Die erste Abhandlung, wozu Tab. 1—8 gehören, enthält eine Monographie der Gattungen *Sauvagesia* und *Lavradia* Vell., welche als Muster einer monographischen Bearbeitung zu betrachten ist. Nachdem das Geschichtliche dieser Gattungen und ihre Verbreitung umständlich erörtert ist, werden die ihnen verwandten Familien genau durchgegangen und dann die wesentlichen

Gattungscharactere bestimmt. Die Arten beider Gattungen sind umständlich beschrieben; auch ist von jeder der specielle Standort bemerkt. Von Sauvagesia unterscheidet Herr H. folgende sechs Arten: 1) racemosa; 2) Sprengelii (*S. erecta* Spr. excl. syn.); 3) rubiginosa; 4) erecta Linn. (mit vollständiger Synonymie, worunter auch *Adima* Spr. und *geminiflora* Ging. Viol.); 5) tenella Lam. und 6) *linariifolia*. Die Gattung *Lavradia* Vell. enthält fünf Arten, welche größtentheils bisher unbekannt waren: 1) *ericoides*; 2) *elegantissima* (von dem Verf. in den Mem. du Museum irrig zu *Sauvagesia* gerechnet); 3) *Vellozii* (die einzige von Vellozo selbst beschriebene Art, bey DeCandolle unter *Velloziana* aufgeführt); 4) *glandulosa* und 5) *capillaris*. Alle, wie auch die *Sauvagesien*, sind sehr zierliche Pflänzchen. Ueber beide Gattungen verdienen die fast gleichzeitig erschienenen *Nov. Genera* von Martius (Gött. gel. Anz. 1825. St. 114) verglichen zu werden. — Bemerkungen über *Dufourea* Willd. (*Tristicha* Dupet). Herr H. beweist, daß diese Gattung nicht, wie man bisher irrig glaubte, zu den *Najaden* gehört, sondern gleichsam als ein Mittelglied der *Funceen* und *Nesticeen* zu betrachten ist (ein neuer Beweis gegen die Selbstständigkeit der letzteren). Beyläufig wird der Gattungscharacter genauer bestimmt, und eine neue in Brasilien wachsende Art (*hypnoides*) beschrieben. Ungern vermissen wir eine Vorstellung der Fructificationstheile dieser so eigenthümlichen Gattung. — In der nun folgenden Abhandlung: „sur le *Gynobasis* considéré dans les *polypetalées*“ überschrieben, ist der Verf. besonders bemüht, zwischen der *Gynobasis* Dec. und dem *Gynophorum* (*Carpophorum*, *Torus*) eine schärfere Gränzlinien zu ziehen.

Dem Rec. scheint indeß der Unterschied nicht wesentlich, so bald man nur annimmt — und was auch am natürlichsten seyn möchte — daß (um bey den von dem Verf. gewählten Beyspielen stehen zu bleiben), z. B. die Schnaceen, welche mit einer Gynobasis versehen seyn sollen, kein Ovarium 5 partitum, sondern fünf getrennte, einem Gynophoro angeheftete, den Griffel umgebende Ovarien besitzen. Hier kommt folglich der fruchttragende Körper nicht als solcher, sondern nur das Verhältniß der Ovarien zu dem Griffel oder vielmehr der Befruchtungsproceß in Betracht, welcher bey den Schnaceen ganz so vor sich geht, wie Rec. ihn bey den Boraginaceen (Comment. de Asperifoliis) nachgewiesen hat. Auch möchte die Natur hier keine so scharfe Grenzlinie gezogen haben, was außer der Gomphia oleaefolia des Verf., auch die Simarubeen beweisen, welche in Hinsicht des Verhältnisses der Ovarien zu dem Griffel, in der Mitte zwischen den Schnaceen und den Anonaceen stehen, sich doch aber mehr jenen als letzteren nähern. Sehr wichtig sind die angehängten Beschreibungen und Abbildungen der im Verlauf der Abhandlung vorgekommenen, größtentheils neuen Pflanzen aus den Gattungen Simaba, Galipea, Ticorea, Almeidea, Pilocarpus, Gaudichaudia, Camarea u. e. a., deren Charakteristik aber des beschränkten Raums wegen übergangen werden muß; auch findet man das Wesentliche derselben in der Flora Brasil. meridiol. — Den Schluß der 4ten Lieferung dieses Werkes machen Bemerkungen über die Rutaceen, durch Nees von Esenbeck und v. Martius Abhandlung über die Fraxinellae in den Act. N. cur. veranlaßt, wovon die Hauptpuncte bereits aus DeCandolle's Prodröm. bekannt sind. Zuletzt beschreibt Herr St. Hilaire noch eine neue von

ihm in Brasilien entdeckte *Erinus* (*primuloides*), mit berichtigen Bemerkungen über den Satzungscharacter hinsichtlich der Blumenkrone und Frucht, wobey uns aber auf die Capschen Arten dieser Gattung zu wenig Rücksicht genommen zu seyn scheint. — Wenden wir uns jetzt zu des Verfassers

Plantes usuelles des Brasiliens, als dem zweyten Werke, welches nach der Ankündigung etwa auf 50 Lieferungen berechnet ist, und alle Gewächse in sich vereinigen wird, die in Brasilien ihrer Heilkräfte wegen in Gebrauch sind oder eine öconomische Anwendung haben. Der Plan, welcher im Allgemeinen zum Grunde liegt, ist folgender. Zuerst wird von jeder durch einen Steindruck sehr gut vorgestellten Pflanze eine sehr genaue systematische Beschreibung aller ihrer Theile gegeben, mit Hinzufügung des speciellen Characters, des Landesnamens und des Standortes; dann verbreitet sich der Verf. über den verschiedenen Gebrauch, und theilt zuletzt noch Bemerkungen über verwandte Arten und Abarten, auch wohl Erläuterungen des Sattungscharacters, der Familie u. s. w. mit. So dankbar wir alles annehmen, was Herr St. Hilaire aus der Fülle seiner Erfahrungen uns auch hier zukommen läßt: so glauben wir bey der näheren Anzeige, doch nur den Hauptgegenstand berücksichtigen zu können, und zwar um so mehr, da das Wesentliche des Wissenschaftlichen in der *Flora Brasiliens* wieder vorkömmt. Auch erlauben wir uns, die hier ohne bestimmte Ordnung abgehandelten Gewächse, zur leichteren Uebersicht, nach ihren allgemeinen Eigenschaften und den vorherrschenden Bestandtheilen aufzuführen, wobey die vorgesezte Numer die Reihenfolge des Werkes und zugleich den Steindruck bezeichnet.

I. Bittere zum Theil fiebertreibende Mittel. 1. *Strychnos Pseudoquina* Hil., *Quina do Campo* der Landesbewohner. Die Rinde dieses Baums, welche außerhalb korkartig und gelb-ocherfarbig, innerhalb fester und mehr grau ist, besitzt einen sehr bitteren, aber sehr wenig zusammenziehenden Geschmack. Sie wird der braunen Chinarinde gleichgeschätzt und fast in allen Krankheiten, namentlich bey Wechselfiebern, gebraucht. Nach *Wauquelin's* Untersuchung sind die Hauptbestandtheile: a. Bitterstoff, als der am meisten auflöslliche Theil, dem vielleicht die fiebertreibende Kraft zuzuschreiben sey; b. eine eigenthümliche, harzige, in Weingeist auflöslliche Substanz; c. eine gummöse, gefärbte, mit thierischer Substanz verbundene Materie; und d. eine eigenthümliche Säure, welche zunächst der Galusäure ähnlich ist. Von *Strichnin*, wie man hätte vermuthen können, fand sich keine Spur, aber auch kein *Cinchonin* und *Chinin*. Wahrscheinlich ist die wirkende Kraft hier nicht sowohl in dem Bitterstoff, als vielmehr in der Verbindung desselben mit den übrigen beygemischten Substanzen zu suchen. Als Stellvertreter der *Strychnos* dient bisweilen die Rinde der mit ihr gesellschaftlich wachsenden *Hortia brasiliana* Vell. (hier n. 17), welche bitter und fiebertreibend ist, jener aber nachsteht. — 2. *Cinchona ferruginea* Hil., von *Bellozo* zu *Macrocnemum* gerechnet. In Brasilien unter *Quina da Serra* und *Quina da Remijo* bekannt, unter welchem Namen noch zwey andere verwandte, aber verschiedene Arten vorkommen: *Cinchona Vellozii* Hil. (gleichfalls von *Bellozo* zu *Macrocnemum* gerechnet) und *Cinchona Remijiana* Hil. Alle drey haben eine Rinde von bitterem und zusammenziehenden Geschmack, fast wie die gewöhnliche braune China. Die näheren Bestand-

theile müssen erst durch eine chemische Untersuchung bestimmt werden. Man gebraucht sie besonders in Minas gegen Wechselfieber; doch wirken sie nicht so kräftig als die braune China und die Rinde der Strychnos. Beyläufig noch die Bemerkung, daß diese Cinchonon, wo sie vorkommen, auf einen an Eisenerzen reichen Boden schließen lassen; (so fand auch Martius in Brasilien mehrere Cyperaceen, welche das Vorkommen von Diamanten anzeigen). — 3. *Exostemma cuspidatum* Hil., nebst einer damit verwechselten Art (australe), wachsen häufig in den südlichen Provinzen, besonders in St. Paul. Die Rinde von beiden enthält (was auch bey den übrigen verwandten Arten der Fall ist) keinen der eigentlichen wirksamen Chinastoffe, weshalb man sich auch derselben nur in Ermangelung der besseren bedient. 5. *Evodia febrifuga* Hil., die Rinde derselben, selbst das Holz, haben einen sehr bitteren und zusammenziehenden Geschmack. Man gebraucht sie in der Provinz Minas mit sehr gutem Erfolg in Wechselfiebern. Der Verf. vermuthet, daß die aus Minas nach Rio de Janeiro zum Verkauf gebrachte Casca de laranjeira da terra die Rinde dieser *Evodia* sey, in welcher ein portugiesischer Arzt (Mem. Lisb. 3. 211) Cinchonin gefunden haben will. Da aber bey den Rutaceen, zu welchen *Evodia* gehört, Bitterstoff vorherrscht, so läßt sich — wenn anders an der Richtigkeit der chemischen Untersuchung nicht zu zweifeln ist — mit mehrerer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß diese Casca von einer *Cinchona* stammt, deren es in Brasilien gewiß mehrere gibt. 16. *Ticorea febrifuga* Hil.; die Rinde hat mit der vorigen viel Aehnlichkeit und wird als Surrogat derselben gebraucht. — 17. *Solanum Pseudoquina* Hil., als *Solanca* merkwürdig wegen der sehr bitteren

Rinde, deren die Paulisten sich mit dem glücklichsten Erfolg gegen Fieber bedienen und deshalb auch für die echte Chinarinde halten. Nach *Wauquelin's* Untersuchung ist Bitterstoff der vorherrschende Bestandtheil; von Chinastoffen fand sich natürlich keine Spur. Man wollte, wie der *Wf.* erzählt, in Paris ein Extract aus der Rinde bereiten und mit demselben Versuche in Wechselfiebern machen, wovon die Resultate hier demnächst mitgetheilt werden sollen. 34. *Cissampelos ovalifolia* Decan., enthält, wie die meisten dieser Familie, Bitterstoff als vorherrschenden Bestandtheil. Man gebraucht die Wurzel, welche besonders bitter schmeckt, in Abkochungen gegen intermittierende Fieber. 35. *Cissampelos ebracteata* Hil.; auch hier ist wahrscheinlich Bitterstoff als der eigentliche wirksame zu betrachten. Die Anwendung ist meistens gegen den Biß giftiger Schlangen, wogegen überhaupt in Brasilien eine Menge der verschiedenartigsten Gewächse gebraucht werden. Zu demselben Zweck, wie auch in der *Phthiriasis*, benützt man die sehr bittere Rinde von *Simaruba versicolor* (n. 5.), welche Herr *St. Hilaire* in Minas Geraës entdeckte und wahrscheinlich der officinellen gleich zu stellen ist. — Man sieht aus dem hier Mitgetheilten, daß in Brasilien an bitteren, zum Theil fiebertreibenden Mitteln kein Mangel ist. Ob der *Wf.* aber weiter keine Cinchonen, als die drey zuvor erwähnten in Brasilien bemerkt hat, oder ob in den folgenden Lieferungen vielleicht noch einige vorkommen werden, wird nicht bemerkt. Daß Brasilien indeß mehrere, und unter diesen eine der ausgezeichnetsten, die *oblongifolia*, enthält, wissen wir durch *Hayne* (*Arzneypfl.* 7. n. 45. 46). Auch erwähnt derselbe noch einiger zweifelhaften China-Sorten: *China do Cingo* (welche ihm *China Huamaelis* scheint) und *China do*

Campo (der *China alba* verwandt, aber verschieden). Sollte in der Bezeichnung dieser beiden Sorten keine Verwechslung vorgegangen seyn, so würde letztere zu des Verf. *Strychnos Pseudoquina* n. 1. gehören müssen, welche, wie oben bemerkt, in Brasilien *China do Campo* genannt wird; doch widerspricht diesem, was Herr St. Hilaire von der Rinde der *Strychnos* s. gt. Auch kann *China do Cingo* nicht die Rinde von *Strychnos* seyn, da sie mit der *Huamaelis* zunächst übereinkömmt, welche Chinastoff enthält, wovon *Strychnos* nichts besitzt. Ob nun vielleicht Hayne's *China do Campo* zu des Wfs. *Cinch. ferruginea* oder einer der beiden andern gerechnet werden kann, bleibt wegen der zu kurzen Beschreibung, welche Herr St. Hilaire überhaupt von den Rinden gibt, zweifelhaft. Hoffentlich wird Herr v. Martius in seiner *Materia medica brasiliensis* mehr Aufschluß über diesen, für die Pharmacologie so wichtigen Gegenstand geben.

II. Adstringierende Mittel. 22. *Davilla rugosa* Poir. (*brasiliensis* Dec., aber nicht Kunth, welche eine besondere Art ausmacht), in Rio de Janeiro und in Minas Gipo de Carrijo, auch *Cambaibinha* und *Cipo de Caboclo* genannt. Der herbe Geschmack dieser Pflanze deutet schon auf Gerbestoff, als vorherrschenden Bestandtheil der ganzen Familie. Die gewöhnliche Anwendung ist zur Heilung angeschwollener Beine und der Hodengeschwulst. 23. *Davilla elliptica* Hil., in Minas Novas einheimisch und daselbst als Wundmittel gebräuchlich. 24. *Curatella Cambaiba* Hil., die Rinde wird im westlichen Theile der Provinz Minas besonders zum Auswaschen der Wunden gebraucht und ersetzt in dieser Hinsicht die Chinarinde. 38. *Gomphia hexasperma* Hil. Die gute Anwen-

dung der Rinde bey Thieren, welche von Insecten gestochen sind, sucht der Verf. in dem Gerbestoff, und vermuthet nicht ohne Grund, daß sie auch bey Menschen zu demselben Zweck gebraucht werden könne.

III. Brechmittel. 6. *Cephaelis Ipecacuanha* Rich., als die vorzüglichste der hierher zu rechnenden Gewächse, kennen wir jetzt hinlänglich aus Hayne's sehr schätzbaren *Arzneygewächsf.* (T. 8. t. 20.). Auch hat Martius in seinem, mit den *Plantas usuales* gleichzeitig erschienenem „*Specim. Mater. medic. brasil. Fasc. I. Emetica*“ diesen Gegenstand noch genauer und umständlicher abgehandelt, weshalb wir auf diese Schrift, bis zur näheren Anzeige, vorläufig verweisen. Daß die *Ipecacuanha*, wie man sonst glaubte, mit den Wurzeln einiger *Violen* (*Viola Ipecacuanha* und *parviflora*) verfälscht werde, leugnete zuerst *Méret*. Unser Verf. widerspricht gleichfalls jener Behauptung. Eben so Martius, nach welchem auch die verschiedenen im Handel vorkommenden, Sorten der *Ipecacuanha* nur dem verschiedenen Alter und der verschiedenen Trocknungsweise der Wurzel zuzuschreiben sind. 7. *Richardsonia rosea*, unter *Poaya do Campo* bekannt, wächst häufig bey *St. Joao del-Rey* und *Billa Rica*, wo sie statt der hier fehlenden echten *Ipecacuanha* gebraucht wird. Ob die Wurzel der letzteren gleichzustellen ist, wie der Vf. meint, möchten wir wegen der Verwandtschaft mit der folgenden, bekanntlich sehr schwach wirkenden, bezweifeln. Eine chemische Untersuchung hinsichtlich des quantitativen Verhältnisses des Emetins, würde die Sache außer Zweifel setzen. Bey der Vorstellung dieser Pflanze vermiffen wir ungern die Wurzel; wie denn auch die Vorstellung der Wurzel der vorigen und folgenden nicht so instructiv, als bey Hayne und

Martius ist. — 8. *Richardsonia scabra* Linn. (*pilosa* R. et Pav. et Kunth), welche die weiße *Ipecacuanha* Wurzel oder *Ip. amylocé* nach *Merratt* liefert, kennen wir auch schon durch *Hayne*, der sie mit *Somez* unter *brasiliensis* aufführt. Sie wächst häufig in der Provinz *Rio de Janeiro*, doch wird kein besonderer Gebrauch davon gemacht, da an der kräftiger wirkenden *Cephaëlis* kein Mangel ist. 9. *Ionidium Poaya* Hil., in *Minas Geraës* und andern Provinzen nicht selten, wo man sich ihrer mit gutem Erfolg statt der fehlenden echten Brechwurzel bedient. In stärkeren Dosen wirkt die Wurzel purgierend. Die emetische Eigenschaft ist gewiß den *Violen* nicht abzusprechen; daher man wohl mit dem Verf. annehmen kann, daß alle übrige, in *Brasilien* vorkommende verwandte Gewächse mehr oder weniger dieselbe Kraft besitzen. Das bestätigt gleich: 11. *Ionidium Ipecacuanha* (*Viola Calceolaria* und *Ipecacuanha* Linn.), von den Landesbewohnern, wie mehrere der verwandten, *Poaya* genannt, auch *Poaya de Praia* und *Poaya branca*; doch bedient man sich ihrer in der Provinz *Fernambuk* mehr in der *Dysenterie*, und in *Rio-grande-do-Norte*, nach der Versicherung einiger Eingebornen, als ein sehr heilsames Mittel gegen die *Sicht*, und zwar in *Abkochungen* der Wurzel; (auch über diese verdient *Martius* a. a. D. verglichen zu werden). 12. *Spermacoce Poaya* Hil., häufig in der Provinz *Minas Geraës* und *St. Paul*, wo die Wurzel einer *Abart* dieser Pflanze statt der echten *Ipecacuanha* gebraucht wird. Die anfänglich süß, hintennach säuerlich schmeckenden Blätter dienen außerdem in *Abkochungen* gegen *Kolik* und andere Krankheiten. 13. *Spermacoce ferruginea* Hil., in *Brasilien* nicht selten; wird aber nur auf *Cap Frio* als *Stellvertreter* des *Ionid. Ipe-*

cacuanha angewendet. *Ionidium parviflorum* Vent. (n. 20) oder *Viola* nach Linné, welche in dem ehemaligen spanischen Antheil von Südamerika statt der echten Brechwurzel gebraucht seyn soll, scheint in Brasilien keine besondere Anwendung zu haben; doch glaubte Herr S. H. sie nicht übergehen zu können.

IV. Scharfe Arzneymittel. Hierher gehören: 18. *Euphorbia papillosa* Hil., welche in der Provinz St. Catharina und Rio grande do Sol vorkömmt, und von den Bewohnern als Abführungsmittel benutzt wird. Der Gebrauch fordert aber, wie alle Verwandte, viel Vorsicht. 19. *Anchieta salutaris* Hil., aus der Familie der Violeen und der *Noisettia* verwandt. Wächst nicht selten um Rio de Janeiro, wo man sie zu ähnlichem Zweck, häufiger noch gegen Hautkrankheiten benutzt, in welcher Hinsicht sie als Stellvertreter unserer *Viola tricolor* anzusehen ist. Auch kann *Drosera communis* Hil. (n. 15) hierher gerechnet werden, welche wegen des in ihr enthaltenen scharfen Stoffes dem Vieh schädlich ist. — Von *Drymis granatensis* Humb., einem zu den ätherisch-öligem Mitteln gehörigen Gewächse, worüber der Verf. sich sehr umständlich verbreitet und wovon er mehrere Vorstellungen (26—28) gibt, lernen wir die Rinde als ein den Brasilianern sehr wichtiges, der *Cortex Winteranus* gleichzustellendes Mittel kennen. Zu den übrigen hier noch erwähnten, weniger bedeutenden, obgleich in Brasilien meistens als Universalmittel geschätzten, Gewächsen gehören: 31. *Gomphrena officinalis* Mart.; 32. *Gomphrena macrophylla* Hil.; 36. *Waltheria douradinha* Hil.; 37. *Zanthoxylum hyemale* Hil.; 39. *Verbena jamaicensis* Linn. und 40. *Verbena pseudogervao* Hil.

In öconomischer Hinsicht kommen nur in

Betracht: 10. *Conohoria Lobolobo* Hil. und eine verwandte Art derselben, *castanefolia* von dem Verf. genannt, welche beide zu Rio de Janeiro von den Negern als Gemüse benutzt werden. 14. *Calyptranthes aromatica* Hil., in den Wäldern um Rio de Janeiro. Knospen und Blumen haben den Geschmack und Geruch der Gewürznelken und lassen sich statt dieser gebrauchen. 29. *Anona silvatica* Hil., in Minas Geraës unter *Araticu do moto* bekannt, empfiehlt sich wegen der essbaren Früchte, so wie des Holzes wegen, das unsre Linde ersetzen kann. 30. *Anona palustris* Linn., *Araticu do brajo*, auch *Cortiffa* genannt und um Rio de Janeiro nicht selten. Man benutzt davon die lockere, korkartige Wurzel zu Stöpseln. 33. *Xylopia sericea* Hil. dient der zähen, biegsamen Rinde wegen zu Stricken, Seilen u. dgl.; doch rath Hr. St. Hilaire, da es an dergleichen Gewächsen in Brasilien nicht fehlt, mehr Gebrauch von der Frucht zu machen, welche einen schwachen pfefferartigen Geruch, aber einen angenehmeren gewürzhaften Geschmack besitzt, auch vielleicht als Gewürz einen Handelsartikel abgeben könnte, wenn nur die Brasilianer die Schätze ihres Landes mehr zu würdigen wüßten.

Schrö.

D r e s d e n.

Die unveränderliche Einheit der evangelischen Kirche. Eine Zeitschrift von dem Oberhofprediger Dr. Christoph Friedr. v. Ammon. Heft I. S. 104. Heft II. S. 108 in 8. 1826. Der bestimmte Gegenstand dieser neuen Zeitschrift dürfte allein schon hinreichen, eine Anzeige ihres Daseyns in unsern Blättern zu rechtfertigen, wenn auch sonst keine andere Hinsicht dazu aufforderte. Dieser Gegenstand ist die doctrinelle Einheit der Kirche, oder die unter uns statt findende Gemeinschaft des Glaubens.

benß an gewisse religiöse Grundlehren und Heilswahrheiten, welche einen wirklich sittlichen Verband der Gläubigen — also die Existenz einer Kirche — allein möglich machte. Dieser Einheit bedarf aber unsere evangelische Kirche um so viel mehr, da sie nach der trefflichen und treffenden Bemerkung des Herausgebers in der Vorrede S. IV. „ihr ganzes Leben, Lehren und Wirken nach außen protestantisch, nach innen evangelisch zu vertheidigen und zu vertreten hat, und folglich leichter als eine monarchische Glaubensverfassung Gefahr läuft, das Gleichgewicht zu verlieren, und sich dann, da sie jeden äußeren Centralpunct der Herrschaft verschmährt und verschmähen muß, in sich selbst zu entzweyen.“ Die Erhaltung dieser Einheit scheint jedoch für sie nach hundert Zeitererscheinungen mit jedem Tage dringenderes Bedürfniß zu werden; wer wird es also den Umständen nicht mehr als angemessen, wer wird es nicht höchst erwünscht finden, daß sich einer der ersten gelehrten Theologen unserer Kirche entschlossen hat „diesem orientierenden, erhaltenden, verzöhnenden Lebensprincip unserer Kirche“ eine eigene Zeitschrift zu widmen. Durch diesen Zweck, für den sie zunächst berechnet ist, wird auch ihr Inhalt eben so genau beschränkt, als bestimmt. Dieser wird bald dogmatisch, bald polemisch, bald historisch seyn, aber nach allen diesen Beziehungen wird sie sich dabey in den Schranken halten, die ihr durch die unmittelbare Würksamkeit ihres Principis bezeichnet werden. Sie wird in keinen besondern Theil der theologischen Wissenschaften eingreifen, sondern sich nur mit der Haltung und mit dem Ebenmaaß des Ganzen beschäftigen. Sie wird nur über wesentliche Glaubenslehren controvertieren, aber namentlich in unserer evangelischen Kirche dem Zwiespalte der Lehre zu steuern, und dafür eine wahre und bleibende Union der sich

entfremdeten Parteyen vorzubereiten suchen, ohne dabey die Freyheit zu beeinträchtigen, die schon jeder einzelne Christ, und in höherem Grade eine ganze Gesellschaft für ihre reliquöse Ausbildung anzusprechen berechtigt ist. — In einzelnen Abhandlungen — so erklärt sich der Herausg. ausführlicher darüber S. 53 flg. — sollen daher in jedem Hefte „immer zuerst die leitenden Grundsätze ausgesprochen werden, auf welchen die unveränderliche Geisteseinheit unserer Kirche beruht. Sie wird demnächst aus der neuesten theologischen Litteratur einzelne Töne und Mischöne der Zeit vernehmen lassen, und es bemerklich machen, in wiefern sie mit jenen Grundsätzen zusammenstimmen oder nicht. Bedroht uns der Ultramontanismus der römischen Kirche — erhebt sich der starre Buchstabe einer pseudoorthodoxen Paläologie — vergißt die Vernunft, daß sie von Gott lernen soll, und erkühnt sich dafür, sein heiliges Wort zu richten — will der Mysticism den ohnehin schon kleinen Horizont unseres Lichtes noch mehr beschränken — hier soll dagegen gewirkt und gezeugt werden! Lassen sich aber auch Stimmen vernehmen, die das lebendige Himmelswort in seiner Klarheit auffassen, und die Subjectivität des Glaubens mit der Objectivität der Wissenschaft zu verbinden wissen, so sollen sie gehört, geachtet und andern gleichgesinnten empfohlen werden, wie wenig sie auch dem Schwachen und im höheren Denken Ungeübten gefallen möchten. — Solche Töne und Mischöne soll diese Zeitschrift aufbewahren, und mit dem unwandelbaren Grundaccorde der evangelischen Kirche vergleichen. „Damit sollen sich aber von Zeit zu Zeit auch historische Nachrichten von demjenigen verbinden, was ihr wohl oder wehe thut, was ihr freyes Hervortreten hemmt oder fördert, was die unselige Spaltung der Christen in Secten u. Parteyen herbeyführt, oder ihre Annäherung und Vereinigung

begünstigt, was mit einem Worte den Wachsthum des göttlichen Reiches unter den Bekennern Jesu begünstigt, und sie selbst mit Banden der Wahrheit und Liebe umschlingt.“

Jetzt dürfen wir nur noch sagen, daß es, so viel sich aus den vor uns liegenden zwey ersten Heften dieser neuen Zeitschrift schließen läßt, auf eine wahrhaftig kräftige Ausführung dieses Planes angelegt scheint. Das erste enthält bloß eine Abhandlung, worin der Ungrund der wiederkehrenden Besorgnisse einer unvermeidlichen Auflösung unserer evangelischen Kirche mit eben so viel Ruhe als Klarheit aufgedeckt ist S. 1 — 58 und die Mißthöne der Zeit, die dem Herausgeber in zwey neuern Schriften — in der Buttlerischen Vertheidigung der römischen Kirche gegen die Angriffe des Protestantismus (nach der französischen Uebersetzung vom J. 1825) und in zwey Briefen aufgefunden sind, welche durch die jüngst zu Dresden erschienene Schrift: die reine catholische Lehre, veranlaßt, und vom Hrn. Dr. Tschirner herausgegeben wurden. Das zweyte Heft eröffnet sich mit einer Abhandlung über die Frage: Ob man in allen christlichen Kirchen selig werden könne? S. 1 — 29 in der zweyten Abtheilung wird aber auf die Mißthöne in mehreren neuern Schriften besonders auch in der Krugischen Pösteologie aufmerksam gemacht, S. 32 — 70 und in einer dritten sind noch einige sehr sichtlich angebrachte historische Nachrichten und Bemerkungen beygefügt. In der zweyten Abtheilung hätten wir bloß gewünscht, daß die Mißthöne von Hr. Hugh Jam. Rose über den gegenwärtigen Zustand der protestantischen Religion in Deutschland ungezügelt geblieben wären, wie wir auch bedauern, daß sie neuerlich Herr D. Bretschneider einer eigenen Berichtigung gewürdigt hat. Es kann wohl zuweilen gut seyn, die vorlaute Unwissenheit zu beschämen, aber einem Beurtheiler, der die absolute Unfähigkeit zum urtheilen, und den totalsten Abgang aller dazu nöthigen Erfordernisse so auffallend wie Hr. Rose in seiner Schrift documentiert hat, erweist man zu viel Ehre, wenn man ihm Rede steht. Sonst fallen aber auch in diesem Aufsatz wie in allen andern die Vorzüge und die Eigenheiten von dem Geiste und von der Manier des Verf. unverkennbar ins Auge, und schon besüßigen freuen wir uns auf die Fortsetzung dieser Zeitschrift, noch mehr aber um der Vortheile willen, die wir uns für die Wissenschaft und für die Kirche von den Discussionen versprechen, zu denen sie gewiß Anlaß geben wird.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

44. Stück.

Den 17. März 1827.

G ö t t i n g e n.

Verzeichniß der Vorlesungen, die von den hiesigen öffentlichen und Privat-Lehrern auf das künftige halbe Jahr angekündigt sind, nebst vorausgeschickter Anzeige öffentlicher gelehrter Anstalten zu Göttingen. — Die Vorlesungen werden insgesamt in der mit dem 29. April beginnenden Woche ihren Anfang nehmen.

Öffentliche gelehrte Anstalten.

Die Versammlungen der Königl. Societät der Wissenschaften werden, in dem öffentlichen Winter-Auditorio, Sonnabends um 3 Uhr gehalten.

Die Universitäts-Bibliothek wird alle Tage geöffnet; Montags, Dinstags, Donnerst. und Freyt. von 1 bis 2 Uhr; Mittwochs und Sonnabends von 2 bis 4 Uhr. Zur Ansicht auf der Bibliothek selbst erhält man jedes Werk, das man nach den Gesetzen verlangt; über Bücher, die man aus derselben geliehen zu bekommen wünscht, gibt man einen Schein, der von einem hiesigen Professor unterschrieben ist.

Die Sternwarte, der botanische und der ökonomische Garten, das Museum, die Gemäldesammlung, die Sammlung von Maschinen und Modellen, der physikalische Apparat, und das chemische Laboratorium, können gleichfalls von Liebhabern, welche sich gehörigen Orts melden, besucht werden.

Vorlesungen.

Theologische Wissenschaften.

Encyclopädie und Methodologie der theologischen Wissenschaften, verbunden mit der Literaturgeschichte derselben, trägt Hr. Prof. Hemsen um 8 Uhr vor;

Die theologischen Einleitungswissenschaften: Encyclopädie, Methodologie, und ausgewählte Literatur, hebräische Geographie, Antiquität und Einleitung in das N. u. N. T., Hr. M. Matthäi 6 Stunden wöchentlich um 11 Uhr;

Eine historisch-critische Einleitung in die Schriften des alten Testaments, Herr Prof. Plank 5 Stunden wöchentlich um 11 Uhr;

Biblische Archäologie, und Geschichte der Hebräer, Hr. M. Ewald, 5 Stunden wöchentlich um 11 Uhr.

Exegetische Vorlesungen über das alte Testament: Hr. Geh. Justiz-R. Eichhorn erklärt den Pentateuch um 10 Uhr; Hr. Hofr. Lychen, die Genesis, und die historischen Theile des Pentateuchs um 11 Uhr; in einer öffentlichen Vorlesung, die Messianischen Weissagungen; Hr. M. Ewald die zwölf kleineren Propheten um 2 Uhr.

Die Theologie des alten Testaments trägt Hr. Rep. Goeschel 4 Stunden wöchentlich vor;

Die Christologie des alten Testaments, mit ausführlicher Erklärung der einzelnen Stellen, derselbe 2 Stunden wöchentlich, unentgeltlich.

Eine historisch-critische Einleitung in die Schriften des neuen Testaments gibt Hr. M. Reiche 6 Stunden wöchentlich um 7 Uhr Morgens.

Exegetische Vorlesungen über das neue Testament: Hr. Consist. R. Pott erklärt die drei ersten Evangelien (erste Abth. seiner exegetischen Vorlesung), mit ausführlicher Erörterung der im N. T. vorkommenden jüdischen Vorstellungen um 9 Uhr; Hr. Prof. Plank, in der ersten Abtheilung seiner exegetischen Vorlesung, nach seinem 'Entwurf einer neuen synoptischen Zusammenstellung der drei ersten Evangelien, nach Grundlagen der höchsten Critik. Göttingen, bey Neüwer 1809', die Evangelien des Matthäus, Marcus und Lucas, 6 Stunden wöchentlich, um 9 Uhr; und in einer öffentlichen Vorlesung, Dinst.

und Donnerst. um 5 Uhr, den Brief an die Hebräer; Hr. Hofr. Lychsen, die drei ersten Evangelien, um 9 Uhr; Hr. Prof. Hensen, die sogenannten catholischen Briefe, um 2 Uhr; Hr. M. Ewald, die Briefe Pauli, um 3 Uhr; Hr. M. Neiche, die Paulinischen Briefe und den Brief an die Hebräer, um 9 Uhr; Hr. M. Matthäi, die vier Evangelien nach seiner 'Synopse der Evangelien, nebst Kritik ihrer Wundererzählungen, Göttingen bey Vandenhoeck u. Ruprecht, 1826' 6 Stunden wöchentlich, um 9 Uhr.

Die Apologetik des Christenthums trägt Hr. Pastor M. Bialoblogky 5 Stunden wöchentlich um 8 Uhr unentgeltlich vor.

Eine historische und vergleichende Darstellung der vorzüglichsten Systeme der christlichen Theologie gibt Hr. Consist. R. Planck, nach der dritten Ausg. seines 'Abrisses u. Göttingen 1822' um 11 Uhr.

Zu einer Uebersicht der Dogmatik, und einem dogmatischen Examinatortum erbietet sich Hr. M. Matthäi, und bestimmt für jene die 4 ersten Tage, für dieses die beiden letzten Tage der Woche um 8 Uhr.

Die christliche Ethik trägt Hr. Prof. Hensen um 7 Uhr vor;

Die erste Hälfte der Kirchengeschichte, Hr. Consist. R. Planck um 8 Uhr; die Universalgeschichte der christlichen Kirche seit ihrer Gründung bis auf die neueste Zeit, nach Staudlin (Ausg. 4. 1824), Hr. M. Wöhmer 5 Stunden wöchentlich um 8 Uhr.

Die Homiletik lehrt Hr. Consist. R. Pott um 2 Uhr, so wie er auch die Aussicht über die verschiedenen Uebungen der Mitallieder des homiletischen Seminariums fortsetzen wird. — Hr. Prof. Hensen wird Mittwoch und Donnerst. um 6 Uhr Abends, öffentlich, die Leitung der Uebungen der homiletischen Gesellschaft fortsetzen.

Die Theorie der religiösen Catechetik wird Hr. Superint. D. Erfurt, nach Anlehnung seines 'Leitfadens über die Pastorallehre' 4 Stunden wöchentlich um 1 Uhr vortragen, und damit die ersten practischen Uebungen verbinden. Die practischen Uebungen im catechetischen Seminar werden Mittw. u. Sonnab. um 1 Uhr unentgeltlich fortgesetzt werden.

Zu einer Vorlesung über die Pastorallehre hofft Hr. Superint. D. Erfurt noch die Zeit gewinnen, und so, dem ihm desfalls bezeugeten Wunsche gemäß, demnachst eine Stunde bestimmen zu können.

Zu theologischen Examinatortoren ist Hr. M. Neiche erbötig;

Zu Privatissimis über die verschiedenen Zweige der theologischen Wissenschaften, Hr. Rep. Goeschen.

Die Uebungen der theologischen Gesellschaft unter der Aufsicht des Hrn. Prof. Planck werden nach der bestehenden Ordnung ihren Fortgang haben.

Die Uebungen der beiden theologischen Privat-Societäten werden unter der Leitung des Hrn. Rep. Goeschen fortgesetzt werden.

In dem Repetenten-Collegium wird Hr. Rep. Goeschen 2 Stunden wöchentlich in lateinischer Sprache die dogmatischen Beweisstellen erklären; die Vorlesungen des zweyten Repetenten werden am schwarzen Brete angezeigt werden.

R e c h t s w i s s e n s c h a f t.

Die Encyclopädie des gesammten heutigen Rechtes trägt Hr. Geh. Just. R. Hugo, nach der siebenten Ausg. seines Lehrbuches, um 10 Uhr vor; veräumte Anfangsstunden erbetet sich Hr. Universitäts-Secr. Adel nachzuholen.

Das Naturrecht, verbunden mit einer Critik des heutigen Rechtszustandes, und einer Theorie der deutschen Gesetzgebung, trägt Hr. Prof. Evers 5 Stunden wöchentlich um 3 Uhr vor (vergl. philosophische Wissenschaften);

Das positive Europäische Völkerrecht, Hr. Prof. Saalfeld, nach seinem bey van den Hoeck und Kuprecht erschienenen Grundrisse, Mont., Dinst. u. Mittw. um 11 Uhr;

Das Staatsrecht des Königr. Hannover, Hr. Prof. Saalfeld um 8 Uhr;

Das Criminal-Recht, Hr. Hofr. Bauer, nach seinem vor dem Anfange der Vorlesungen erscheinenden Lehrbuche, um 9 Uhr;

Die literar-Geschichte des Römischen Rechtes, Hr. Geh. Just. R. Hugo, nach der zweyten Ausg. seines Lehrb., um 9 Uhr;

Die Geschichte des Römischen Rechtes, Hr. Geh. Just. R. Hugo, nach der zehnten Ausg. seines Lehrbuches, um 7 Uhr; Hr. D. Rothamel, privatissime;

Die Geschichte und die Alterthümer des Römischen Rechtes, Hr. Prof. Ribbentrop 6 Stunden wöchentl. um 9 Uhr;

Die Institutionen des Civil-Rechtes, nach Waldeck, Hr. Prof. Böhmer um 11 Uhr; Hr. Hofr. Bauer, um 11 Uhr;

Pandecten, d. h. heutiges römisches Recht, Hr. Geh. Just. R. Hugo, nach der siebenten Ausg. seines Lehrbuches, um 11 Uhr;

Die Institutionen des Alteren sowohl als neuern Römischen Privat-Rechtes, Hr. Prof. Goetschen um 9 und 11 Uhr;

Institutionen, Hr. D. Francke um 8 Uhr;

Die Pandecten, oder ein allgemeines System des heutigen Civil-Rechtes, Hr. Geh. Just. R. Meißner, nach einem seinen Zuhörern mitzuthellenden Grundrisse, um 9 und 11 Uhr; Hr. Prof. Ribbentrop, nach einem seinen Zuhörern mitzuthellenden Grundrisse, um 8 und 11 Uhr; Hr. Dr. Balett (mit Einschluß des Erbrechtes), nach Wenig-Jungenheim, um 9 und 11 Uhr;

Das Erbrecht, Hr. Prof. Goetschen um 7 Uhr; Hr. D. Francke um 11 Uhr.

Privatissima über das Römische Recht gibt Hr. D. Rothamel.

Das Kirchenrecht trägt Hr. Prof. Böhmer, nach dem Handbuche seines sel. Vaters, um 10 Uhr vor; das Kirchenrecht der Catholiken und Protestanten, Hr. Prof. Evers um 5 Uhr; das Kirchenrecht, Hr. Assess. D. Kraut, nach der von ihm besorgten fünften Ausg. von Wiese's Grundsätzen des Kirchenrechts (Göttingen 1826), 5 Stunden wöchentlich um 10 Uhr;

Das Deutsche Privat-Recht, und das Lehnsrecht, Hr. Hofr. Eichhorn um 8 und 10 Uhr; Hr. Prof. Evers, 6 Stunden wöchentlich um 8 Uhr;

Das deutsche Privat-Recht, nach Dieck's Grundrisse des deutschen Privat-Rechtes (Halle, 1826), Hr. Assess. D. Kraut 6 Stunden wöchentlich, um 8 Uhr;

Das Lehnrecht, Hr. D. Rothamel, nach Päß, in einer noch zu bestimmenden Stunde; Hr. Assessor D. Kraut, nach Dieck's Grundrisse des Lehnrechtes (Ausg. 2. Halle 1827), 3 Stunden wöchentlich um 11 Uhr.

Ein Civil-Practicum ohne Rücksicht auf das Processualische, als Anleitung zur richtigen Auffassung und practischen Anwendung des römischen, canonischen, und deutschen Privatrechtes, hält Hr. Prof. Evers 6 Stunden wöchentlich um 11 Uhr.

Die Theorie und Geschichte der öffentlichen mündlichen Rechtspflege trägt Hr. W. Böhmer, nach eigenen Dictaten, 4 Stunden wöchentlich um 4 Uhr vor;

Die Theorie des heutigen bürgerlichen Processus, Hr. Hofr. Bergmann, mit Beziebung auf Martini, 5 Stunden wöchentlich um 4 Uhr;

Die Lehre von Klagen und Einreden, verbunden mit leichten practischen Ausarbeitungen, Hr. Dr. Collmann, 5 St. wöchentlich um 3 Uhr;

Den Concurſ-Process, Hr. Assessor D. Desserley Donnerst. und Freyt. um 3 Uhr, unentgeltlich.

Ein practisches Collegium über den Process hält Hr. Hofr. Bergmann 5 Stunden wöchentlich um 9 Uhr; ein Relatorium, derselbe, 3 Stunden wöchentlich um 10 Uhr.

Ueber die Civilrechts-Volken oder sogen. außergerichtliche Rechtswissenschaft wird Hr. Assessor D. Desserley, nach dem früher bekannt gemachten Plane, 4 Stunden wöchentlich um 2 Uhr eine Vorlesung halten.

Zu General- sowohl als Special-Examinatorien über alle Rechtsthelle, in deutscher oder lateinischer Sprache, so wie auch zu Repetitorien erbiethet sich Hr. Dr. Rothamel, Hr. Dr. Walett, Hr. D. Zimmernann.

Heilkunde.

Die Vorlesungen über Botanik und Chemie s. bey der Naturlehre.

Eine Anweisung zum Studium der Medicin, nebst einer Einleitung in die medicinische Literatur-Geschichte gibt Hr. Hofr. Conradt, nach der 2ten Ausg. seines Grundr. der medic. Encyclopädie u. Methodologie, in einer öffentlichen Vorlesung, Sonnab. um 7 Uhr.

Encyclopädie und Methodologie der Medicin trägt Hr. Prof. Marx Freyt. um 10 Uhr öffentl. vor.

Literatur-Geschichte der Medicin, nach Blumenbachii introd. in histor. medicinae lit., Hr. D. Herbst, Mont., Mittw. und Freyt. um 7 Uhr;

Neurologie, Hr. Hofr. Langenbeck Donnerst. und Freyt. um 6 Uhr Abends u. Sonnab. um 6 Uhr Morgens mit Verweisung auf seine anatomischen Abbildungen;

Osteologie und Synthesmologie, Hr. Prof. Hempel, nach der fünften Ausgabe seiner 'Anfangsgründe der Anatomie. 1827', Dinst. u. Freyt. um 11 Uhr;

Pathologische Anatomie, Hr. D. Berthold 4 St. wöchentlich um 4 Uhr;

Physiologie, Hr. Ober-Med. R. Blumenbach 6 St. wöchentlich um 8 Uhr;

Physiologie und allgemeine Pathologie, Hr. Prof. Hempel, nach der zweiten Ausgabe seiner 'Einleitung in die Physiologie' Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 8 Uhr;

Die Physiologie des Menschen, erläutert durch

Demonstrationen an Präparaten und durch Versuche an lebenden Thieren, nach Hrn. Ober-Med. R. Blumenbach's Handbuch der Physiologie, Hr. D. Herbst 5 Stunden wöchentlich um 10 Uhr;

Die Physiologie des Menschen, erklütert durch Demonstrationen an Thieren, Hr. D. Himly 6 Stunden wöchentlich um 9 Uhr;

Physiologie des Menschen und der Thiere, Hr. D. Berthold, nach seinem 'Abriss der Physiologie. Göttingen, 1826', 6 Stunden wöchentlich um 11 Uhr;

Physiologie des Nervensystems bey Menschen und Thieren, Hr. D. Berthold Mittw. um 4 Uhr, unentgeltlich;

Allgemeine Pathologie, Hr. Hofr. Conradi, nach der vierten Ausg. seines Handbuches, Mont. Dinst. und Mittw. um 4 Uhr, und allgemeine Therapie, Donnerst. und Freyt. um 4 Uhr;

Allgemeine Pathologie und Therapie, Hr. Prof. Marx 5 Stunden wöchentlich um 4 Uhr; dieselben, mit vorgängler Einleitung in die allgemeine Physiologie, Hr. D. Kraus, nach Dictaten, um 6 Uhr M. oder in einer bequemern Stunde;

Practische Heilmittel-Lehre, mit besonderer Hinsicht auf Pharmacognosie und mit Vorzeigung vergleichender Pflanzenabbildungen, Hr. D. Kraus, nach seiner bey van den Hoeck und Kuprecht erscheinenden 'Wissenschaftlichen Uebersicht der gesammten Heilmittel-Lehre' um 11 Uhr, oder in einer bequemern Stunde; Hr. D. Klose, nach seinem Grundrisse (Göttingen 1824), 5 Stunden wöchentlich.

Eine Anleitung zum Receiptschreiben gibt Hr. D. Kraus Mittw. u. Sonnab. um 2 Uhr, unentgeltlich.

Pharmacie trägt Hr. Hofr. Stromeyer der jüngere 5 Stunden wöchentlich um 6 Uhr Morgens vor;

Specielle Pathologie, Hr. Hofr. Stromeyer der ältere, um 6 Uhr;

Specielle Therapie, derselbe um 7 Uhr;

Den ersten Theil der specielleu Nosologie und Therapie, welcher die Krankheiten der größern Systeme des menschlichen Körpers begreift, Hr. Hofr. Himly 6 Stunden wöchentlich um 10 Uhr;

Den ersten Theil der specielleu Pathologie und Therapie, die Fieber, Entzündungen und Hautausschläge enthaltend, Hr. Hofr. Conradi, nach der dritten Ausgabe seines Handbuches, 4 Stunden wöchentl. um 5 Uhr.

Die Krankheiten der Schwangeren, der Wöchnerinnen u. der neugebornen Kinder handelt

Hr. Prof. Wende um 7 Uhr ab, und verbindet damit Demonstrationen und klinische Uebungen im Königl. Entbindungshause;

Die Krankheiten des weiblichen Geschlechtes, Hr. Prof. Oslander 4 Stund. wöchentl. um 10 Uhr;

Die Augenkrankheiten, Hr. Hofr. Langenbeck um 7 Uhr;

Die erste Hälfte der Chirurgie, Hr. Hofr. Langenbeck von 1 bis 3 Uhr;

Die medicinische Chirurgie in Verbindung mit pathologischer Anatomie, Hr. D. Himly 5 Stunden wöchentlich um 3 Uhr;

Die Manual-Chirurgie, Hr. Hofr. Langenbeck privatissime.

Uebungen in Operationen bey den Krankheiten der Augen und der Ohren stellt Hr. Hofrath Himly privatissime an;

Uebungen in Operationen bey Augenkrankheiten, Hr. Hofr. Langenbeck privatissime.

Practischen Unterricht im chirurgischen Verbande gibt Hr. Dr. Pauli um 7 Uhr Abends;

Eine Anleitung zu der Behandlung der Zahnkrankheiten und zu den dabey erforderlichen Operationen, derselbe in einer gelegenen Stunde.

Entbindungswissenschaft u. Entbindungskunst lehrt Hr. Prof. Wende 5 Stunden wöchentlich um 9 Uhr; dieselbe Stunde des Sonnab. bestimmt er zu practischen Uebungen, wozu er die im Entbindungshause vorkommenden Fälle benutzet; auch ist er zu Privatimis erbödig. Hr. Prof. Oslander gibt um 3 Uhr Anleitung zu den verschiedenen geburtshälfflichen Operationen.

Die gerichtliche Medicin trägt Hr. Prof. Wende 5 Stunden wöchentlich um 3 Uhr vor.

Zu Repetitorien und Examinatorien über die verschiedenen medicinischen Wissenschaften, in deutscher oder lateinischer Sprache, erbietet sich Hr. D. Herbst.

Die medicinischen und chirurgischen klinischen Uebungen in dem academischen Hospitale und in den Privat-Wohnungen der Kranken wird Hr. Hofr. Himly, nach der bisherigen Einrichtung, die er in einer kleinen Schrift 'Verfassung der medicinisch-chirurgischen Klinik zu Göttingen, 1803' entwickelt hat, fortsetzen, und bestimmt dazu die Stunde von 11 bis 12 Uhr täglich.

Für die klinischen Uebungen im chirurgischen Krankenhause bestimmt Herr Hofrath Langenbeck die Stunde von 8 bis 9 Uhr.

Anleitung zur medicinischen Klinik gibt Hr. Hofr.

Conradt in dem unter seiner Direction stehenden Institute um 10 Uhr.

Ueber denjenigen Theil der Thierarzneykunde, welcher die Beurtheilung des Aeußern des Pferdes betrifft, hält Hr. Stallm. Nyrer eine Vorlesung.

Der Director der königl. Thierarzneyschule, Hr. D. Lappe, handelt die Pathologie der Haus- thiere, 4 Stunden wöchentlich um 2 Uhr ab; die spezielle Veterinär- Therapie und Chirurgie 6 Stunden wöchentlich um 11 Uhr, die gerichtliche Thierheilkunde um 3 Uhr; die practischen Uebungen im Thier- Hospitale werden täglich um 10 Uhr gehalten.

Hr. D. Berthold erteilt privatissime Unterricht in der Zootomie.

Philosophische Wissenschaften.

Allgemeine Geschichte der Philosophie, oder Darstellung und Erörterung der merkwürdigsten Lehren, auf welche die berühmtesten Philosophen ihre Systeme gegründet haben, trägt Hr. Hofr. Vouterwet 5 Stunden wöchentlich um 4 Uhr vor;

Eine Einleitung in die Philosophie, und An- leitung zum philosophischen Denken, das ist: vom Begriffe und der Eintheilung der Philosophie, Ent- wicklung der Begriffe der philosophischen Wissenschaften, Uebersicht der geschichtlichen Entwicklung und des gegen- wärtigen Zustandes der Philosophie, mit Angabe einer aus- gewählten Literatur, Hr. M. Krause, nach Dictaten, Mont., Mittw. u. Frent. um 3 Uhr.

Logik und Encyclopädie der Philosophie trägt Hr. Hofr. Schulze, 5 Stunden wöchentlich um 7 Uhr vor, jene nach der vierten, diese nach der dritten Ausgabe seiner Lehrbücher;

Logik, als Kunstlehre des Denkens, in Ver- bindung mit einer allgemeinen Einleitung in die Philosophie, Hr. M. Beneke Mont., Dinst., Don- nerst. und Frent. um 7 Uhr;

Die Logik, als Erkenntnislehre, Denklehre, und Wis- senschaftslehre, Hr. M. Krause, nach seinem 'Abriss des Systems der Logik, 1825' Mont., Dinst., Donnerst. u. Frentags um 6 Uhr Abends;

Metaphysik und Religions-Philosophie, Hr. Hofr. Vouterwet, nach dem ersten Theile der zweiten Ausg. seines 'Lehrbuches der philosophischen Wissen- schaften,' Mont., Dinst., Donnerst. und Frent. um 7 Uhr;

Psychische Anthropologie, Hr. Hofr. Schulze, nach der neuen, verbesserten dritten Ausg. seiner 'Psychischen Anthropologie. Göttingen, 1826' um 5 Uhr, nebst einer der Erläuterung der in dem Anhange jenes Buches enthaltenen Lehre von den Erdummen, dem Sonnambulismus, der Anschauung des Absoluten, dem Mysticismus, Fanaticismus, und den Seelenkrankheiten bestimmten Stunde Sonnab. um 7 Uhr.

Die Psychologie, nebst einer allgemeinen Uebersicht der Lehre von den Seelenkrankheiten, handelt Hr. M. Beneke 5 Stunden wöchentlich um 5 Uhr ab; auch ist er erbötig, in drey zu verabredenden Stunden wöchentlich, die Lehre von den Seelenkrankheiten und deren Heilung psychisch zu begründen, mit Zuziehung seiner 'Vorträge zur rein wissenschaftlichen Bearbeitung der Seelenkrankheitskunde. Leipzig 1824.'

Das Naturrecht, nach den Principien der allgemeinen practischen Philosophie, mit besonderer Anwendung auf die Grundlehren der Politik, trägt Hr. Hofr. Bouterwek, nach dem zweyten Theile seines Lehrbuches der philosophischen Wissenschaften, Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 10 Uhr vor;

Das Naturrecht, oder die Philosophie des Rechts, nebst vergleichender Darstellung und Würdigung der in den wichtigsten ältern und neuern philosophischen Systemen enthaltenen Grundlehren vom Rechte und vom Staate, Hr. M. Krause, nach Dictaten, 5 Stunden wöchentlich um 5 Uhr (vgl. Rechtswissenschaft);

Moralphilosophie, in Verbindung mit einer allgemeinen Einleitung in die practische Philosophie, und einer kritischen Uebersicht der bemerkenswertheften Moralprincipien, Hr. M. Beneke Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 3 Uhr.

Das philosophische Conversatorium des Hrn. M. Krause wird jede Mittwoche von 6 bis 7 Uhr unentgeltlich fortgesetzt werden.

Die gesammte Politik, oder die Lehre von der Verfassung und Verwaltung des Staats (Politik und allgemeine Cameralwissenschaft), trägt Hr. Hofr. Sartorius um 5 Uhr vor; Hr. Prof. Saalfeld, nach seinem Grundrisse (bey Wandenhoock und Kuprecht), um 5 Uhr;

Die National-Oeconomie nebst der Finanzwissenschaft, Hr. Hofr. Sartorius um 9 Uhr; Hr. Prof. Saalfeld, nach seinem Grundrisse (bey Wandenhoock und Kuprecht), um 9 Uhr;

Eine Encyclopädie der gesammten Cameral-

Wissenschaften, d. i. eine vollständige Uebersicht der Landwirtschaftslehre, Forstwissenschaft, Bergbaukunde, Handlungswissenschaft, Polizei und Finanzwissenschaft, Hr. M. Häne 6 Stunden wöchentlich um 11 Uhr;

Die gesammte Landwirtschaftslehre, Hr. M. Häne 5 Stunden wöchentlich um 9 Uhr;

Die allgemeine und besondere Forstwirtschaftslehre, Hr. M. Häne 5 Stunden wöchentlich um 10 Uhr.

Die Technologie handelt Hr. Hofr. Hausmann, nach Beckmann, 5 Stunden wöchentlich um 10 Uhr ab, und besucht mit seinen Zuhörern die Fabriken, Manufacturen und Werkstätten hiesiger Stadt und Gegend.

Mathematische Wissenschaften.

Das System und die Geschichte der Mathematik trägt Hr. M. Eichhorn 5 Stunden wöchentlich um 10 Uhr unentgeltlich vor;

Die reine Mathematik, Hr. Hofr. Ehbaut um 4 Uhr; Hr. M. Köhler, nach Lorenz Grundriß, herausgegeben von Gerling, 5 Stunden wöchentlich in passender St.

Die Differential- und Integralrechnung, Hr. Hofr. Ehbaut um 11 Uhr;

Die Algebra und die analytische Geometrie, Hr. Prof. Ulrich um 8 Uhr;

Eine allgemeine Theorie der krummen Flächen, Hr. Hofr. Gauß um 10 Uhr;

Heuristik und Experimentalmathematik, Hr. M. Eichhorn Mont. u. Dinst. um 6. 7. u. 8 Uhr;

Angewandte Mathematik, Hr. M. Eichhorn 5 Stunden wöchentlich um 3 Uhr.

Die practische Rechenkunst lehrt Hr. M. Schrader in beliebigen Stunden.

Eine Einleitung in die practische Geometrie gibt Hr. Hofr. Ehbaut um 2 Uhr.

Die practische Geometrie lehrt Hr. Prof. Ulrich Mont., Mittw. und Freit. von 5 bis 7 Uhr; Hr. M. Schrader, mit besonderer Hinsicht auf Cameralisten, Forstmannen und Deconomen, nach Mayer, Abends von 5 bis 7 oder 6 bis 8 Uhr; Hr. M. Focke um 5 Uhr Abends; Hr. M. Köhler 4 Stunden wöchentlich;

Die Mühlbaukunst, Hr. Ober-Bau-Commissär Borbeck um 11 Uhr.

Die Grundlehren der Astronomie trägt Herr Prof. Garding um 10 Uhr vor.

Practische Astronomie lehrt Hr. Hofr. Gauß präcisiſſime.

Zur Kenntniß der Geſtirne gibt Hr. Prof. Harding in bequemen Abendſtunden Anleitung.

Populäre Aſtronomie wird Hr. M. Schmidt um 3 Uhr vortragen, und an heitern Abenden die Erſcheinungen der Himmelskörper durch die auf der Kön. Sternwarte befindlichen Telescopz und Fernrohre, deren Gebrauch Hr. Hofr. Gauß ihm geſtattet hat, zeigen.

Die mathematiſche und phyſiſche Geographie handelt Hr. Prof. Harding um 3 Uhr ab.

Die bürgerliche Baukunſt lehrt Hr. Prof. Ulrich um 11 Uhr, und verbindet damit Uebungen in architectoniſchen Zeichnungen; Hr. M. Schrader, nach eigenen Deſſaten, Zeichnungen und Modellen, in zu verabredenden Stunden; Hr. M. Köhler 4 Stunden wöchentlich, mit Uebungen im Zeichnen; Hr. Ober-Bau-Commiſſär Vorheck, nach dem zweiten Theile ſeines Lehrbuches, um 10 Uhr;

Die Landbaukunſt, Hr. Ober-Bau-Commiſſär Vorheck, nach dem erſten Theile ſeines Handbuches, um 8 Uhr.

Die Lehre von den Schulenordnungen handelt Hr. M. Schrader in einer noch zu beſtimmenden Stunde ab.

Eine Anweiſung zur Anfertigung richtiger Bau-Anſchlage gibt Hr. M. Schrader in einer bequemen Stunde.

Eine Anleitung zur architectoniſchen Zeichnungskunſt gibt Herr Zeichenmeiſter Eberlein in beliebigen Stunden.

Die Grundſätze der Maler-Perspective erbiethet ſich der Hr. Prof. Ulrich 2 Stunden wöchentlich vorzutragen.

Die Straßen- und Brückenbaukunſt lehrt Hr. Ober-Baucommiſſär Vorheck um 2 Uhr.

Unterricht im Planzeichnen gibt Hr. M. Schrader, ſo wie auch Hr. Zeichenmeiſter Eberlein.

Zum Privat-Unterricht in einzelnen Theilen der mathematiſchen Wiſſenſchaften iſt Hr. M. Schrader ſo wie auch Hr. M. Focke und Hr. M. Köhler erbötig.

Naturlehre.

Die Naturgeſchichte trägt Hr. Ober-Medicinal-R. Blumenbach, nach ſeinem Handbuche, 5 Stunden wöchentlich, um 5 Uhr vor.

Die allgemeine Botanik trägt Hr. Hofr. Schrader 5 Stunden wöchentlich um 7 Uhr vor; die öconomische und Forſtbotanik um 8 Uhr; die mediciniſche Botanik Mont., Diſt. und Mittw. um 6 Uhr Abends;

Sonnab. um 2 Uhr stellt er botanische Excursionen an, und abt in den gewöhnlichen Stunden im botanischen Garten Demonstrationen. — Hr. M. Bartling lehrt Specielle Botanik nach den natürlichen Familien 5 Stunden wöchentlich um 7 Uhr; öconomische u. Forst-Botanik Mont., Dinst., Donnerst. u. Freytag um 8 Uhr; Morphologie, Anatomie, und Physiologie der Gewächse, an denselben Tagen um 3 Uhr. Auch ist er zu Privatstundens über alle Theile der Botanik erbötig. Botanische Excursionen werden an den gewöhnlichen Tagen statt haben.

Die Geognosie lehrt Hr. Hofr. Hausmann 5 Stunden wöchentlich um 7 Uhr Morgens, und stellt außerdem mit seinen Zuhörern geognostische Excursionen an.

Zu mineralogisch-practischen Uebungen bestimmt Hr. Hofr. Hausmann die Stunde von 8 bis 9 Uhr des Dinst. und Donnerst., und verbindet damit Demonstrationen im Academischen Museum.

Die Experimental-Physik trägt Hr. Hofr. Mayer, nach der fünften Ausgabe seines Lehrbuches, um 4 Uhr vor.

Die Lehre von der Polarität und Inflexion des Lichtes handelt Hr. Hofr. Mayer Sonnab. um 11 Uhr öffentlich ab;

Die Physische Geographie, Hr. Prof. Bunsen um 8 Uhr;

Die theoretische Chemie, verbunden mit den erläuternden Experimenten, Hr. Hofr. Stromeyer, der jüngere, 6 Stunden wöchentlich um 9 Uhr.

Die practischen chemischen Uebungen in dem academischen Laboratorium werden Mont. u. Dinst. von 1 bis 3 Uhr fortgesetzt werden.

Historische Wissenschaften.

Allgemeine Länder- und Völkerkunde trägt Hr. Hofr. Heeren 6 Stunden wöchentlich um 7 Uhr vor, mit Hinweisung auf die den Zuhörern vorzulegenden Karten; Die alte Geschichte, Hr. Hofr. Heeren, nach der vierten Ausgabe seines Handbuches, 5 Stunden wöchentlich um 4 Uhr;

Die Geschichte des neuern Europa und seiner Colonien vom Anfange des 16. Jahrhunderts bis auf unsere Zeiten, Hr. Hofr. Heeren, nach der vierten Ausgabe seines Handbuches, um 3 Uhr;

Die Geschichte der neuesten Zeit vom Anfange der Franz. Revolution bis auf unsere Zeiten, Hr. Prof.

Saalfeld, nach seinem Grundrisse (bey Vanderhoeck und Ruprecht), um 3 Uhr;

Die Statistik der europäischen Staaten und des Nord-Americanischen Freystaates, Hr. Hofr. Sartorius, mit besonderer Rücksicht auf die Verfassung und Verwaltung derselben, um 2 Uhr.

Ueber die Staatskunde der Nassauischen Lande wird Hr. Hofr. Sartorius für die hier studierenden Nassauer um 1 Uhr eine Vorlesung halten.

Die Kirchengeschichte s. bey den Theologischen Wissenschaften.

Literär = Geschichte. \

Die allgemeine Literär = Geschichte trägt Hr. Hofr. Neuß vor.

Die Vorlesungen über die Geschichte einzelner Wissenschaften und Künste sind bey jedem einzelnen Sache erwähnt.

Schöne Künste.

Ueber den Deutschen Stil hält Hr. Prof. Bunsen Mittw. und Sonnab. um 6 Uhr M. eine Vorlesung.

Einen historischen und critischen Abriss der Geschichte der Französischen Literatur gibt Hr. Prof. Artaud 4 Stunden wöchentlich in Französ. Sprache.

Die Vorlesungen über die Baukunst s. bey den Mathematischen Wissenschaften.

Unterricht im Zeichnen sowohl im Allgemeinen als auch besonders im Landschaftszeichnen, im Zeichnen anatomischer und naturhistorischer Gegenstände, im architectonischen Zeichnen, und im Planszeichnen gibt Hr. Zeichenmeister Eberlein.

Für den Unterricht in der Musik ist Hr. Musik = Director M. Heinroth angestellt.

In der Schönschreibekunst unterrichtet der Universitäts = Schreibmeister Hr. Organist Heuze.

Alterthumskunde.

Die Archäologie, und die Geschichte der Kunst bey den Alten trägt Hr. Prof. Müller 5 Stunden wöchentlich um 9 Uhr vor.

Orientalische und alte Sprachen.

Die hebräische Grammatik lehrt Hr. Conf. R. Vott um 10 Uhr.

Die Syrische und Chaldäische Grammatik lehrt Hr. M. Ewald 4 Stunden wöchentlich; auch wird er seinen Unterricht

Im Arabischen durch Erklärung des Hariri fortsetzen; und

Die Anfangsgründe der Sanskrit-Sprache Mittw. und Sonnab. um 1 Uhr unentgeltlich vortragen.

Die Vorlesungen über das Alte und Neue Testament s. bey den Theologischen Wissenschaften.

Zu einem Repetitorium über die gesammte Alterthumswissenschaft, in deutscher oder lateinischer Sprache, ist Hr. M. Lachmann erbbittig.

Ueber die Metrik der Griechischen und lateinischen Dichter, und die Musik der Alten hält Hr. Prof. Dissen eine Vorlesung um 5 Uhr.

Vorlesungen über die Griechische Sprache und Griechische Schriftsteller; Hr. Prof. Dissen übt Mont. und Dinst. um 11 Uhr die Mitglieder des philologischen Seminars in der Erklärung des Ujar von Scrobocles. Hr. Prof. Müller erklärt den Thucydides 5 Stunden wöchentlich um 4 Uhr. Hr. Prof. Hoeck erklütert die Staatsreden des Demosthenes in Chronologischer Ordnung philologisch und historisch 5 Stunden wöchentlich um 5 Uhr. Hr. M. Von erklärt einige Tragödien des Aeschylus um 11 Uhr; Hr. M. Lachmann, Viaton's Phädon, nach vorausgeschickter Einleitung in das Studium der Platonschen Schriften, um 4 Uhr; Hr. M. Culemann, 5 Stunden wöchentlich um 3 Uhr, Xenophon's Socratiche Denkwürdigkeiten. — Privat-Unterricht im Griechischen gibt Hr. M. Länemann, Hr. M. Von, Hr. M. Lachmann, Hr. M. Culemann.

Vorlesungen über die Lateinische Sprache und Lateinische Schriftsteller: Hr. Hofr. Mitscherlich erklärt um 2 Uhr Horazus Satiren u. Briefe, und übt Sonnab. um 11 Uhr die Mitglieder des philologischen Seminars im Disputieren. Hr. Prof. Dissen erklütert, 5 St. wöchentlich um 3 Uhr, Cicero's Bücher von den Pflichten. Hr. Prof. Müller übt Donnerst. u. Freyt. um 11 Uhr die Mitglieder des philologischen Seminars im Erklären der

Bücher des Varro de lingua latina. Hr. M. Lion erläutert ausgewählte Kapitel der Altischen Nächte des Gellius, und liest mit angehenden Medicinern Friedländer de institutione ad medicinam libri II. Halae 1823. Hr. M. Culemann erklärt unentgeltlich in einer noch zu bestimmenden Stunde ausgewählte Oden des Horatius aus dem 3. u. 4. Buche und den Epoden, und dann die Eclogien des Calpurnius; auch wird er 4 Stunden wöchentlich um 6 Uhr Ab. die Syntax der lateinischen Sprache vortragen. — Privat-Unterricht im Lateinischen gibt Hr. M. Lünemann, Hr. M. Lion, Hr. M. Lachmann, H. M. Culemann.

Eine Anleitung zur Kenntniß, zum sichern Verstehen, und zur richtigen Beurtheilung der Mittelhochdeutschen Dichter gibt Hr. Hofr. Benecke privatissime.

Neuere Sprachen und Literatur.

Die Französische Sprache lehrt Hr. Prof. Aretaud. Zu gleichen Zwecken erbetet sich Hr. M. Lion und Hr. M. Dubois.

Die Anfangsgründe der Englischen Sprache trägt, in Verbindung mit practischen Uebungen, Hr. Hofr. Benecke Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 6 Uhr Abends vor.

Die Itallänische u. Spanische Sprache lehrt Hr. Prof. Bunsen Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 5 Uhr.

Die Kettbahn ist dem Hrn. Stallmeister Aurer unterworfen; der Fichtboden, dem Univ. Fichtmeister, Hrn. Castrop; der Lanzboden, dem Univ. Lanzmeister, Hrn. Pölzke.

Wegen der Logis kann man sich an den Logis-Commissär, Hedell Schäfer, wenden; Auswärtige, welche Logis suchen, können von ihm sowohl über die Preise, als andere Umstände, Nachricht erhalten, und durch ihn im Voraus Bestellungen machen.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

45. Stück.

Den 19. März 1827.

B e r l i n .

Bey C. W. Wittig: Sammlung architectonischer Entwürfe von Schinkel, enthaltend theils Werke welche ausgeführt sind, theils Gegenstände, deren Ausführung beabsichtigt wurde; bearbeitet und herausgegeben von Schinkel und Berger. II. Heft. 1821.

Sahen wir im ersten Hefte nur geringere und unbedeutendere architectonische Aufgaben (wovon jedoch die letztere eine Ausnahme machte) behandelt, deren ein einigermaßen geübter Architect, ohne großen Aufwand von Kenntnissen, Mitteln und in großer Mannichfaltigkeit und leidlicher Vollkommenheit entwerfen kann, weil die Forderungen einfach, die Vorbilder häufig und selten ganz mißlungen sind; so finden wir hingegen in diesem Hefte fast die schwierigsten architectonischen Aufgaben, die ein Architect erhalten kann: ein Theater nämlich. Es verhält sich bey diesem gerade entgegengesetzt wie bey den Aufgaben des vorigen Heftes: bey einem modernen Theater sind die verwickeltsten; ja oft sich geradezu widerspre-

R [2]

chenben Forderungen zu befriedigen; dazu kommt noch ein völliger Mangel an Beyspielen, an denen eben die mannigfachen Erfordernisse nur einigermaßen befriedigend vereinigt wären, und endlich sind nicht einmal gute, die Sache leidlich erschöpfende theoretische Werke zur Hand. Herr Schinkel hatte nun nicht allein diese Schwierigkeiten zu bekämpfen, sondern es wurden ihm noch andere dazu auferlegt. Mit dem Theater sollten nämlich nicht eigentlich dazu gehörige Räume, als: Concert- und Maler-Saal und ein Festlocal ꝛc. verbunden werden. Dazu kam noch, daß der Architect angewiesen war, die nach dem Brande des früher an dem Orte befindlichen Theaters gebliebenen Mauern *) so viel als möglich zu benutzen. — Verliert man nun alle die gegebenen Punkte nicht aus dem Auge, so kann man den Plan im Ganzen mit vollem Recht, großartig gedacht und dessen einzelne Distributionen größtentheils sehr künstlich und nur weniges darin, etwas compliciert und unzweckmäßig nennen. Besonders Sachgemäß sind die drei Hauptabtheilungen, wovon die mittlere, höhere, das Amphitheater und die Bühne, die beiden niedrigeren zur Rechten und Linken, die Piecen für die Theater-Deconomie und das Concert- und Fest-Local enthalten; die verschiedenen Räumlichkeiten erhalten dadurch nicht nur den ihnen gebührenden Platz, sondern alle werden hinlänglich von einander getrennt, ohne deshalb ganz und gar außer Zusammenhang zu gerathen.

Hauptsächlich um für Amphitheater und Bühne in dem mittlern Raume mehr Tiefe zu gewinnen, hat unser Architect nach dem geräumigen

*) Wovon aber nur — wie uns die Beschreibung lehrt — ein Theil der Fundamente unter den Umfassungsmauern und zwey kurze Stücke des Unterbaues, benutzt werden konnten.

Platz hin, ein bedeutendes Resultat vorspringen lassen. Letzteres ragt jedoch nicht übermäßig, sondern der Größe des Ganzen entsprechend vor. An dasselbe lehnt sich noch auf eine sehr passende Art vor den Haupteingängen, die zugleich Schutz gewährend und das Ganze bereichernde Säulenhalle an.

Die verschiedenen in den Flügelgebäuden enthaltenen Piecen, als: Concert- = Speise- und Büffet- = Saal und das Vestibül vor der Treppe zum Festlocal sind sehr geräumig und zum Theil splendid mit Säulen und Pfeilern u. angelegt und haben sehr gefällige Proportionen. Dahingegen sind aber die Anlagen der Durchgänge, besonders von den Haupt- = Eingängen unter der Durchfahrt aus nach dem Vestibül, die Treppen nach dem Parterre und den Logen, welche sich weder auf eine bequeme noch angenehme Art heraufwinden und krümmen (die man auch gewiß an Ort und Stelle nur mit Mühe finden kann, da man deren Ausgang selbst im Grundriß, der doch hier ganz offen vor uns liegt, nur mit Hülfe der Beschreibung erfährt) nichts weniger als glücklich, und für einen Haupt- = Ein- und Ausgang einer so großen Menschenmenge viel zu kleinlich.

Die Unterfahrt unter die Treppe kann wohl in der Idee etwas unangenehmes haben, ist aber sonst ganz an ihrem Platz und hat insbesondere noch den großen Vorzug, daß sie ganz von den Eingängen der Fußgänger getrennt ist; ein Vorzug, den man bey ähnlichen Unterfahrten an andern Theatern (und vielen Gebäuden) gar häufig vermißt, so daß die Nachempfindung des eben gehabtten Kunstgenusses bey den heraustretenden Fußgängern wenigstens der Furcht und Flucht vor Hufen und Rädern gar bald Platz machen muß. Die Uebel aber, zu welchen außerdem die auf diese Art angebrachte Unterfahrt Veranlassung ge-

geben, sind keinesweges gering, und wir wollen sie deshalb im Folgenden einzeln angeben.

Einmal ist diese Unterfahrt Ursache, daß das ganze Amphitheater zu hoch liegt; weshalb man einige 30 Stufen bis zum Parterre, einige 50 bis zum ersten und einige 70 bis zum zweyten Rang und so fort zu steigen hat;

Dann, daß die vordere große freye Treppe vor dem Peristyl wegen ihrer übermäßigen Höhe nicht in einem angenehmen Verhältniß zu der Höhe der Säulen steht, und daß sie außerdem — weil man nicht weiter damit vorgehen wollte oder konnte *) also keine Ruheplätze zwischen den 27 Stufen angebracht werden durften — sehr ermüdend und unbequem ist, und

Endlich daß die Säulen des Peristyls unverhältnißmäßig mit den übrigen Zwischenweiten der Säulen und überhaupt zu weit von dem Gebäude abstehen.

Die langen glatten Wände der Unterfahrt hätten wir gern mit starken Wandpfeilern im Styl des übrigen decorirt gesehen, da der von denselben eingeschlossene Raum dadurch das Ansehen öconomischer unfreundlicher Souterrains verloren haben würde, und die bedeutende Länge desselben für das Auge wohlthätig unterbrochen worden wäre. Die Weite der Fahrt und die nöthige Stärke der Mauern hätte dabey nicht das Mindeste einzubüßen gebraucht, und im Uebrigen würde dadurch nicht die geringste Aenderung nöthig geworden seyn. Wenn die Durchfahrt enger wäre als hier angegeben, und die Wände dersel-

*) Wahrscheinlich um diese schon weit vorragende Treppe mit ihren zugleich als Postamente dienenden Wangen, nicht noch weiter in den Platz und zwischen die Kirchen (welche schon außerdem nothwendig durch das Ansehen des Theaters an Würde verlieren müssen) eingreifen zu lassen.

den sonst gar keine Vertiefung (deren allerdings noch mehrere durch die Decoration mit Pfeilern entstanden wären) als die eine nothwendige Mittelthür hätten, so würden wir vermuthen, daß man die Wände aus Vorsicht ganz glatt gelassen, weil bey dem schnellen Durchfahren Wagen und Pferde Schaden leiden könnten. Bey 15 Fuß Weite kann das aber nicht leicht vorkommen, und es würde völlig verhindert worden seyn, wenn ein abweisender Sockel in der Länge der Wände durchgeführt wäre. —

Auf diesen mit einer wagerechten Decke versehenen oder mit einem scheinbaren Bogen überwölbten Raum, folgen fünf andere Räume von merkwürdiger Weise ein jeder auf eine andere Art überwölbt ist (im Durchschnitt A. B. C. F. sichtbar); man sieht hier dicht neben einander: den halbkreisförmigen, elliptischen und spitzen Bogen und den aus einem Segment des Kreises bestehenden. Ein besonderer Uebelstand bleibt es, daß alle diese Bögen ohne Kämpfer aus den Wänden hervorgehen, was auch sonst die Ursache gewesen seyn mag, weshalb diese weggelassen worden sind.

Die halbrunden Treppen, in den mit B und C bezeichneten Plänen sichtbar, welche zum ersten und zweyten Rang führen, sind, mehr noch als gewöhnlich alle runden Treppen, an einem Orte, wo wie hier so viele hundert Menschen fast zu gleicher Zeit zu gehen haben, übel angebracht; indem doch in der ganzen Breite jeder Stufe nur immer eine Person allein bequem zum Gehen Platz hat. Besonders fühlbar muß die Unzweckmäßigkeit derselben werden, wenn bey dem Ausgang Alle zugleich die Treppen herunter eilen.

Die beyliegende Beschreibung belehrt uns, daß das Proscenium auf allerhöchsten Befehl nicht mehr als 36 Fuß Deffnung haben durfte; es hätte

aber auch aus dieser Rücksicht dem Halbkreis, welcher den Fond des Amphitheaters bildet, kein so großer Durchmesser — indem derselbe fast doppelt so groß ist wie die Breite der Bühne — gegeben werden dürfen. Es kann gar nicht fehlen, von vielen Sitzen auf der Seite aus wird man nur wenig von der Tiefe der Bühne sehen, wodurch den hier Sitzenden der ganze Hintergrund verloren gehen muß. Die Oeffnung des Proseniums müßte überhaupt sehr groß seyn, wenn man in einem so wenig verlängertem Halbkreis als hier angegeben, in einem Theater für eine so große Stadt wie Berlin, eine hinreichende Zahl von Plätzen — auf denen man doch nicht allein sitzen, sondern auch gehörig sehen will — sollte anbringen können.

Die hinderlichen stabilen Pfeiler zwischen den Coulissen und die mangelhaft angelegten Coulissen-Reihen selbst *), finden wir hier wie auf allen andern Bühnen. Die übrigen Distributionen in den Plänen scheinen uns sonst so zweckmäßig als sie bey der Beschränktheit des Raumes und den fast unzählig verlangten Piecen nur gemacht werden konnten.

Nachdem wir nun die Pläne des Ganzen überschaut, gehen wir zur Betrachtung des Außern des Gebäudes über.

Die vordere Facade gewährt im Ganzen unstreitig durch ihre pyramidale Form, bedeutende Höhe und verhältnismäßige Ausdehnung in die Länge; durch reiche griechische und römische Haupt-

*) Es ist hier nicht der Ort und der Raum die nöthigen höchst wesentlichen Verbesserungen und die vortheilhaftere Disposition der Coulissen anzugeben; wir versparen dieß auf eine besondere Abhandlung über Theater, wie sie in unserer Zeit (dem Stande der Künste und der Mechanik gemäß) seyn könnten und müßten.

architecturtheile, als: Säulen, Pfeiler, Gesimse mit reichen Gliederungen, Frontons mit Basreliefs und durch die Statuen oben auf — einen imposanten, malerischen und prachtvollen Anblick.

Die Bildwerke welche die eben angeführten Architecturtheile schmücken, sind aus der griechischen Mythologie entnommen, um damit den besondern Zweck des Ganzen und den der einzelnen Theile näher zu bezeichnen. — Auf dem höchsten Giebel des Gebäudes thront erhaben Apollo Musagetes, die Peyer im Arm, auf einer mit beflügelten Greifen bespannten Bique; ihm zu beiden Seiten auf den Ecken des Frontons sind Opferschaaften aufgestellt. — Darunter auf der Spitze des Peristyl-Frontons steht Polyhymnia, auf den Acroterien zur Rechten und Linken Melpomene und Thalia.

Im Relief des oberen Giebelfeldes ist in der Mitte die alles belebende Liebe dargestellt, welche aus ihrem Geschos die Pfeile bereits versendet hat, und damit die (tragischen und komischen) Genien entzündet, welche auf beiden Seiten gegen die Embleme der beiden Musen, Melpomene und Thalia gerichtet, knien.

In dem Giebelfelde des Peristyls, sehen wir die Niobe mit ihren Kindern. — In einem Schauspielhause in dem dramatische Handlungen dargestellt werden sollen, aber nicht bloß tragische, ist unstreitig ein Bild, welches nur auf letztere deutet, an dem in die Augen fallendsten Theil desselben, nicht ganz am Platze. Da nun aber selbst dieser tragische Moment nicht vollständig vorgeführt ist, so würde sich dieses nicht einmal an den gesehensten und Haupt-Ort eines Hauses eignen, worin nur Tragödien aufgeführt werden sollen; wo also ein Symbol des tragischen überhaupt hingehörte. Wenn wir nun auch von der Forderung — die wir doch an diesem Orte zu machen berechtigt wären — dem Zweck des

Gebäudes gemäß, beides vereinigt zu sehen, abstrahieren, so finden wir doch, daß dem Beschauer dieses Reliefs — selbst wenn er mit der Mythologie vertraut ist — viel zugemuthet wird, indem er aus einer Anzahl zu leiden scheinender menschlicher Figuren, die Leidens-Geschichte der Niobe und ihrer Kinder erkennen soll. Diese Forderung kann nur auf die Voraussetzung gegründet seyn, daß er sich vorher mit der Art, wie die Griechen Einmal die leidende Mutter mit ihren zwölf zum Theil sterbenden Kindern, darstellten, bekannt gemacht habe. Den Alten hat diese Scene so dargestellt, gewiß nie für etwas ähnliches gegolten.

Einige wollen ohne allzu vielen Grund mit Gewißheit behaupten, daß diese aus dem Alterthum auf uns gekommenen Meisterwerke der Plastik in dem Giebel eines Tempels gestanden haben, wogegen wir aber noch manches erinnern könnten. Hätten nun auch diese einst das Fronton eines Tempels der Latona geschmückt, so warden die Griechen dabey die zürnende Göttin gegenwärtig, und also die Wirkung erklärlich.

Im Theater des Bacchus zu Athen waren in einer der zwey Nischen auf einem Dreyfuße, der Niobe sterbende Kinder dargestellt, wie, auf Latonas Geheiß, Apoll und Dianens Pfeile sie durchbohren; die rächenden Götter mit ihrem tödtlichen Geschos fehlten also dort nicht. —

Ein anderes Bild, die Macht der Musik ver sinnlichend — welches Relief das Fronton über dem, den Concert-Saal enthaltenden Theil des Gebäudes ausfüllt — ist vollständiger und dadurch deutlicher, als das in dem vorbeschriebenen ausgesprochen. Es zeigt Orpheus, welcher mit Leyer tönen den Orkus bezwingend, die Eurydice befreyt. Man sieht hier nicht allein die Wirkung sondern auch die Ursache. —

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

46. 47. Stück.

D e n 22. M ä r z 1827.

B e r l i n.

Beschluß der Anzeige: Sammlung architectonischer Entwürfe von Schinkel. II. Heft. 1821.

Nach der hintern Seite des Gebäudes, auf der Spitze des obern Frontons, steht Pegasus. Ihm zu beiden Seiten auf den Ecken, sind die neben dem Musagetes angebrachten — hier aber nicht gleich gut passenden — Opferschaalen, wiederholt.

In Beziehung auf die Auszierung des Ganzen, mit Statuen und Reliefs u. müssen wir noch einen bedeutenden Mangel berühren, nämlich: daß die zwey Postamente auf den Ecken des vordern Refalits ganz leer ausgegangen, da doch alle übrigen etwas zu tragen haben. Ein leeres Postament ist schon an sich ein Unding, und wenn ein solches neben und zwischen tragenden steht, muß der Mangel nothwendig einem Jeden um so fühlbarer werden. —

Nach diesen Erörterungen des Unwesentlichen des Gebäudes, wollen wir uns nun einmal das Ganze von den Sculpturen, welche doch stets nur

S [2]

zur nähern Bezeichnung dienen sollen, entblößt denken, und untersuchen wie uns dasselbe erscheint.

Wir sehen zuvörderst einen reichen, über einer hohen Treppe und Sockel sich erhebenden sechs-säuligen Vorticus in ionischer Ordnung, über welchem sich noch eine um die Tiefe der Säulenhalle zurückstehende Gebäude-Masse erhebt, deren Fronton auf kleinen Pfeilern ruht. An diesen mittleren höheren Theil lehnen sich zwey niedrigere Flügel, welche nach dem Ende zu, noch um den größten Theil zurückspringen, so daß dadurch das Haupt-Resalit gebildet wird; ihr Krönungsgesims ist eine Fortsetzung des Gebälks über den Säulen des Peristyls. Alle Ecken der ganzen Gebäudemasse sind mit colossalen Pfeilern oder Pilastern verstärkt, und die Räume dazwischen, so wie auch hinter den Säulen, mit zwey Reihen Fenster dicht neben einander und nur durch ganz kleine Pfeilerchen abgesondert, dergestalt ausgefüllt, daß die ganze Fassade aus Sockel, Säulen, Pilaster — von der größten und kleinsten Art — und Gesimsen besteht, und keine Spur von Grundwand sichtbar ist.

Die ganze splendide Anlage und besonders die große reiche Vorhalle deutet klar und bestimmt ein öffentliches Gebäude an; und man erwartet hinter den ungewöhnlich vielen großen und dichtstehenden Fenstern *) Gegenstände in weiten tiefen Räumen, welche einer überaus starken Beleuchtung durch Sonnenlicht bedürfen. Ein Theater suchen wir aber darum am wenigsten hinter dieser Fassade, weil sie uns nicht das Geringste von dem bedingtesten Hauptraume eines solchen Baues — nämlich: von einem Amphitheater —

*) Die vordere Fronte eines Pracht- oder Luxus-Treibhauses kann wirklich nicht leicht mehr Oeffnungen haben, um Sonne, Licht und Wärme einzulassen.

zeigt. Wie schön wäre es, wenn man bey Anschauung eines solchen Bauwerks sagen könnte: Dort erhebt sich die geweihte Stätte, von der die Dichtungen und Gesänge ertönen! Da lehnt sich das Amphitheater *) an dieselbe an.

Wie sprechen sich dagegen die Theater und Amphitheater der Alten, durch ihre weiten geräumigen Bogenhallen in ihrer runden spielenden Form, den zum Sehen nach einem Plage hin geeigneten Raum unverkennbar zeigend, deutlich und befriedigend aus; und wie sehr unterschieden sie sich außerdem (obgleich auch sie einem Gotte geweiht waren) in ihrer Architectur von ihren für andere Götter und zu andern Zwecken erbauten Monumenten. Ihr eminentes Künstler-Gefühl sagte ihnen, daß nur diese Form und diese Architectur dem Character angemessen sey. Welche Völker wären sonst eher im Stande gewesen, diesen Arten von Bauten schöne Peristyle zu geben, als die, welche Schöpfer des herrlichsten in der Architectur waren, wenn sie dieselben gerade da am Plage gefunden hätten? — Diesen richtigen Tact, welcher die Alten bey Entwerfung aller ihrer Bauwerke leitete — der sie darauf sehen ließ, den Zweck auf die großartigste und einfachste Weise zu erfüllen, zugleich den Werken entweder einen ernsten, heitern oder sonst passenden Character zu geben, und sie mit den angemessensten Decorationen auszuschnücken — sollten wir uns vor Allem zu eigen zu machen suchen, und nicht mehr mit den von jenen Meistern erfundenen, und das höchste Gefühl für schöne Form bezeugenden, Details ihrer Meisterwerke, die Mauern und Wände unserer Bauereyen mechanisch auspußen. — Alsdann würden endlich die Maskierungen und das Verstecken des wah-

*) Dieß Wort im neuern Sinne genommen.

ren wesentlichen Inhalts unserer Gebäude, die unleidlichen Spielereyen mit Tempelhallen, womit man alle neuern Gebäude ohne Unterschied, als Wächthäuser, Reitbahnen, Pferdeställe, Kirchen, Theater, Schlösser, Palläste und sogar zwey-, drey- und vierstöckige Wohnhäuser zc. behut, aufhören, und nur dann werden sie sich erst, gleich denen der Alten gehörig aussprechen.

Man verüble uns nicht, daß wir uns lebhaft über alle diese heut zu Tage leider noch immer entstehenden Unbilten und architectonischen Ungeheuer — welche gleich Pilzen die besseren Keime ersticken — ausgesprochen haben; wenn es auch hierher nicht ganz gehörte.

Wir kehren nun nachdem wir oben den allgemeinen Eindruck, den das Werk unseres Architecten auf uns gemacht, besprochen, den Geschmack der einzelnen Theile und Gliederungen desselben, im Folgenden beleuchtend, zurück.

Die Jonischen Säulen des Portikus, welche mit unbedeutenden Abänderungen nach denen des Tempels der Minerva Polias auf der Acropolis zu Athen gebildet sind, erscheinen, weil sie etwas weit auseinander stehen, zur Unterstüzung des hohen Gesimses mit Verdachung zu schwach; der ganze sechs säulige Portikus wird dadurch zugleich ein wenig breit und gedrückt. Das Gesimse aber erscheint, ob es gleich zum größten Theil nach einem, einer noch reichern Ordnung angehörigen, nämlich: nach den überaus schönen Fragmenten eines korinthischen Tempels (welche zu Rom im Garten des Prinzen Colonna liegen *) gebildet

*) Einige glauben, daß sie zu einem Tempel der Sonne, andere daß sie zu einem Frontispice des Nero, wieder andere daß sie zu einem Tempel des Jupiters gehört haben. Gewiß ist, daß die übrigen dazu gehörigen Theile (wie ich 1815 während meines Studiums in Rom am Orte und Gebäude selbst ent-

worden ist, dennoch zu schwer, da es ganz ohne die daran befindlichen und zugehörigen Sculpturen auf die sehr ornirten zierlichen Säulen, aufgelegt worden. Daß Säulen und Gesims — die einen mit Zierden überdeckt, das andere ganz davon entblößt — dadurch sehr mit einander contrastieren, kann also nicht fehlen. — Gern hätten wir deshalb gesehen, daß man nicht allein die Ornamente des Gliederwerks, sondern auch die schönen Sculpturen des Frieses wie sie sich an jenen Ueberresten finden (weil dadurch erst die ungewöhnlich stark und schwer gehaltenen Gebälktheile zu den reichen schlanken Säulen harmonisch werden) beybehalten hätte. — Die eine, nicht am obengenannten Gesims vorkommende Decoration — der sogenannten Zahnschnitte — kann nicht im mindesten als Ersatz der übrigen, demselben entzogenen Sculpturen gelten; erinnert nur daran, daß diese Zierde gewöhnlich an antiken Ionischen Kranzgesimsen vorkommt. Passend sind Zahnschnitte an diesem Gebälk und an dem Orte durchaus nicht. Nur verwahren wir uns davor, daß Jemand glauben könne, wir stimmten mit in das Gerede der Unzähligen von sogenannten Sachverständigen oder Architecten ein, welche behaupten: daß, da Tragsteine Balken- oder Sparrenköpfe vorstellten, und Zahnschnitte Dachlatten, so dürften diese nicht unter jenen vorkommen. Daß die vorstehenden, zur Bedeckung der Gebäude dienenden Holzstücke welche zugleich dazu benutzt wurden, die zum Schutz des Gebäudes vor- und überragenden Ziegeln oder Deck-

bedt habe) in einer spätern für die Kunst barbarischen Zeit, zur Erbauung des sogenannten Tempel des Janus verwandt worden. Der schlichte Sockel desselben ist z. B. aus den zu obigen Fragmenten gehörenden, colossalen Säulen=Capitälen zurecht gehauen.

platten (aus irgend einem Material) zu unterstützen oder zu tragen, die ersten Motive zu den Zahnschnitten und später auch zu den Tragsteinen gegeben, ist nicht dem mindesten Zweifel unterworfen. Die vorzugsweise stets großartige Einfachheit liebenden Griechen wandten diese bey der Holzbedeckung hervorgegangene constructionelle Zierde nach der Verschiedenheit der Materiale mit einiger Modification, aber sonst in ihrer einfachen geradlinigen Form hauptsächlich bey Gebäuden Jonischer Ordnung *) an. Den eher das Gegentheil liebenden Römern genügte bald das Einfache und Eckige dieses Gesimstheils nicht mehr, und bey immer zunehmender Prachtliebe, die sich nach und nach auf alles, was durch ihre Hand oder auf ihr Geheiß hervorging, erstreckte, mußte es zuerst Gliederungen annehmen, dann sich sogar Schweifungen gefallen lassen, woraus zuletzt die schön geschwungener, nach oben gegliederten und reich sculptierten Tragsteine, welche wir an den bessern Corinthisch-Römischen Monumenten fast durchgängig wahrnehmen, entstanden. — Bey fortwährender Erhöhung und zunehmender Ausladung der Krönungs-Gesimse fehlte es an abwechselndem Schmuck; man erinnerte sich wieder der Zierde, welche an ältern Monumenten Balkenköpfe repräsentierte, und des angenehmen Eindrucks, welchen die perpendicularen Einschnitte (enge vertieften Räume wodurch die Tragsteine von einander getrennt werden) zwischen den vielen horizontal laufenden Linien der Gliederungen, auf das Auge gemacht; man wollte diese wieder gebrauchen aber dafür die schon daraus hervorgegangenen (vor Allem die ein weites Vortragen des Kranzleistes befördernden Tragsteine)

*) Siehe z. B. das Gebälk des Minerva-Tempels zu Prienne Ion. Antiq. tom. I.

nicht aufgeben, und brachte also dieses eckige Glied weiter nach unten zwischen gebogenen Gliedern, mehr als Nebenschmuck in Größe sehr untergeordnet, zugleich an. Daß beide auf diese Weise recht gut zusammen an einem Gesims bestehen können, sehen wir, wie schon gesagt, an Corinthisch-Römischen Monumenten. Die Meister fühlten aber wohl, daß die über den kleinen liegenden größern Tragsteine nur, ohne auf jene drückend zu erscheinen, durch außerordentliche Zierlichkeit in der sie gehalten, bestehen konnten. An unserem Bau müssen sie also, da es welche von der allerschwersten Gattung sind, und um so viel mehr, da sie ungewöhnlich dicht (mehr scheinbar als wirklich) auf den Zahnschnitten aufliegen, von der unangenehmsten Wirkung seyn. Letztere, denen am Krönungsgesims des Tempels der Fortuna Virilis zu Rom am ähnlichsten, hätten wohl unbeschadet eines guten Verhältnisses und da sonst kein Hinderniß vorhanden war, gleich den Tragsteinen und den andern Zierden an den verschiedenen Theilen des Gebäudes symmetrisch, d. h. so daß Mitten auf Mitten gepaßt hätten, eingetheilt werden können. Durch solche geniale Nachlässigkeiten gewinnt ein Architecturstück wahrlich niemals und sie sind dem Auge welches sie wahrnimmt, nichts weniger als erfreulich. — Die großen Tragsteine — sie mögen auch noch etwas anderes vorstellen sollen als Träger des darauffliegenden (was sie doch einzig und allein sind) — müßten wohl eher umgekehrt, strebend, geformt seyn, um desto besser die darauf ruhende Gesimsmasse stützen zu können. Die schon oft von uns getadelte Liebe zu Neuerungen zeigt sich auch hier nachtheilig. Es beleidigt diese Umkehrung nicht bloß den Aesthetiker, sondern auch den Techniker. — Bey also beliebter Gestaltung dieses Gesimstheils liegt augenscheinlich eine Verwechslung

zwischen dem eigenthümlichen Wesen der sogenannten Dielenköpfe und Balken- oder Sparrenköpfe zu Grunde. Den Alten nämlich diente die Decoration der Dielenköpfe zu mehr scheinbarer Erleichterung der früher nur glatt überragenden Unterflache am alt-dorischen Kranzgesims, die Balkenköpfe hingegen zu mehr wirklicher Unterstützung bey weiter vorragenden Gesimsen.

Die nochmalige Wiederholung der kleinen Caprice — des feinen Gliedchens an der Kante des Kranzleists — hätten wir von unserm Architecten um so weniger erwartet, da derselbe nach einmaliger Ausführung (am Wachthause) von der Unwirksamkeit und von der vielfachen Zweckwidrigkeit desselben (die wir in der Kritik des ersten Heftes hinreichend bewiesen zu haben glauben) am gewissensten und sichersten sich hat mit eigenen Augen überzeugen können.

Auch müssen wir den Streif, am untern Theil des Hauptgesimses, oder dem obern Theil des Frieses — welcher auf der Detailsplatte genau ersichtlich — von dem Lob ausschließen, welches wir sonst der Wahl aller übrigen Gliederungen zu diesem Gesimswerk mit Fug und Recht einräumen können. Was soll dieser Streif an dem Orte? das Fries decorieren? Das thut er nicht; er schneidet dasselbe nur auf eine unangenehme Art in zwey Theile. Zum Haupt-Kranz-Deck- oder Schutzgesims, kann er nicht gut mit gehören sollen; wie dieß der Fall bey der noch aus besondern Gründen an demselben Orte vorkommenden flachen Hohlkehle, an dem Atheniensischen Monument des Thrasyllus, ist. Letztere ist noch immer, wie es die einfache Natur der Glieder eines solchen Gesimses verlangt, schützend und deckend; aber nicht so der hier angegebene durchaus glatte Streif.

Wir haben oben gesagt, daß dieß Gesims ganz

von Sculpturen entblößt sey, müssen aber nun unsern Ausspruch zurücknehmen, da wir so eben an den Ecken der Zahnschnittreihen eine traubenartige Sculptur entdecken, wie wir sie an überreich sculptierten Römischen Gesimsen oft wahrgenommen. — Die Entscheidung zu welchen sie paßt, zu welchen nicht, wird Niemanden schwer fallen.

Die Acroterien über dem Fronton auf der Detailsplatte, weichen von denen auf der vorderen perspectivischen und geometralen Ansicht des Gebäudes, welche auf dem ersten und zweyten Blatte dargestellt sind, sehr bedeutend ab. Die auf diesen Blättern angegebene Art haben die Alten vorzugsweise angewandt, weil sie scheinbar sicherer auf der schrägen Fläche aufruhet. Außerdem pflegten sie dieselben auch wohl unscheinbarer, nämlich kleiner ohne Sockel und Gesims zu machen.

Hinter den Säulen der Vorhalle zwischen den Pilastern stehen zwey Reihen kleiner Pfeiler, die durch ein Gesims, welches an jene anläuft, von einander getrennt sind. An guten alten Gebäuden sieht man sehr weislich diese Flächen, von der Basis bis zum Capital, ohne eine durchlaufende horizontale Unterbrechung; hier sind sie auf eine unangenehme Art in zwey Hälften getheilt und werden dadurch auch den Pilastern und Säulen schädlich. Wir würden in diesem Falle, lieber die Räume zwischen den Pilastern der ganzen Höhe mit Fenstern ausgefüllt gesehen haben; da ohnehin schon zwey Balkenlagen, welche die Coridore tragen, durch Fenster maskiert sind und man dieses nur noch einmal hätte wiederholen dürfen, kann dieser Wunsch um so weniger befremden.

Des reich gegliederten und mit Quadrierungen gezierten, mächtigen Untersatzes, auf welchem Pfeiler und Säulen, die die äußern Wände des

Ganzen bekleiden, ruhen, hätte sich die reichste Architectur nicht zu schämen. Wir machen aber hierbey wieder die Bemerkung, daß Untersäße welche zugleich Stockwerke bilden, an dem Orte wo sie von großen Fenstern durchbrochen sind, für das Auge auf eine auffallend unangenehme Weise geschwächt erscheinen. Die glatten Gewänder der Thore und Thüren dieses Geschosses harmonieren durchaus nicht mit dem Uebrigen.

Die ungewöhnlich breiten überhaupt colossalen Pfeiler (oder Pilaster) contrastieren schon mit den feinen zierlichen Säulen im hohen Grade; in noch größerm Mißverhältnisse müssen also die zwischen diesen Riesen-Pfeilern angebrachten, die Fenster trennenden (jenen in nichts als in Größe höchst unähnlich) Embryonengleichen, Pfeilerchen, stehen. — Auf allen drey Arten von Stützen ruhet das eigentlich nur nach den Säulen gemodelte Krönungsgesims. Wenn auch die großen Pfeiler sich noch einigermaßen mit demselben vertragen, so scheint uns doch höchst unnatürlich, daß den zarten Pfeilerchen zugemuthet wird, gleiche Bürde auf ihr Haupt zu nehmen. Es dünkt uns kein Grund vorhanden, weshalb diese gegen das Gefühl streitende unmäßige Belastung, nicht dadurch abgewandt worden ist, daß man neben den großen Pilastern und unter dem durchlaufenden Gebälk einen Streif glatter Wand gelassen *). Diese Anordnung wäre um so mehr rathlich gewesen, da folgende Mängel dadurch wären vermieden worden: Einmal, daß die an die großen Pilaster anstoßenden Pfeilerchen ihre Profilierung eingebüßt haben; zwentens, daß das zu denselben gehörige Gesimswerk glatt abgesehritten worden; drittens, daß die Menge blinder Fenster ent-

*) In der Art wie bey dem Sonnentempel zu Palmyra und wie es unser Architect selbst bey den Logen des Prosceuiums im Innern des Gebäudes gemacht hat.

standen ist, und endlich viertens, daß alles was sich zwischen den Pilastern, Sockel und Hauptkrönungsgefims befindet, wie später eingeseht, zwischengebaut und eingezwängt erscheint. Mangel an Licht wäre durch diese Veränderung in den Piecen, welche durch die Fenster beleuchtet werden, sicherlich nicht entstanden. —

Die noch kleinern Pfeilerchen als die früher angeführten am obern Theil des Gebäudes, haben dasselbe Schicksal als jene; indem ihnen nicht nur ein unverhältnißmäßiges Gebälk, sondern dazu noch ein schweres Fronton aufgebürdet ist; sie müssen deshalb in der Ausführung so wie im Kupfer äußerst belastet erscheinen. Einen auffallenden Contrast bilden die dicht daneben auf den Ecken befindlichen Pfeiler; sie sind unstreitig etwas roh und plump. Es sind außerdem die einzigen am ganzen Gebäude, welche keine Capitale haben, ob sie gleich sonst pfeilerartig gebildet sind.

Auf der Seiten-Fassade kommen dieselben Architecturtheile vor, die wir bereits auf der vorderen überblickt haben; nämlich dasselbe Sockel- und Gefimswerk, Pfeiler von allen Größen und Verhältnissen, welche auch hier wie dort ein und dasselbe -- d. i. ein vollständiges Gebälk und Fronton -- zu tragen haben.

Ein so geringer Vorsprung eines Gesalits wie sich in der Mitte dieser Seiten-Fassade zeigt, ist an sich nicht zu billigen; wird er aber durch die Nothbedungen (wie z. B. wenn in engen Straßen der Raum keinen größern Vorsprung erlaubt, und man einzelne Theile über die Masse des Gebäudes zu erheben hat) so darf man ihn wenigstens nicht am obern Theil der Fassade ganz ignorieren, wie hier geschehen ist. Unser Architect hat es sich hier wahrlich leicht gemacht Variation an seinem Gebäude hervorzubringen.

Die hintere Fronte weicht von der vorderen hauptsächlich darin ab, daß sie in der Mitte kein so breites und weit vorspringendes Resalit hat, und ihr die Vorhalle fehlt. — Wir hätten gewünscht daß unser Architect ein besseres Mittel, als das Fronton, ausfindig gemacht hätte, um den Raum über dem umlaufenden Gebälk und unter den Fenstern des Mittel-Aufbaues auszufüllen. Es geht hier wirklich der Fehler daraus hervor, den man dem Pantheon in Rom mit unendlich weniger Grund vorgeworfen hat, nämlich daß der sich erhebende Theil des Gebäudes das Ansehen erhält, als stände er auf dem Dache des unt.

Wir haben noch der höchst auffallenden ja unerklärlichen Abweichung zu erwähnen, welche auf einer kleinen Breite des Gebäudes, zwischen der sonst auf allen Seiten durchgeführten Pfeiler-Architectur vorkömmt. Auf den schmalen Seiten des vordern Resalits, über den Eingängen für die Fußgänger, sieht man nämlich zwischen den großen Eckpfeilern und den durchlaufenden Gesimsen, statt der Pfeilerchen, in der ganzen Höhe durch fugenartige Einschnitte getrennte Streifen; eine in neuerer Zeit beliebte Methode Wände zu decorieren, womit man Bretterbeschläge nachbilden zu wollen scheint. Letzteres ist wohl unter allen der am meisten gegen die Harmonie des Ganzen sündigende Verstoß.

Die zwischen den Postamenten über den Dächern der Flügel und zwischen den Ecksäulen des Peristyls und dem Gebäude selbst, angebrachten Eisenstäbe, sind ebensowohl ein großer Uebelstand. Griechische Architectur-Theile neben solchen Eisenstäben (beide zu ein und demselben Zweck zu Nutz und Zerde des Gebäudes) — große Fülle neben möglichst großer Magerkeit — ein solcher Contrast beleidigt das Auge auf eine herbe Art. — Die ge-

wiß sehr nöthige Sperre auf beiden Seiten der Vorhalle hätte deshalb auf die Art, wie man solche an ähnlichen Stellen Italiänischer Gebäude (unter andern an einem Pallast in strada nuovissima zu Genua) nämlich durch passend geformte freystehende, weder Säulen noch Pilaster berührende steinerne Bänke, bewirkt werden können. Wir würden alsdann auch die unbarmherzige Verletzung und Entheiligung dieser ewigschönen, vollendeten, in sich abgeschlossenen Griechischen Baukörper, nicht zu bedauern gehabt haben.

Die sechs Platten dieses Heftes sind von dem rühmlich bekannten Architectur-Kupferstecher Norman d. j. au trait äußerst sauber und genau gestochen, und wenn nicht in einigen Platten, wenige kleine Details ohne Noth weggelassen wären — wovon wir zwey der auffallendsten anführen wollen, und wovon das eine dem Auge weh, das andere wohl thut, nämlich die fehlenden Sculpturen an den Halsen der Säulen-Capitäl, der geometralen vordern Ansicht, und die weggelassenen Streifen des vordern Fesalits in der Seiten-Ansicht (auf dem fünften Blatt dieses Hefts ersichtbar) wüßten wir nichts daran auszusetzen; und können sie außerdem andern Kupferstechern dieser Branche in jeder Hinsicht als Musterblätter empfehlen.

Die architectonischen Einzelheiten aus dem Innern des Gebäudes und die übrigen Sculpturen des Innern und Außern, die uns nach der Beschreibung zu diesen Blättern in dem dritten Hefte gegeben werden sollten, haben wir vergebens darin gesucht. Wie hoffen aber dieselben in einem der nächsten Hefte mitgetheilt zu erhalten und sind zum Voraus überzeugt, daß sie neue, geistreiche Gedanken (von denen wir schon oft in Schinkels Bauwerken überrascht worden sind) schöne Zeichnung und geschmackvolle Zusammenstel-

lungen zeigen werden; da uns der Herr G. D. B. R. Schinkel, auch als Decorateur, von der rühmlichsten Seite bekannt geworden ist.

Wolff.

H a n n o v e r.

Bey Hahn: David Georg Strube's, weil. Königl. Großbr. und Churf. Braunsch. Vicecanzlers, rechtliche Bedenken. Systematisch geordnet, ergänzt, berichtigt und mit Anmerkungen begleitet, von Ernst Spangenberg, Dr. d. R. Königl. Großbr. Hannov. D. A. Rathe. I. Band. Mit einer Lebensbeschreibung und dem Bildnisse des weil. Vicecanzlers Strube. 1827. XXXIV. u. 426 Seiten in gr. 4.

Um die vorliegende neue Ausgabe der Strubeschen Bedenken theils bequemer zum Gebrauch zu machen, theils dieselbe in einer, dem jetzigen Standpuncte der Rechtswissenschaft überhaupt und der Hannoverschen Gesetzgebung und Rechtswissenschaft insbesondere, angemessenern Gestalt dem juristischen Publicum vorlegen zu können, ist von dem Herausgeber bey deren Besorgung, vorzugsweise auf folgende Puncte Rücksicht genommen. Zuerst erscheinen in derselben sämtliche Bedenken, nach den verschiedenen Rechtsheilen, und in denselben, nach den verschiedenen Rechtslehren methodisch geordnet. Daß solches aber nicht nach einem strengen Systeme geschehen ist, glaubt der Herausgeber, theils dadurch, daß bey einer solchen strengsystematischen Ordnung es an Stoff fehlte, um jedes, durch eine solche gebotenes, Fach ausfüllen zu können, theils aber auch dadurch entschuldigen zu können, daß ihm stets der Gebrauch des Werks für Geschäftsmänner vorzuschwebte, und er daher bemüht gewesen ist, die einzelnen Rechtslehren nach derjenigen Stellung anzuordnen, in welcher der Geschäftsmann sie

gewöhnlich aufzusuchen pflegt. Zweytens ist der Inhalt sämmllicher Bedenken, sowohl aus dem Gesichtspuncte des gemeinen, als dem des Hannoverschen Rechts, einer sorgsamem Revision unterzogen worden. In ersterer Rücksicht sind diejenigen Bedenken, welche Gegenstände des gemeinen Rechts abhandeln, genau nachgesehen, und durch Bezugnahme auf übergangene gesetzliche Vorschriften, oder durch Nachweisung der Ausführungen der neuern Rechtslehrer (die Meinungen der älteren sind bekanntlich von dem verewigten Verfasser selbst, genau angegeben), in eigenen Anmerkungen bestätigt oder berichtigt worden. In letzterer, hat nicht allein eine eben so genaue Prüfung, unter Bezugnahme auf die neuere Hannoversche Gesetzgebung und Verfassung (selbst ungedruckte Actenstücke hat der Herausgeber durch die Gnade des Königl. Cabinetsministers erhalten, wie z. B. den S. 313 flg. mitgetheilten neuern Decret vom 2. Jul. 1822 über die Verhältnisse der Grafschaft Hohnstein), und auf die neuern Präjudizien des Oberappellationsgerichts zu Celle, statt gefunden, sondern es ist auch ganz vorzüglich darauf Rücksicht genommen, um nach dem Vorbilde mancher für Geschäftsmänner bestimmten Werke anderer deutscher Staaten und des Auslandes ein möglichst vollständiges Handbuch und Repertorium der gesammten Hannoverschen Rechtspflege, insofern deren Resultate durch Entscheidungen der höhern Landesjustizcollegien urkundlich nachgewiesen werden konnten, zu liefern. Um diesen letztern Zweck zu erreichen, sind alle diejenigen Rechtsfragen, welche zwar der verewigte Verfasser unerörtert gelassen, die aber durch andere vaterländische Rechtslehrer im Geiste und nach den Ansichten des hieselbst geltenden Rechts behandelt, entschieden oder durch Präjudizien der höhern Landesgerichte belegt sind, nach

der Ordnung des Systems eingeschaltet, mit genauer Zurückweisung auf die Werke jener Rechtslehrer. Durch jene Ergänzung glaubt der Herausgeber wenigstens soviel bewürkt zu haben, daß der Hannoverische Geschäftsmann mit Einem Blicke wird übersehen können, ob eine ihm vorkommende Rechtsfrage überall schon von einem Strube, von Pufendorf, v. Bülow, Hagemann, von Berg, von Ende, von Ramdohr u. s. w. und wo dieselbe erörtert, und von welchem der höhern Landesgerichte und welcher Gestalt dieselbe entschieden worden ist. Außer dem, jedoch erst am Schlusse des Werks zu liefernden, sorgfältig ausgearbeiteten Sachregister, wird sowohl jedem einzelnen Bande, als nochmals am Schlusse, ein Register über die Anordnung der einzelnen Bedenken, so wie sie in den frühern Ausgaben enthalten ist, beygegeben werden, um die aus den frühern Ausgaben entnommenen Citate, auch in der vorliegenden neuen, ohne Mühe auffinden zu können. Durch Ausschcheidung des durchaus Veralteten und selbst in geschichtlicher Hinsicht Unbrauchbaren, was jedoch sorgfältig bemerkt worden ist, so wie durch größeres Format und öconomischen Druck, ist es möglich geworden, ungeachtet der vielen hinzugekommenen Zusätze, das in den frühern Ausgaben aus fünf Bänden bestehende Werk, in drey zusammenzudrängen, von denen der vorliegende erste bis in die Mitte des zwenten, das Privatrecht, der zweyte, von seiner Mitte bis zum Schlusse und der dritte, das öffentliche Recht zugleich in seiner Ausdehnung auf Kirchen-, Polizen-, Criminal- und Prozeß-Recht enthält. Die beiden folgenden Bände werden ungesäumt nachfolgen.

Sp.

G e t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

48. Stück.

Den 24. März 1827.

H a l l e.

In der Buchhandlung des Waisenhauses 1824:
Theocriti, Bionis et Moschi, quae supersunt, Graece cum scholiis Graecis. Textum ad optimas edd. et ad codd. mss. fidem quam diligentissime exprimi curavit, carminum argumenta indicavit, varias codicum mss. et edd. vett. lectiones conjecturasque virorum doctorum subjunxit, indices locupletissimos adjecit Joannes Augustus Jacobs philosophiae doctor ejusque in universitate Halensi et Vitebergensi consociata professor p. o., paedagogii Regii inspector (jetzt Condirector). Tom. I. CCXVI u. 504.

Der gelehrte Herausgeber dieser neuen vortreflichen Ausgabe des Theocrit hatte von der Buchhandlung des Hallischen Waisenhauses den Auftrag angenommen, die Bucoliker zu edieren. Hier schien es nun anfänglich hinreichend, Valkenaers von Schäfer verbesserten Text zu geben mit Anzeige und Erklärung der Emendationen, den erforderlichen Varianten aus Valkenaers Noten, und

Z [2]

außerdem etwa Valkenaers Behandlungsart des Textes in der Vorrede näher zu characterisieren. Da indessen in England Gaisfords wichtige Ausgabe erschien, mit so reichen kritischen Hülfsmitteln, mußte der Plan geändert werden: es schien unerlaubt auf einen solchen Apparat gar keine Rücksicht zu nehmen, andererseits aber höchst schwierig nur etwa einzelnes auswählend davon zu benutzen, da derselbe so wenig geordnet und verarbeitet ist; auch kann bey einem Schriftsteller wie Theocrit kaum gesagt werden, was als ganz unwichtig auszulassen sey und nicht irgend einen kritischen Gebrauch haben könnte. Der Herausgeber beschloß also seiner Arbeit einen höheren Character zu geben, nicht eine gewöhnliche Schulausgabe zu liefern, sondern eine streng-critische, mit dem gesammten bis jetzt bekannt gewordenen Varianten-Apparat und den Conjecturen der Gelehrten, damit die wahre Beschaffenheit und Geschichte des Textes deutlicher übersehen werden könnte und die Critik hinfüro eine möglichst genaue und vollständige Grundlage bekäme. Und diese so sehr verdienstliche Arbeit ist es, wovon der erste Theil vorliegt, den Theocrit enthaltend. Der Text, welchen der Herausgeber zum Grunde legte, ist der Schäfersche seitdem von allen neuern Editoren befolgte; doch hat er außerdem noch mehreres aufgenommen, was von Valkenaer und andern Gelehrten, auch Schäfer gebilligt oder als sicher empfohlen nur der Auctorität der Handschriften ermangelte und nun auch durch diese bestätigt wird. Conjecturen sind fast ganz fern gehalten und besonders nur Handschriften und alte Editionen befolgt, so daß also in verdächtigten Stellen auch die falsche oder sehr verdächtige Lesart beybehalten worden, wie sich versteht, und bisweilen findet man längst aufgenommene und von Vielen gebilligte Conjecturen wie-

der ausgestoßen, weil doch obwaltende Verschiedenheit der Meinungen und Urtheile den Herausgeber zweifelhaft oder vorsichtig machte, der nun einmal nach möglichster Sicherheit und diplomatischer Genauigkeit strebte. Aber das Hauptverdienst des Herausgebers besteht nun in der Verarbeitung und Ordnung des kritischen Apparates aller vorhergehenden Ausgaben, zu welchem Ende er zuvörderst in der Vorrede eine sehr gelehrte und gründliche Geschichte der theocritischen Critik liefert. Von der editio Mediolanensis, welche den Anfang macht, bemerkt der Herausgeber mit Recht daß sie keine besondere Vorzüge habe; sie ist aus Einem Codex ohne sonstige Sorgfalt und Verbesserung. Die Varianten nahm Hr. Jacobs aus Valkenaer und Gaisford, und wo Verschiedenheit in den Angaben war, folgte er der spätern Vergleichung des englischen Gelehrten. Sie enthält nur erst 18 Idyllen, und bey der zwölften hat nach Valkenaer auch Gaisford unterlassen, die Lesarten anzuzeigen. Die nun folgende Albina hat jene zum Grunde gelegt, oder aus demselben Codex geschöpft, doch ist die Orthographie verbessert und das Accentwesen. Außerdem verglich Albus noch mehrere codices, und zwar außer einigen Mediceischen wie zu vermuthen, auch wahrscheinlich noch mehrere andere, doch läßt sich darüber schwerlich etwas sicheres festsetzen. Und mit Recht behauptet der Herausgeber, daß diese Ausgabe jetzt uns noch wenig nütze, da die Hülfsmittel die Albus haben konnte nun anderweitig bekannt sind, und nichts neues darin ist, was jetzt nicht aus Handschriften viel sicherer könnte ersehen werden. Ein besonderer Fehler der Albina ist die Vernachlässigung der Dorischen Formen gegen die Handschriften, wofür oft die gewöhnlichen eingeführt wurden; dieß hat später verderbliche Folgen gehabt. Die Lesarten,

Z [2] *

welche der Herausgeber angibt, sind aus den Gelehrten entlehnt, welche dieselbe eingesehen zu haben versichern. Hierauf redet er ausführlich über die editio Juntina, wobey viele Schwierigkeiten sind; er macht es einerseits unwahrscheinlich, daß noch eine zweyte Juntina existiert habe, obgleich dieselbe von Harles angeführt wird, andererseits aber ist die Verschiedenheit der Lesarten, welche aus der Juntina angeführt werden, so auffallend und ganz unglaublich, daß der Herausgeber eine Zeitlang glaubte, es wären wirklich zwey Juntinen confundiert. Was in dieser Verwirrung eigentlich das wahre sey, bleibt daher noch unentschieden, bis andere weiter nachforschen können. Uebrigens war die Juntina gemacht nach einem Text den M. Musurus zu Venedig constituirte, zugleich aber auch hatte Junta noch vortreffliche Florentinische Handschriften dabey gebraucht, wie jetzt nicht mehr bezweifelt werden kann. Besonders zwey Hauptvorzüge hat diese mit vieler Genauigkeit gemachte Ausgabe, sie stellte genauer den Dorischen Dialect her und gibt häufig ganze Verse anders als die Aldina, oder fügt zu, läßt weg Verse die jene nicht hat oder hat, vermuthlich weil einer und der andere Mediceische Codex aus einer andern Familie war. Hätte Junta seine Quellen nicht verschwiegen, so würde diese Ausgabe früh alle andern verdrängt haben; so aber blieb die Aldina das Fundament der folgenden, bis Valkenaer dieselbe zu verdienten Ehren brachte. Sie enthält nach Vilenius schon alles das was die Callergiana, aber in anderer Ordnung. Die Varianten aus derselben sind hier von Stephanus, Valkenaer, Gaisford und andern entlehnt. — Callergus kannte die Mediolanensis und Juntina nicht. Basis seiner Ausgabe scheint die Aldina; und Callergus wollte nicht mehr daran ändern als nothwendig,

nur was sich mit dem Aldinischen Texte vertrug, nahm er auf, was mehr abwich, fügte er bey. Calliergus ist nachlässiger im Dialect als Junta, aber besser in der Interpunction als dieser und Aldus; er hielt viel auf Grammatik und hat deshalb mehreres verändert. Seine handschriftlichen Hülfsmittel waren theils etwa dieselben die Junta hatte, theils aber auch eigene, die eine besondere Familie bildeten. Herr Jacobs hat die Lesarten der Calliergiana besonders aus dem Apparat von Reiske und Gaisford entlehnt. — Die nächstfolgenden Editionen alle wiederholen genauer oder nachlässiger die Aldina oder Calliergiana, ohne weitere Handschriften zu gebrauchen. Der Herausgeber redet von der editio Lovaniensis welche Dahl verglich, von den zwey Baseler Ausgaben, die selten und von den Editoren nicht excerpirt, dann den zwey Benediger Abdrücken der Salamandrina und Farreana. Sie wiederholen meist die Römische des Calliergus, folgen bisweilen der Aldina, und weichen im seltensten Falle von beiden ab. Der Herausgeber gibt sie nach Reiske. Hierauf ausführlicher von den Ausgaben des Camerarius, besonders um von der ersten ann. 1530 genauer zu unterscheiden die Frankfurter bey Brubach ann. 1545, die hier genau beschrieben wird, und woraus Varianten mitgetheilt sind. Sie wurde später wieder edirt von Rylander, aber mit verbessertem Text, und diese hat Reiske benutzt, der die frühern nicht kannte. Stephanus, der zweymal den Theocrit edierte und eine neue Stufe bildet, hatte gleichwohl keine codices; er legte vermuthlich die Calliergiana zu Grunde und nahm die Varianten der Junta hinzu und bildete so aus der Aldina und Junta eine neue. Dabey benutzte er auch den Eustathius. Viele Verbesserungen endlich gehören seinem Geiste an. Die zweyte und klei-

nere Ausgabe ist viel correcter als die erste, und enthält noch spätere critische Noten die brauchbar. Sie war noch von keinem genau benutzt, daher der Herausg. sie desto genauer mittheilt. Der Text des Stephanus verdiente die Grundlage der folgenden zu seyn und die Vulgata zu heißen. Hierauf von den geringfügigen Ausgaben die von Crispinus stammen, und denen des Commelin und der Arbeit des Daniel Heinsius, genau characterisirt; endlich sind noch die Poetae minores von Winterton erwähnt und die editiones Oxonienses und Londinensis. Und dieß ist von den Editionen, die einen critischen Werth haben oder auch als solche betrachtet sind. Von den Editionen geht Herr Jacobs über zu den fernern Bemühungen der Gelehrten und weitem Hülfsmitteln die successiv bekannt geworden. Es wird also erwähnt des Casaubonus nützlicher liber lectionum Theocriticarum, und des Scaliger zuversichtliche Emendationen, und die Noten des Auratus, von dem ungewiß, ob er ein eigenes Buch zum Theocrit geschrieben und welchen Codex er benutzt. Und vieler andern damaligen Gelehrten Emendationen und Conjecturen sind gesammelt mit ungemeinem Fleiße und darüber Nachweisungen gegeben, wie des Meursius, Erasmus, Muretus, Canter, Portus, Palmerius, Dorville, Pierfon, Bernhard und Thomas Martinus, Eldicius, Johannes Brodaeus, Andreas Schottus und eine zahlreiche Menge anderer. Nunmehr geht der Herausgeber zu einer ausführlichen Darstellung und Beurtheilung der Reiskischen Ausgabe über; sie bietet viele hier aufgezählte Hülfsmittel und hat große Verdienste, aber mit Recht wird auch geredet von der Unkunde des Metrischen, der Corrigiersucht und andern Fehlern. Und bey der großen Schnelligkeit dieses Gelehrten würden wohl auch zu den Colla-

tionen die er gibt, noch Nachlesen möglich seyn. Jetzt folgen die großen Bestrebungen Dorville's, dessen Papiere zu Amsterdam aufbewahrt und von Hemsterhusius vermehrt, später nach England kamen; und die ungefähr gleichzeitigen des Sanctamandus, der in Italien eine große Menge Collationen zusammenbrachte, hernach aber den Plan den Theocrit zu edieren aufgab und seine Schätze der Bibliotheca Bodleiana vermachte, die dann hier wieder aufgezählt sind. Nachdem hierauf noch von Koens Gregorius Corinthius und von Köhlers Emendationen die Rede gewesen, kömmt der Herausgeber nun auf die berühmte Ausgabe von Warton, der die Schätze des Sanctamandus bekannt machen wollte und außerdem noch einige eigene Collationen hatte. Der Herausgeber handelt gründlich und einsichtsvoll von den großen Fehlern und Nachlässigkeiten dieser Arbeit; zum Text wählte sie den unvollkommenen des Heinsius, die dreyzehn Vaticanischen codices des Sanctamandus wirft sie ohne Unterscheidung zusammen; die vorrâthigen Collationen, von denen nach Gaisford selbst einige ausgelassen worden, werden gegeben, ohne was Sanctamandus nachmals genauer nachträglich noch in verschiedenen Papieren angemerkt hatte und was häufig mit den anfänglichen Collationen streitet, alles damit zu vergleichen oder mitzutheilen, so daß nun anstatt daß diese nachträglichen Papiere genau zu benutzen waren, der Auctorität des Apparates viel entzogen ist. Von den alten Ausgaben hat Warton keine eingesehen. Dagegen ist zu rühmen der Fleiß im Zusammentragen der Emendationen und Interpretationen früherer Gelehrten und zahlreicher Parallelstellen, und ein wesentlicher Schmuck die bekannten auch hier wieder gerühmten Sachen von Loup, zu denen dann auch noch ein Appenzix kam. Nun endlich folgte Baskenaer, von dem

jedermann weiß welche große Verdienste er sich um den Theocrit erworben; der Herausg. gibt die Subsidien an die Valkenaer hatte, und schildert dann auf lesenswerthen Seiten des großen Critikers Verfahren, dessen Text die Grundlage der fernern Critik bis heutigen Tag. Brunck war ausgezeichnet durch ungemeinen Geschmack und seine Behandlung ist elegant, aber seine Kühnheit war nicht minder groß, die neuen Subsidien, die er bekannt machte, sind nicht genauer beschrieben und verarbeitet, und auch in den Anführungen anderer codices ist er höchst unbestimmt und nachlässig. Die nächst folgenden Editoren waren weniger um neue Subsidien bemüht, sondern gaben mehr eine Auswahl des critischen Apparats, und gewöhnlich Valkenaers Text hier und da verändert. Dahin gehört Harless, der aber auch Lesarten aus dem codex Augustanus mittheilte. Pilenejus hatte ohne Zweifel Zugang zu trefflichen critischen Hülfsmitteln, aber er hat nichts davon gebraucht, sondern alles was er gibt, ist meist aus den Anführungen anderer. Wo jedoch etwas neues bey ihm vorkommt, ist es von dem Herausgeber excerpiert. Besonders beschreibt er genauer die Tuntina und Calliargiana, und bringt auch einiges neue daraus bey. Einen Codex hat er selbst consultiert, aber auch nicht durchgängig. Die Ausgabe von Stroth lieferte ferner Varianten des codex Gothanus, und erhielt einige Jahre später an Fr. Jacobs einen neuen geistreichen Verbesserer, von dem wegen des feinen Geschmacks und der genauen Kenntniß der griechischen Sprache und des Wesens der bucolischen Poesie gesagt werden kann, wie der Herausgeber bemerkt, daß er Bruncks und Valkenaers Eigenschaften vereinige. Alle Conjecturen desselben sind deswegen hier angeführt. Des Franzosen Gails Arbeiten gaben keine critische Ausbeute;

doch wird im übrigen das Verdienst so vieler nützlichen und interessanten Bemerkungen und Notizen anerkannt. Dahl in seiner vorzüglichen Ausgabe war einer der ersten, der den Werth der Bartonischen Schätze in Deutschland bewies. Er verglich auch von neuem die Aldina und Calliergiana und gab allein die Varianten der editio Lovaniensis. Außerdem sammelte er und ordnete fleißig die Bemerkungen früherer Editoren und was sonst einzeln auf Auslegung oder Critik bezüglich hier oder dort anzutreffen war, und erwarb sich hierdurch ein großes Verdienst. Daher auch hier eine nähere Anzeige davon gegeben ist. Dagegen zeigt der Herausgeber daß die kritischen Principien Dahls auf keinem durchaus haltbaren Grunde ruhen, obgleich er factisch am Ende von Valkenaers Text weniger abwich als er selbst glaubte, daher derselbe auch im Allgemeinen gewiß zu loben. Nunmehr folgte der treffliche Schäfer, der mit weiser Benutzung der frühern Hülfsmittel bey unvergleichlicher Gelehrsamkeit und Einsicht den Text gab, welcher jetzt die Vulgata ist und von allen seitdem befolgt wird. Dieser ist deswegen auch hier zum Grunde gelegt, und nur solche neue Lesarten außerdem aufgenommen, die hernach durch Handschriften genug bestätigt auch von Schäfer gebilligt worden. Außerdem sind alle Conjecturen Schäfers angezeigt die sich sonst fanden, gleichwie auch ferner alle Observationen und Emendationen des scharfsinnigen Hermann, welche dieser große Critiker bey verschiedenen Gelegenheiten gemacht, sorgfältig zusammengetragen und angezeigt worden. Hierauf handelt der Herausgeber von Gaisfords berühmter Ausgabe in den *poetis minoribus Graecis*, und beurtheilt dieselbe gründlich. Gaisford publicierte die zahlreichen Dorvillischen Collationen und Schätze, welche die *bibliotheca Bodleiana* acquiriert hatte,

außerdem die Collationen von drey Pariser Handschriften aus den Papieren des Sanctamandus, die Barton ausgelassen hatte, und versprach außerdem die übrigen Excerpte des Sanctamandus genau durchzugehen, mit den Dorvillischen Papieren zu vergleichen und die Abweichungen anzugeben, da vieles aus denselben Quellen geschöpft ist, weil auch Dorville in Italien vergleichen ließ. Dieß ist aber schon gleich nicht geschehen und der Leser häufig in völliger Unsicherheit gelassen; von den nachträglichen Angaben des Sanctamandus zur Berichtigung seiner Collationen wird auch gar nichts gesagt, die Bezeichnungen der codices, deren Gaisford sich bedient, sind oft so schwankend und dunkel, daß man sie nicht gebrauchen kann. Dabey wird durchaus kein Text angezeigt auf den die Variantenmasse bestimmt bezogen würde, so daß man häufig nach Durchlesung der Angaben ungewiß bleibt was eben so viel andere codices hier haben — ein Fehler, der jedoch vielleicht schon in der Beschaffenheit dieser Papiere selbst lag. Der Herausgeber zeigt ferner, daß der Ausdruck *vulgata* bey Gaisford unbestimmt ist, daß die wiederholten Vergleichen der *editio Mediolanensis*, *Aldina*, *Juntina*, *Calliargiana*, dennoch nicht genau sind, und überhaupt auch sonst in der Wahl der Varianten nicht diejenige strenge Sorgfalt angewendet sey, die mit Recht zu erwarten war. Endlich redet der Herausg. auch noch von Kieflings Ausgabe, der abermals einige Collationen publicierte, auch Gaisfords Apparat zuerst genauer gebrauchte, eine bessere lateinische Uebersetzung gab, mit großem Fleiße sammelte was über Theocrit geschrieben worden, und eigene reiche Noten zufügte, wie bekannt. Dagegen wird auch gerügt, daß namentlich der Apparat von Barton und Gaisford nicht mit er-

forderlicher Genauigkeit benutzt worden, hie und da selbst unrichtig daraus angegeben wird, und ferner die codices welche gleiches haben, selten bey den Lesarten genauer bezeichnet sind, sondern weist nur die Zahl; da doch sonst so manche treffliche kritische Bestimmung hier geleistet. Endlich fügt H. Jacobs noch kürzlich die Namen der Gelehrten bey, die sonst noch in dieser Zeit irgend etwas für die Critik des Theocrit gethan, und hier benutzt sind. —

Aus allem bisher angeführten ist nun ersichtlich mit welcher Sorgfalt H. Jacobs die Geschichte der Critik des Theocrit erforscht und welche große Verdienste er sich dadurch erworben; wie aber auch so noch viele Zweifel und Unzuverlässigkeiten in den einzelnen kritischen Angaben der Lesarten zurück bleiben, wegen ungenauen Angaben und Bearbeitungen der Editoren; aber viel ist auch da gewonnen durch Aufdeckung dieser Fehler, und die Zusammenstellung streitender Relationen, wodurch die Unsicherheit ins Auge springt.

Durch den ungemeinen Fleiß des Herausgebers findet man jetzt in einem Werke vereinigt, was an Lesarten der Editionen und Handschriften und an Conjecturen der Gelehrten bey jedem Verse zusammenzubringen war, und findet es dargeboten in chronologischer Ordnung; es ist verarbeitet so weit es bey dem Zustande der Quellen verarbeitet werden konnte. Alles ist vertheilt in Noten unter dem Texte und ein ausführliches Supplement, wodurch freylich der Ueberblick weniger bequem wird. Aber der Plan des Herausgebers bildete sich ihm erst allmählich genauer, wie bey solcher Arbeit wohl natürlich, und als die ersten Bogen rasch gedruckt wurden, war das Ziel noch nicht so bestimmt aufgefaßt, und die Sammlungen noch nicht so verarbeitet; doch ist, was in dieser Hinsicht anfänglich in den Noten versäumt

worden, sorgfältig im Supplement nachgeliefert, einiges auch selbst noch in der Vorrede. Der Druck ist höchst correct. Hoffentlich wird bald die Fortsetzung folgen.

B e r l i n.

Antignostikus. Geist des Tertullians und Einleitung in dessen Schriften mit archäologischen und dogmen-historischen Untersuchungen von D. August Neander. 1825. 525 S. in 8.

Dem Hrn. D. gehört unstreitig der Ruhm, das Unternehmen kirchlich historischer und besonders patristisch-literarischer Monographien, aus dem gewiß für das Ganze der Wissenschaft reiche Früchte erwachsen werden, durch seinen Vorgang am meisten aufgemuntert, und durch die von ihm gegebenen Muster am besten geregelt zu haben; aber durch die vorliegende Monographie Tertullians hat er sich in der letzten Hinsicht noch ein besonderes Verdienst erworben, das Rec. auch gerne besonders auszeichnen möchte, nämlich — das Verdienst des verschmähten Prunkes mit der Gelehrsamkeit, oder wenn man will, des versteckten Apparates von der Gelehrsamkeit, welche dabey angewandt werden mußte. Bey keinem Kirchenvater ist es so schwer, seinen Geist aus seinen Schriften auszuziehen, wie bey Tertullian. Die eigene Richtung, die ihm sein Character, sein feuriges Temperament, vielleicht auch einige uns unbekanntes Verhältnisse seines Lebens bey seinen philosophisch-religiösen Forschungen gegeben hatten, die Formen des dialectischen durch seine frühere Studien ihm angewöhnten Rhetorisierens, in welche sich seine Ideen oft von selbst hineinschmiegelten, die Spiele mit Antithesen und Vergleichen, in die er sich so oft von seinem vor-schnellen Wize hineinziehen ließ, vorzüglich seine eigene, zu dem vollen Ausdrucke seiner Ideen

oft mit wunderbarem Glücke selbst geschaffene, aber auch eben dadurch oft höchst dunkle und verwirrte Sprache — machen dabey Hindernisse, die sich bey keinem der älteren kirchlichen Schriftsteller in diesem Grade finden. Mehrere Partieen der Tertullianischen Schriften sind auch nur in einem unheilbar = corrupten Zustand auf uns gekommen, und da uns zugleich bey so manchen bestimmte Nachrichten über die wahre Zeit und Zeit = Veranlassung ihrer Abfassung fehlen, also auch eine genauere Kenntniß der temporären, localen und auch wohl persönlichen Beziehungen und Umstände fehlt, auf welche so oft darin angespielt wird, so wird oft selbst das Errathen ihres Sinnes unmöglich. Es gibt daher auch nicht leicht bey den Schriften eines Kirchenvaters so vieles, das voraus abgemacht, bestritten und erstritten werden muß, ehe man nur darauf ausgehen kann, ihren Sinn zu suchen, wie bey diesem. Es gibt nicht leicht eine, über welche schon so viel discutirt und polemisiert worden ist, wie über diese, und eben daher gibt es auch nicht leicht eine, bey deren Behandlung sich ein so vielfacher und schwerer Apparat von Gelehrsamkeit mit und ohne Noth anbringen und auslegen ließe, wie bey den Schriften Tertullians. Dieß hat jedoch Hr. D. R. — und gerade dadurch hat er sich als echt = gelehrten Forscher am kenntlichsten gemacht — mit einer eigenen Kunst, zum Theil schon durch die Anordnung seines Werks zu vermeiden gewußt. Er hat die Schriften Tertullians in drey Classen getheilt, indem er die erste Classe denjenigen anwies, welche durch das damalige Verhältniß der Christen zu den Heiden veranlaßt wurden, und sich auf die Vertheidigung des Christenthums gegen das Heidenthum, auf die Bekämpfung des letzteren, auf das Leiden und Thun der Christen unter den Verfolgungen und auf ihr Verkehr mit den letzteren überhaupt beziehen; eine zweyte Classe füllte er

mit denjenigen aus, worin Gegenstände des kirchlichen und christlichen Lebens und der Kirchenzucht behandelt werden und in die dritte brachte er endlich alle seine dogmatischen und dogmatisch-polemischen Schriften zusammen: aber für jede der drey Classen nahm er wieder zwey Unterabtheilungen an, und führte in der ersten die in die Classe gehörigen Schriften des noch nicht zum Montanismus übergegangen — und in der andern die Schriften des montanistischen Tertullians ihrer wahrscheinlichen Zeitfolge nach auf. Da der Vf. diesen Unterschied immer nur nach den inneren Zeichen und Merkmalen, die sich in den Schriften selbst finden, bestimmte, und sich um anderweitige meistens sehr unsichere Data und Angaben, die man wohl sonst dabey zu Hülfe nahm, nichts bekümmerte, so wurde schon dadurch manche nutzlose Erörterung erspart; wo es aber nöthig war, daß zuweilen über einige jener inneren Merkmale gestritten werden mußte, an denen frühere Patristiker, und besonders Mösselt, jetzt den Montanisten und jetzt den nicht-Montanisten erkannt haben wollten, so geschah es immer mit einer Kürze, die sich ohne zu polemisiren damit begnügte, nur die Gründe anzugeben, warum das Merkmal nicht für entscheidend gehalten werden könne. Mit gleicher Enthaltfamkeit hat er sich auch untersagt, in einzelnen Stellen, wo der Sinn Tertullians durch einen entstellten Text oder durch eine ganz unverständliche Anspielung auf einen uns unbekanntem Zeitumstand oder durch seine verwirrte und selbst geschaffene Sprache zweifelhaft und ungewiß, also schon mehrmals verschieden aufgefaßt worden ist, in den darüber geführten Streit hineinzugehen, sondern er gab nur die Erklärung, die ihm die richtigste schien, räumte auch wohl selbst zuweilen ein, daß sich in einigen Stellen gar kein Sinn finden lasse, und suchte dann nur die Meinung seines Schriftstellers durch die Vergleichung anderer weniger dunkeln Aeußerungen oder aus der ganzen

Richtung seines sonst bekannten Sdeenganges aufzuklären. Dabey wird aber dem Patristiker von Profession eine sehr vertraute Bekanntschaft des H. D. mit allem was schon über Tertullian und seine Schriften commentiert wurde, in hundert Zeichen sichtbar werden, und nur desto dankbarer wird er es beschwigen erkennen, daß er seinen Lesern den reinen Geist Tertullians und das Eigenthümliche seiner Ansichten über das Ganze wie über einzelne Lehren des Christenthums gab, ohne sie zu lange bey den Operationen aufzuhalten, die zu seinem Auffinden nöthig waren.

Was indessen die durch seine Forschungen gefundenen und gegebenen Resultate selbst betrifft, so möchte sich wohl noch über einige mit ihm streiten lassen, aber Rec. hat sich nur bey sehr wenigen, und noch dazu gar nicht wichtigen dazu versucht gefühlt. So nahm er schon einen ganz kleinen Anstoß daran, daß der Verf. zu Unterscheidung der verschiedenen Richtungen, welche der christlich-dogmatische Religionsgeist im 2ten Jahrh. nahm, Bezeichnungen in seiner Vorrede gewählt hatte, die erst in einem späteren Zustand der Wissenschaft ihre volle Wahrheit erhielten, indem er in dem Gnosticismus die auf ihre höchste Spitze getriebene idealistische Richtung, in der alexandrinischen Schule eine gemäßigte idealistische, und in Tertullian die entgegengesetzte realistische erkannte; denn diese Bezeichnungen können höchstens auf das bewußtlose Streben des christlichen Geistes in diesen verschiedenen Richtungen einigermaßen passen, aber von demjenigen, was er wirklich abzielte und erzielte, weder einen klaren noch einen vollständigen Begriff geben. So schien es ihm, als ob der Vf. zuweilen seiner Neigung oder seinem Grundsatz, in der Geschichte, in dem Character, und in den Einrichtungen der ersten Christen nur das Gute und Treffliche herauszuheben, das Nachtheilige und Tadelnswerthe aber möglich zurückzustellen oder zu entschuldigen, etwas zu viel

nachgegeben hätte; da er aber fand, daß er es doch nicht unbemerkt ließ, und besonders auch das in ihren Ansichten und in ihrem Lehrbegriff von dem späteren Kirchenglauben hin und wieder abweichende nicht nur nicht unbemerkt, sondern auch ganz unverschleiert ließ, so wurde es ihm mehr als leicht, sich mit jenem auszusöhnen. Weit stärker haben ihn dafür mehrere Aeußerungen und Urtheile des Wfs. angezogen, in denen sich jetzt der gründliche und besonnene Forscher, jetzt der liberale und bey dem wärmsten Eifer für christliche Wahrheit dennoch milde und selbst durch diese Wahrheit sichtbar milder gemachte Dogmatiker, jetzt aber der rücksichtslos freymüthige Historiker am unverkennbarsten ausspricht: wir dürfen uns jedoch nur erlauben, auf ein paar solcher Aeußerungen im besondern aufmerksam zu machen, weil die eine davon eine allgemein nützliche, die andere aber eine für den Patristiker unentbehrliche warnende Belehrung enthält. „Was — fragt zuerst der Verf. S. VI — was würde aus der Entwicklung der christlichen Lehre und Theologie in den ersten Jahrhunderten geworden seyn, wenn es nur Tertulliane — und was, wenn es nur Origenesse gegeben hätte“ — und an diese Frage hängt er die warnende Wahrheit an: „die Stimme der ganzen Kirchengeschichte warnt vor allem, was die Geister in eine dogmatische Form hineinzwängen, und die Freyheit und Mannigfaltigkeit der geistigen Lebensentwicklung hemmen möchte!“ Für den Patristiker hingegen gibt es gewiß keine nothwendigere Belehrung als die S. 445, zwar zunächst nur in Beziehung auf Tertullian angebrachte, aber auch bey allen früheren und späteren Vätern gleich anwendbare, wenn auch nicht immer in gleichem Maße anwendbare Bemerkung: „Ueberall muß man bey ihnen die mangelhafte Entwicklung des Begriffes von demjenigen, was der Entwicklung voran geht, von dem Unmittelbaren des Bewußtseyns und des Gefühls wohl unterscheiden.“

G ö t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

49. Stück.

Den 26. März 1827.

G ö t t i n g e n .

Am 3. Februar hielt der Hr. Hofr. Langenbeck in der Versammlung der Königl. Societät der Wissenschaften eine Vorlesung: — De cerebro, aqua ingenti sacciforme distento, cum nondum perfecto conferendo. — Vorauszgeschickt ward eine Beschreibung der Bildung des Cerebelli und des Cerebri vom Embryo an bis zum Er wachsenen, worauf dann eine genaue Angabe seiner Zergliederungen der Gehirne, in deren Ventrikeln sich Wasser angesammelt hatte, folgte. Aus den Vergleichen der Hirne verschiedener Embryonen mit denen, die durch den Hydrops ventriculorum umgeändert waren, ging die Ähnlichkeit ersterer mit letzteren in Hinsicht der Form und der Umänderungen mancher Theile deutlich hervor. Zur Erläuterung zeigte Hr. Hofr. L. einige Embryonen-Hirne, und Hirne von Kindern vor, deren Hemisphären durch Wasser sackförmig ausgehnt waren. Unter letzteren befand sich eins von einem Mädchen von zwey und einem halben Jahre, welches in dem unter des Hn. Hofr. L. Direction stehenden chirurgischen Hospitale gestorben war.

U [2]

Der Umkreis des Kopfes betrug 27 Zoll Pariser Maaß. Das corpus callosum war so sehr in die Höhe getrieben, daß es mit den Hemisphären des Hirnes eine Fläche bildete; die Hemisphären des Hirnes waren entfaltet, die Gyri und Sulci verschwunden, und in eine membranöse Gestalt, ähnlich den Hemisphären der Embryonen-Gehirne aus den früheren Monaten, umgeändert; beide Hemisphären waren sehr dünne, am dünnsten war aber das corpus callosum, so daß man durch dasselbe das Wasser und die in der Tiefe liegenden Theile sehen konnte. Nach dem Durchschneiden der Hemisphären zeigte sich nur Eine weite Höhle, die verschiedenen Ventrikel waren nicht von einander zu unterscheiden; vom Fornix waren nur zwey dünne Fäden übrig geblieben; die thalami nervorum opticorum waren von einem geringeren Umfange, wie im natürlichen Zustande, und glichen den cruribus cerebri; größer waren dagegen die corpora striata; sowohl an den ersteren, als auch an den letzteren zeigten sich die striae medullares sehr deutlich; die glandula pinealis war verhärtet. Obgleich die corpora quadrigemina klein waren, so konnte man sie doch nicht verkennen. Am cerebello war nichts Ungewöhnliches zu bemerken. Die verschiedenen Theile der basis encephali waren von natürlicher Beschaffenheit, ausgenommen den Boden der dritten Hirnhöhle (tuber cinereum), welcher so dünne war, wie die feinste Membran, und die Seh- und Nerven. Erstere waren fast gänzlich verschwunden, so daß man nur ihr chiasma sehen konnte, und letztere sehr dünne. Aus der Formumänderung dieses hydropischen Hirnes ging hervor, daß es in Hinsicht der Umänderung der Hemisphären in eine membranartige Gestalt, und sackförmige Ausdehnung ohne Windungen, Falten und Vertiefungen dem Hirne eines Embryo aus dem vier-

ten, fünften, sechsten Monate glich. Insofern die Hemisphären nur Eine Höhle umgaben, die Hirnkammern nicht abgegrenzt, und die Fundamentalthteile im Grunde der weiten Höhle nicht geschwunden waren, ward es mit dem eines Embryo aus dem dritten, vierten Monate verglichen.

Da in dem hydropischen Hirne die *cornua Ammonis*, die *pedes hippocampi minores*, und die *eminentia collateralis* fehlten, so ward es mit den Embryonen-Hirnen aus dem zweyten, dritten Monate verglichen.

Zu den Gattungen der Wasseransammlungen unter den Kopfknochen (*hydrocephalus internus*) wurden gerechnet: — eine zwischen der *calvaria* und der *dura mater*; eine zwischen dieser und der *pia mater*; eine zwischen dieser und dem Hirne selbst; und dann endlich die innerhalb der Hirnkammern. In Hinsicht der Entstehungsart ward der *hydrocephalus internus* eingetheilt: in den *acquisitus* und *congenitus*. — Ersterer ward gleichsam für das *stadium frugiferum* oder *secretionis* gehalten, welches bey Kindern nach irgend einem Krankheitsproceß, der das völlig ausgebildete Hirn befällt, hervortritt, wobey die Form des Kopfes nichts Widernatürliches zeigt, und das Exsudat von einer gelatinösen Beschaffenheit ist. — Unter der zweyten Gattung ward eine solche verstanden, wo die Wasseransammlung schon vor der Geburt entsteht, ehe das Hirn völlig ausgebildet worden ist, das Wasser das Hirn umgibt und abwärts drückt, wobey die *calvaria* einen bedeutenden Grad von Ausdehnung erreichen kann, so daß die *diagnosis* nicht schwer ist.

Es folgte nun die Entwicklung des *hydrops cerebri*, oder der Entstehung der Wasseransammlung in den Hirnhöhlen, welche im Allgemeinen organischen Proceßen zugeschrieben ward, die aber

nur vor der Geburt in einem solchen Grade wirksam seyn könnten, als es zur Entstehung eines sichtbaren und großen Wasserkopfes erforderlich sey. Hr. Hofr. L. erklärte jeden hydrops camerarum cerebri, wobey die Hemisphären des Hirnes sackförmig ausgedehnt worden sind, und der Kopf eine bedeutende Ausdehnung erreicht hat, so daß die Krankheit gar nicht verkannt werden kann, für ein vitium congenitum, und unterschied zwey Arten, wovon die eine schon in den ersten Monaten des Embryo, in welchen das Hirn in der Ausbildung zwar noch sehr zurück sey, die Hemisphären desselben aber schon eine sackförmige Membran bildeten, entstehe, und die andere sich später ausbilde. Die erste Gattung erklärte er für eine Hemmungs-Bildung, wo die Zufuhr des Bildungstoffes der Hirnsubstanz cessire, und dagegen die Wasser-Exhalation eintrete; die zweyte hielt er für einen rückgängigen Proceß in der Vegetation, wo die schon gefalteten Hemisphären durch die Absorption entfaltet würden, so daß sie durch das Wasser immer mehr und mehr ausgedehnt werden könnten, wobey zugleich eine übermäßige Wasser-Exhalation vorhanden sey. Als Beweis für diesen rückgängigen Proceß führte er an, daß Kinder mit dem hydrops cerebri geboren würden, die Größe des Kopfes zwar auffallend sey, jedoch nicht so, daß man daran die Krankheit mit Gewißheit erkennen könne, die sich aber durch eine allmälige Vergrößerung des Kopfes kenntlich mache.

Es ward ein zweytes hydropisches Hirn von einem neugebornen Kinde vorgezeigt, an welchem die Hemisphären schon gefaltet, und so ausgedehnt waren, daß der Umfang des Kopfes die Krankheit unverkennbar machte. — Die ventriculi laterales waren weit, und mit Wasser angefüllt; die corpora striata und die thalami nervorum opticorum natürlich gestaltet; das

corpus callosum war zwar dünne, aber noch nicht von dem Wasser in die Höhe getrieben; vom septum pellucidum war nichts zu sehen und beide ventriculi laterales machten Eine Höhle aus; der fornix zeigte sich in seiner natürlichen Gestalt, war nicht in die Höhe getrieben, sondern lag auf den thalamis nervorum optico-rum; an den gyris sah man schon die bevorstehende Entfaltung, zu deren Vollendung es aber gekommen wäre, wenn das Kind das Leben behalten hätte, der rückgängige Proceß in der Vegetation, die Absorption, und die Wasser-Exhalation zugenommen hätten, unter welchen Bedingungen dieß Hirn dann dem zuerst beschriebenen ähnlich gestaltet worden wäre.

Hierauf ward angeführt, daß, obgleich jeder hydrops cerebri mehr oder weniger vor der Geburt beginne, diese Behauptung doch eine Einschränkung zulasse, welche darin bestehe, daß sich zwar in jedem Lebensalter in den Hirnhöhlen Wasser ansammeln könne, zwischen dem hydrops cerebri congenitus und dieser Wasseransammlung in den Hirnhöhlen, die lange nach der völligen Ausbildung des Hirnes anfangen, aber der Unterschied sey, daß bey dem hydrops camerarum, der erst post partum beginne, niemals die Hemisphären sackförmig ausgedehnt würden, und man aus der Form des Kopfes nicht auf die Krankheit schließen könne, weil die Hemisphären schon so dicht und fest geworden seyen, daß sie durch die Absorption nicht mehr ausgehöhlt werden könnten, welches durch ein Hirn einer sechszigjährigen Frau bewiesen ward, in dessen Seitenhöhlen viel Wasser vorgefunden ward, ohne die geringste Veränderung an den Hemisphären und an dem Kopfe. Das corpus callosum war dünner, wie im natürlichen Zustande, und der fibröse Bau war auffallend deutlich daran zu bemerken.

Aus den Veränderungen, die das hydropische Hirn des erwähnten drittehalbjährigen Mädchens erlitten hatte, welches völlig stupid, kein Zeichen der Verstandeskkräfte von sich gab, und nicht sprechen konnte, glaubte Hr. Hofr. L. schließen zu dürfen, daß wol diejenigen Provinzen des Hirnes, welche am meisten von ihrer Integrität abgewichen wären, für die Organe zu halten seyen, wodurch das principium psychicum (anima rationalis) wirke. Da nun die Hemisphären sackförmig ausgedehnt, und gänzlich entfaltet waren, die übrigen Hirnthteile aber alle eine solche Beschaffenheit beybehalten hatten, daß sie funktionieren konnten, und in der Sphäre des vegetativen Lebens keine Abweichung von der Norm zu bemerken war, so wagte er es auszusprechen, daß er die Hemisphären des Hirnes des Menschen, und besonders wegen des Umfanges, den diese durch die Reichhaltigkeit an Falten bekämen, für die Instrumente, wodurch das uns unbekanntes principium psychicum wirke, halte. Er war der Meinung, daß zu den intellectuellen Verrichtungen etwas Körperliches, Materielles, und aliquid Immateriale, quod impellat, gehöre und glaubte, nur über das domicilium, mit Uebergehung des possessoris sich äußern zu dürfen.

Obgleich er der Meinung nicht war, in Hinsicht des Materiellen den Wirkungskreis des psychischen Agens nur auf gewisse Grenzen zu bestimmen, gegen welche Ansicht die innige Verbindung aller Fibern im Hirne schon stritte, so glaubte er doch, daß bey den Verrichtungen in Hinsicht der Organe ein Unterschied zu machen sey, und man die Hemisphären doch wol für das instrumentum nobilissimum halten könne, von woher auf alle Theile und Nerven, die aus dem Hirne gehen, gewirkt werden könne. Für diese Meinung wurden noch folgende Beweise angeführt: Bey dem Vergleichen des Hirnes mit de-

nen verschiedener Thiere finde man, daß letztere zwar den Embryonen-Hirnen der Menschen gleichen, aber unvollkommener seyen, als die der gebornen und der erwachsenen Menschen; die Hemisphären des Hirnes der Amphibien z. B. seyen so sackförmig gestaltet, und so dünne, wie die eines menschlichen Embryo von drey Monaten; die Hemisphären der Hirne der Vögel seyen zwar schon größer, es fehlen aber die Falten, und das corpus callosum (commissura magna), wie bey dem Hirne eines Embryo aus den ersten Monaten; wenn auch des Orang-Utangs Hirn dem menschlichen sehr ähnlich sey, so besitze es doch weit weniger Falten, und das Hirn des Menschen sey von weit größerem Umfange. Für die Wichtigkeit der Hemisphären glaubte er endlich auch noch den Umstand anführen zu dürfen, daß die intellectuellen Verrichtungen durch Blut, oder Knochenstücke, welche nach Kopfverletzungen auf den Hemisphären lägen, weit eher gestört würden, als wenn das Blut unter dem Hirne in der basis cranii sich befände, und daß gedachte Functionen oft gleich nach der Entfernung der fremden Körper von den Hemisphären wieder von Statzen gingen. Es ward ein Schädel vorgezeigt, der durch eine Gewaltthätigkeit an der Basis in zwey Hälften getheilt war. Der Vermundete lebte noch acht Tage im Hospitale, ging umher, und war im Besitze der völligen intellectuellen Verrichtungen, obgleich die basis cranii mit einer großen Menge Blutes angefüllt gefunden ward. — Nach Beendigung dieser Vorlesung zeigte Hr. Hofr. L. das von ihm erfundene Instrument, um tief liegende große Arterien zu unterbinden, vor, mit der Bemerkung, daß die Brauchbarkeit desselben bey der Unterbindung der arteriae subclaviae oberhalb des Schlüsselbeines, und der carotis communis, welche er wegen Blutungen unternehmen mußte, bewährt worden sey. — Das Instrument ist von Silber, und wie

eine gewöhnliche Aneurismanadel geformt. Wenn es um die Arterie geführt worden ist, so wird eine Feder, die vorne hakenförmig umgebogen ist, aus demselben herausgeschoben, die Ligatur hinter den Haken gelegt, die Feder zurückgezogen, und bey dem Zurückziehen des Instrumentes die Ligatur angelegt.

Darauf legte er der Königl. Societät mehrere Blasensteine vor, welche er durch den Blasenschnitt herausgenommen hatte, wobey bemerkt wurde, daß er der erste sey, der in Göttingen diese Operation gemacht habe. Die Operierten waren theils aus der Gegend um Göttingen, theils aus dem Hannover'schen, und einer davon war aus dem Paderborn'schen.

E b e n d a s e l b s t.

Ueber einige ältere Sanskrit-Metra: ein Versuch von Geo. Heinr. Aug. Ewald. 1827. in 8. — Ein Versuch freylich konnte erst gewagt werden über die Metra einer poetischen Litteratur, deren reiche Schätze erst die Zukunft dem Drucke und Europa schenken wird. Jedoch sind von den ältern, uns gewiß am wichtigsten und durch Einfachheit und natürlichen Reiz ausgezeichneten, Poesien schon so große Stücke gedruckt, die Metra sind so wichtig ihrer selbst wegen und zum Nutzen für die aufblühende altindische Philologie, daß es nicht überflüssig seyn kann, auf deren Wesen und Geseze hinzudeuten. Nur über das häufigste dieser ältern Metra, den Sloka, haben europäische Gelehrte Beobachtungen angestellt, die der Vf. beträchtlich erweitern konnte. Außerdem erklärt er andre seltener Metra. Einen merkwürdigen Unterschied zeigt bey einem Metrum der Ramajana und Mahabharata, wodurch ein viel späteres Alter dieses zweyten Epos gewiß wird. Im Ramajana findet sich das Metrum:

$\bar{v} - v - , - v v - , \bar{v} - v \bar{v}$

nur in dieser einzigen reinen Gestalt; im Mahabharata immer catalectisch und viel freyer. Ueber letzteres stellt, wie der Verf. später bemerkte, Hr. v. Chezy im Journ. des Savans. 1825. p. 44 ein Schema auf, welches nicht aus der deutlichen Vergleichung mit dem Ramajana hervorgegangen seyn kann. Ewald.

G e t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

50. Stück.

Den 29. März 1827.

H e i d e l b e r g.

Bey Mohr und Winter 1822, auf XIV und 722 Seiten. gr. 8. Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter von Friedrich Carl von Savigny. Dritter Band. 1826 auf XVI u. 487 Seiten. Viertes Band: das zwölfte Jahrhundert.

Nicht nur alle Freunde des Verfassers, und nicht nur Alle, die an der Rechtswissenschaft Theil nehmen, sondern auch bloße Zeitungsleser, welche in der Geschwindigkeit sich eben so wenig sagen können, ob von einem Rechtsgelehrten, oder von einem Naturforscher die Rede sey, als sie sich bey andern Zeitungsartikeln immer deutlich erinnern, zu welcher von zwey ganz entgegengesetzten politischen Parteyen ein ihnen vorkommender Name eigentlich gehöre, wissen es, oder haben es wenigstens gelesen, daß Savigny zu der Herstellung seiner schon lange durch die mannichfaltigsten Geschäfte angegriffenen Gesundheit eine Reise mache, und es sind ihnen auch schon mehrere sehr

K [2]

verschiedene Namen genannt worden, an welche man sich während seiner Abwesenheit zu halten habe, ungefähr wie ein Gesandter am Bundestage bald diesen, bald jenen andern Gesandten zu seinem Stellvertreter ernennt, oder wie ein Minister einstweilen die Geschäfte eines andern versteht, nach dem beliebten Ausdruck, sein Portefeuille übernimmt. Um so überraschender mußte also gerade in die Zeit der Abreise des Wfs. ein so bedeutender Beweis seiner schriftstellerischen Thätigkeit fallen, als der oben genannte vierte Band dieses so allgemein geschätzten Werkes ist. Der Unterzeichnete, der seit vier und zwanzig Jahren gewiß immer einer der Ersten gewesen ist, jede Schrift dieses Wfs. anzumelden, und, wie er nicht leugnen kann, zu empfehlen, der namentlich den ersten Band dieses Werks 1815 St. 85, und den zweyten 1816 S. 182 mit inniger Freude unsern Lesern bekannt zu machen gesucht hat, findet nun eine Gelegenheit, eine alte Schuld abzutragen, welche ihm seit der Erscheinung des dritten Bandes auf der Seele liegt. Daß er diesen nicht längst angezeigt hat, geschah durchaus nicht aus einem der gewöhnlichen Entschuldigungsgründe eines saumseligen Mitarbeiters; sondern es ist hier der ganz eigene, daß ein ganzes Blatt dieses Bandes gegen ihn, zum Theil freylich auch und fast am meisten, gegen eine Meinung, die er einmal zur Unterstützung einer andern hier verworfenen als Vermuthung ausgeführt, seitdem aber wieder aufgegeben hatte, gerichtet war, und daß er, dem der Verf. auch diesen Bogen zuschickte, darauf bestand, dieses Blatt müßte umgedruckt werden; statt dessen erbot sich S. die Erinnerungen des Unterzeichneten in einem Anhange mit abdrucken zu lassen. Diese finden sich nun aber erst in dem neuesten Hefte

des civilistischen Magazins (1825 St. 60.), an Nachträgen zu ihnen fehlt es zwar keineswegs, aber wer so etwas für Kleinigkeitskrämerey hält, hat nicht zu fürchten, daß sie hier stehen werden; sondern die ganze Geschichte gehört nur insofern hierher, als der Unterzeichnete mit völliger Ueberzeugung dieses streitigen Punctes seine Freude über das Daseyn dieser zwey Bände und die mannigfaltigen Belehrungen, die er auch aus ihnen geschöpft hat, laut werden lassen kann. Was hier B. 4. S. XII gesagt wird: „Nicht selten wird es schon der Einzelne erfahren haben, wie er in entscheidenden Epochen seiner wissenschaftlichen Ausbildung durch die Berührung mit einem trefflichen Lehrer oder Schriftsteller bedeutend gefördert worden ist, indem die fremde literarische Persönlichkeit verwandte in ihm schlummernde Kräfte angeregt und in ihm frey gemacht hat“, kann der Unterzeichnete mit völliger Ueberzeugung auf sein Verhältniß zu dem Verfasser anwenden, dessen Thätigkeit in unserm Fache, so verschieden sie auch von der seinigen ist, und um so vieles sie später ist, als diese anfing, doch mehr dazu beygetragen hat, den Unterzeichneten in dieser zu fördern, als er dieß wenigstens irgend einem andern noch Lebenden verdankt.

Die beiden vor uns liegenden Bände enthalten, der erste im 16ten bis 25sten Kapitel auf 562 Seiten, und der zweyte im 26sten bis 36sten auf 376 Seiten, nun eigentlich zwar nicht die ganze Literaturgeschichte des Römischen Rechts im Mittelalter, wie der Unterzeichnete die Ankündigung im ersten Bande falsch verstanden hatte; aber doch einen sehr bedeutenden Anfang derselben. Dazu kommen im dritten Bande acht Anhänge, und im vierten zwey und zwanzig, in jedem Bande ungefähr 100 Seiten, und dann noch

Verbesserungen und Zusätze in jedem Bande, im dritten auch noch zu diesem selbst, im vierten nur zu den drey vorhergehenden. B. III. S. 671. 717 ist als ein neuer Anhang zu dem zweyten Bande die erst seitdem je erwähnte, von dem Unterzeichneten in neuen Auflagen zweyer seiner Lehrbücher so sehr benutzte, „Turiner Glosse“ abgedruckt, Glossen zu einem beträchtlichen Theile der Institutionen, lange vor Irnerius nicht nur verfaßt, sondern auch aus einer Handschrift des zehnten Jahrhunderts, jetzt, wie so vieles, in Turin.

Der ganze dritte Band selbst, von Kap. 16 bis 25, ist ein allgemeiner Theil, wie man jetzt etwas dieser Art so sehr gewohnt ist, und besteht aus XVI von den eigenthümlichen Quellen, und XVII Schriftsteller über unsre Literaturgeschichte. (Da ist S. 74 Stepfs Gallerie aller juristischen Autoren um gar nichts mehr gelobt, als in unsern Anzeigen. Vielleicht war damals, als der Verf. dieses schrieb, noch nicht gedruckt, vielleicht auch war ihm noch nicht zu Gesicht gekommen, was gerade bey diesem Buche dem Unterzeichneten zu Gemüth geführt worden ist, eine ganz schlechte Recension (d. h. nur: eine solche, die das Buch als sehr schlecht schildere) thue ja auch dem Verleger großen Schaden.) Die Wiederherstellung der Rechtswissenschaft (XVIII) steht mit der Geschichte der Lombardischen Städte seit dem 12ten Jahrhundert (XIX) in der genauesten Verbindung, darauf folgt (XX) die Verfassung von Bologna, an welche sich (XXI) die Geschichte der Universitäten überhaupt anschließt, wo freylich von Bologna S. 143 bis 252 handelt, als der Anfang dessen, was von den übrigen Italiänischen, Französischen, Spanischen und Englischen Universitäten bis S. 387 gesagt ist. Das 22te Kapitel:

von den Rechtsquellen der Glossatoren, geht denn die einzelnen Theile unser^s Corpus juris durch. Im 23sten werden die Glossatoren als Lehrer, im 24sten als Schriftsteller geschildert, und im 25sten das äußere Bücherwesen abgehandelt.

Im vierten Bande zuerst eine Einleitung: von dem Werthe der Gelehrten-Geschichte, neben der bloßen Bücherkunde, besonders die Geschichte der Glossatoren, deren Werke bey der Erfindung der Buchdruckerey bey weitem nicht mehr so im Ganzen waren, und also auch nicht so allgemein durch den Druck erhalten worden sind, als die der sog. scribentes. Das 26ste Kapitel von Ravenna, und Bologna vor Irnerius, dann kommt dieser selbst, dessen wahrer Name doch auch dem Unterzeichneten bloß durch eine Sigle in diesen nun allgemein angenommenen übergegangen zu seyn scheint, denn gerade was hier S. 14. Anm. 6. zum Beweise, Monti's Meinung sey ganz verwerflich, angeführt wird, daß nämlich **VV** das Zeichen von **W**ilhelmus sey, findet sich bey **ff** auch, wo das **d**, aus dem es entstanden ist, in Handschriften nie **digesta**, sondern **de** heißt. Es ist beynähe, wie wenn das Zeichen **ff** veranlaßt hätte, **figesta** zu sagen, nur wäre die Verwandlung noch wunderbarer, als die von Monti behauptete, bey welcher es erstens ein eigener Name war, zweitens der Anfangsbuchstabe ohnehin zwischen **VV** und **G** auch **Gu** schwankte, und drittens das **I** besser zum Anfangsbuchstaben taugte, als ein doppeltes **f**. Die Doctoren gemeinschaftlich und einzeln, dann von Rogerius bis Burgandio bald einzeln in einem Kapitel, bald mehrere zusammen, zuletzt dann Vacarius und seine Zeitgenossen in Frankreich und England.

Wenn nun der Unterzeichnete noch einige der merkwürdigsten Anhänge, z. B. über den Münz-

fuß B. 3. von S. 565 bis 581 Probestellen aus *Diplovataccius*, welchen der Verf. in einer Abschrift besitzt, Statute und Verträge einzelner Universitäten, Doctordiplome, Variantensammlungen der Glossatoren und im vierten Bande Proben von einzelnen Schriften der Glossatoren anführte, so wäre dieß immer eine Anzeige, wie er sie nicht gerne macht, weil man ohne im mindesten etwas von dem Inhalte eines Buchs zu wissen, selbst ohne es gelesen zu haben, aus der Vorrede und der Inhaltsangabe so etwas zusammenschreiben kann. Auf der andern Seite wird man es ihm wohl zutrauen, daß, da er schon öfters in Lehrbüchern und in Vorträgen denselben Gegenstand bearbeitet hat, der in diesen zwey Bänden so manche neue Beyträge aus Büchern und aus Handschriften, die der Unterzeichnete nie gesehen hat, erhält, er, wenn es darauf ankäme, dem Verf., was man nennt, Beweise der Aufmerksamkeit, mit der er das Buch gelesen hat, geben könnte, da die Ansichten beider Schriftsteller auch da oft von einander abweichen, wo sie aus denselben Quellen geschöpft haben, oder wo nun wenigstens der Unterzeichnete die Quellen des Verf. auch benutzen kann. Allein diese seine Bemerkungen mitzutheilen findet er wohl eine in mancher Rücksicht schicklichere Gelegenheit, und für andere Leser sind wohl eigene Aufsätze, etwa im civilistischen Magazin, wie er z. B. gleich an einer über die hier vollständiger, als sonst, abgedruckte Stelle aus dem *Abt von Ursperg* arbeitet, oder Veränderungen in seinem Lehrbuch zweckmäßiger, als eine Anzeige, die er lieber hiermit schließen will.

Hugo.

H a m b u r g.

D. Martin Luthers Werke in einer das Bedürfniß der Zeit berücksichtigenden Auswahl. I — V Bändchen. 1826 in 16. — Man könnte sich vielleicht versucht fühlen zu fragen: ob ein reiner Auszug oder eine reine Auswahl aus Luthers Werken nach den mehreren die wir schon besitzen, wie nach der älteren Lindnerischen und nach der neueren erst im J. 1816 zu Nürnberg erschienenen Lechnerischen, jetzt schon nöthig seyn möchte; aber es läßt sich schwer absehen, wohin die so gestellte Frage führen dürfte? Das möglich Nützliche einer solchen neuen Auswahl läßt sich nicht bezweifeln, wenn auch dabei auf kein besonderes Zeitbedürfniß Rücksicht genommen wird, denn der Same, der in Luthers Kraftworten liegt, ist gewiß durch das Alter nicht taub geworden, und kann auf neues Land ausgestreuet, immer noch neue Früchte bringen: ob jedoch ein neuer Auszug wirklich dazu nöthig war, um ihn gewisser auf das neue Land zu bringen, dieß zu berechnen war zunächst Sache der Verlags- handlung, die sich seiner Verbreitung unterzog. Auch mag sie nicht falsch gerechnet haben, da von den fünf ersten Bändchen des auf zehn berechneten Auszugs bereits eine neue Auflage nöthig geworden seyn soll, um die Nachfrage darnach zu befriedigen.

Referent hält sich daher auch weder befugt noch berufen, den Herausgeber, welcher sich unter der Vorrede zu dem ersten Bändchen genannt hat, Hn. H. L. U. Went, Prediger zu Habemarschen im Herzogthum Holstein, wegen der Grundsätze zur Rede zu stellen, durch welche er sich bey seiner Auswahl bestimmen ließ. Es kann hier unmöglich nur eine Ansicht über das zeitgemäße Nützliche statt finden; aber es kann nicht bestritten werden, daß das in diesen fünf ersten Bändchen gegebene dem größten Theile nach unter das vorzüglich Nützliche und für das Volk belehrende gehört, das Luthers Schriften enthalten mögen. Das erste Bändchen enthält nämlich Luthers Predigten über die Evangelien — das zweyte, seine Betrachtungen über die fünf Bücher Moses — das dritte, Auszüge aus seinen Tischreden, und mehrere der Aeußerungen, die uns sonst von ihm aufbewahrt wurden, denen jedoch als Anhang noch einige Predigten von ihm beygefügt sind — das vierte,

seine Auslegung einiger Kapitel der Propheten, und das fünfte die Auslegung einiger Psalmen nebst einigen seiner Briefe und Lieber. Die Auswahl ist, wie man sieht, mit sehr vieler Freyheit gemacht. Bey einigem von dem Ausgewählten möchte sich auch immer noch bezweifeln lassen, ob nicht an seiner Stelle etwas nützlicheres, tiefer auf den Grund gehendes, fruchtbarer belehrendes und weniger Mißverstand ausgesetztes hätte aufgenommen werden können. Darüber aber glaubt Referent, wie schon gesagt, nicht mit dem Herausgeber rechten zu dürfen; hingegen hält er sich verpflichtet, auf eine Frage zu antworten, welche in einer mit dieser ersten Sammlung ausgegebenen Anzeige an die Leser gebracht worden ist. Es wird darin zugestanden, „daß diese erste Hälfte noch keinen Ueberblick über das Ganze gewähren kann, aber sie werde doch schon hinreichen, zu beurtheilen, ob es dem Herausgeber gelungen sey, das aus den Schriften Luthers darzureichen, was seine Haupt- und Grund-Ansicht des Christenthums war; ob es ihm gelungen, Luthern auszusprechen zu lassen, seine Ueberzeugung von Sünde, Verderbtheit der Menschen, Erbarmung Gottes, Erlösung und Veröhnung, Glaube und guten Werken, nicht allein gegen die Irrthümer der damaligen, sondern jeder, auch unserer Zeit? ob alles, was er gegeben, den Geist und das Wesen des Protestantismus in das rechte Licht setze, und derselbe auch durch diese Auswahl in seinem ewigen Widerstreit gegen den verständig sich dünkenden Unglauben, wie gegen den in dunkle Regionen des bloßen Gefühlswesens hinaufstrebenden Mysticismus dargestellt werde?“ Durch diese Fragen erhält man wohl Licht genug über die auf dem Titel angegebene, das Bedürfnis der Zeit berücksichtigende Auswahl der Sammlung; einige darunter sind jedoch so gefaßt, daß noch manches dabey bestimmt werden müßte, ehe sich darauf antworten läßt: weil sich aber Referent nicht darauf einlassen darf, so begnügt er sich die letzte Frage: ob alles in der Sammlung gegebene den Geist und das Wesen des Protestantismus in das rechte Licht setze? unbedingt zu verneinen; denn er scheut sich nicht, die Ueberzeugung auszusprechen, daß es in der Seele Luthers noch nicht bis zum klaren Anschauen von dem tieferen Grunde und von dem eigentlichen Wesen des Protestantismus kam, und nach dem natürlichen Entwicklungsgange des menschlichen Geistes noch nicht dazu kommen konnte.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

51. Stück.

D e n 31. M ä r z 1 8 2 7.

Breslau und Berlin.

Seltene Beobachtungen zu Anatomie, Physiologie und Pathologie gehörig, von Adolph Wilh. Otto, o. o. Lehrer der Medicin a. d. Univ. zu Breslau. Erstes Heft mit 2 Kpfrn. 1816. 139 Seiten in gr. 4.

Neue seltene Beobachtungen u. s. f. Zweyte Sammlung, mit 4 lithographirten Tafeln. 1824. 173 Seiten. — Schon im Jahr 1815 hatte der fleißige Hr. Prof. Otto, außer dem Handbuche der pathologischen Anatomie, Breslau 1814, binnen vier Jahren, über tausend Präparate, bis auf wenige Ausnahmen, sämmtlich ohne alle Hülfe allein, angefertigt. In sieben Abschnitten geordnet, beschreibt er hier die vorzüglichsten derselben, nebst einer Auswahl seiner anderweitigen Beobachtungen. 1. M i ß g e b u r t e n von Menschen und Thieren, zu den merkwürdigsten gehört die menschliche auch abgebildete Mißgeburt mit kurzen Gliedmaßen, drey und zwanzig völlig getrennten Nebenmilzen außer der Milz von gewöhnlicher Größe, unförmlich dicken und kurzen Rippen u. s. f. S. 9 heißt es: „Rechnet man zu den angeführten Cetaceenähnlichkeiten noch die Gelaptheit die Nieren, die hohe Lage der Hoden, die Kürze des Halses, und die gleichsam mit Schwimhäuten versehenen Extremitäten, so gehört diese

V [2]

Frucht mehr den Cetaceen als dem Menschen an. (Ein Beyispiel angeborener Knochenerweichung.) Menschliche Mißgeburt mit zwey Köpfen und einem Leibe. Hühner mit mehreren Füßen. Cyclopenbildung an Schaafen. Mißbildung der Harnwerkzeuge und Geschlechtstheile, der Hände und Füße. Angeborener Nabelbruch. Harnblasenspalte. Spina bifida, Kloakbildung bey einem Schaafe. 2. Knochen. Regelwidrige Zahl der Wirbelbeine. Gespaltene Rippen. Schedel von Epileptischen und Wahnsinnigen. Schiefheit des Schedels, Einbiegung, Zerstörung und Austreibung desselben, Erosthose oder sogenanntes versteinertes Schiefengehirn m. Abbildungen, Knochenauswuchs an der Augenhöhle; Becken eines Frauenzimmers bey welcher der Kaiserschnitt gemacht worden, Bruch eines Schenkelbeins bey gelinder Bewegung im Bette. Ungeheure sehnige knorpelige Geschwulst des Oberarms mit einer Abbildung. Der kranke Oberarm war dicker als der Leib des abgekehrten Frauenzimmers. 3. Muskeln. Varietäten und krankhafte Zustände derselben. 4. Herz und Blutgefäße. Geringe Anheftung des Herzbeutels am Zwerchfelle, Verwachsung des Herzbeutels mit dem Herzen: Aneurysma des Herzens, Zottige Herzen, Auswüchse und Verknocherungen der Klappen. Nadel im Herzen einer Kuh, durch den Schlund hineingerathen. Varietäten und Geschwülste der Blutgefäße. 5. Gehirn und Nerven. Gehirne von Epileptischen und eines Wahnsinnigen. Geschwülste im Gehirne. Im Hirnanhange von ein Paar Epileptischen fand er nichts besonderes, in der Augenhöhle fand der Verf. den ramus nasalis nicht vom ersten Aste. des fünften Paares, sondern vom sechsten dem abducens entspringen, auch den Ast ans ganglion ciliare abgeben, der sonst vom fünften kommt. Geschwulst welche durch ihren Druck auf einen Sehnerven amaurosis verursacht hatte. 6. Haut und Sin-

nesorgane. Hornartige Auswüchse auf dem Handrücken, auf der Eichel des männlichen Gliedes. Unter den Thieren kämen sie bloß bey Pferden und Schaafen vor. Einige Fehler des Gehörorgans. In den Augen eines Schielenden befand sich der höchste Punct der Wölbung der Hornhaut, nicht in der Mitte derselben, sondern um eine Linie breit mehr nach außen. Mangel der hintern Nasenöffnungen. Gespaltenes Zäpfchen.

7. Eingeweide. Abnorme Bildungen der Lungen, Schilddrüse und Thymus. Monstroser Magen. Ungeheurer Scirrhus des Magens mit Abbildung, Strongylos haltige Tuberkeln im Magen von Wölfen. Anhänge oder Divertikeln an den Därmen. Mangelhafte Ausbildungen des wurmförmigen Fortsatzes. Verschlöffener After. Einklemmung des halben Stückes des Rohres des Dünndarmes in der Weiche. Zerstörungen der Leber durch Absesse und Hydatiden; zu Hydatiden gab in einem Falle eine äußere Verletzung, nämlich ein Fall gegen eine Brustwehr Veranlassung. In einer in zwey Behälter getheilten Gallenblase fanden sich zweyerley Gallensteine, eine accessorische Nebenniere, doppelte Ureteren, Schwinden der Nierensubstanz, Harnblase mit vielen und großen Divertikeln, bis an den Nabel offener Urachus, Selbstcastration, Geschlechtstheile eines Frauenzimmers welche an Nymphomanie gelitten hatte. Geschlossenes Hymen, Knochenconcrement und Felsen in einem Ovarium, Hydatidöses Ey, Ey ohne Embryo, nur ein Rudiment der Nabelschnur zeigend. Krankes Ey einer Henne, Federn enthaltende Fettgeschwulst aus einer Gans, mit Abbildungen (deren in der zweyten Sammlung noch mehrere vorkommen).

Zweyte Sammlung. 1. Abschnitt: Knochen und Gelenke. Ein sehr dicker und schwerer Schedel; zufällig ausgegraben gleichet er dem von: *Blg* (s. Anzeigen -1823. St. 196)

beschriebenen, wiegt ohne Unterkiefer fast viermal soviel als ein gewöhnlicher, die Substanz fast elfenbeinartig, die chemische Analyse zeigte weit weniger kohlensaure Kalkerde als im Gadelotschen, die Form dieser Krankheit sey anfangs Erweichung und erhöhte Thätigkeit im Knochensysteme, die später durch innere Exsudation von Kalkerde zu heilen sich bestrebe. Die Annahme, daß der Zu- und Abfluß des Blutes ganz allein durch das Hinterhauptslotch in solchen Schädeln erfolge, er-muthige die operative Chirurgie zu einer dreifachen Unterbindung der Carotiden und der Drosselvenen, bey vorkommenden Fällen dieser Krankheit wären daher diese Gefäße recht genau zu untersuchen; man leugne irriger Weise daß ein todter Knochen überhaupt noch je zunehmen könne, weil er zu Alfort den Atlas eines Pferdes sah, welcher in dem Wasser der Marne in etwa 18 Monaten um die Hälfte an Größe (?) zugenommen hatte. Eigene mühsame Versuche mit Brunnen- und Oberwasser ließen Hn. D., wie zu erwarten war, nichts Aehnliches bemerken. Am ehesten möchte es noch eine böse Form der Sicht seyn, welche jene Osteomalacie verursacht. Noch beschreibt er einen Schedel, welcher diese seltene Verdickung in einer frühern Periode zeigt. Schedel mit Knochenwucherung im Gesichte, wahrscheinlich ein Osteosarcom. Sogenannter Rehkönig, d. h. Reh mit Kronenartigem Auswuchs auf dem Kopfe, war weiblich; Kastrieren veranlaßt bey Hirschen und Rehen monströse Beweihe, ohne ihr alljähriges Wiederauffsehn, in jedem Falle, zu hindern. Ein Fleischer zerhackte sich selbst die Stirne so trüßlich, daß man ohne die Zeugnisse der Zuschauer, wahrscheinlich nur gewaltsame Ermordung durch einen Andern angenommen haben würde; man könne daher in Begutachtung zweifelhafter Morde nicht vorsichtig genug seyn. Im Gerippe eines Kindes fehlte dem kellsförmigen eilf-

ten Rückenwirbelbeine die linke Hälfte, als Fehler der ersten Bildung, denn links sind auch nur 11 Rippen, rechts dagegen 12 vorhanden. Drei Beispiele von Lendenwirbeln, an denen ein Theil des Bogens mit dem Körper durch ein abnormes Gelenk verbunden ist, als Folge eines Bruchs, nicht einer Hemmungsbildung oder Nachahmung des Reptilienbaues. Morbus Pottii bey einem alten Manne, der Körper des 4ten und 5ten Halswirbelbeins waren zerstört. Becken mit kugelförmig nach innen zu vorgetriebenen Pfannen. Osteomalacie ist in Breslau sehr häufig und war es noch weit mehr als die Stadt noch Festung war, daher ist auch die beschriebene Sammlung, aus dieser Ursache, an verunstalteten Knochen reich. Gräßliches Osteosteatom an der Hand, auch abgebildet; ausführlich sucht der Verf. zu beweisen, daß die bisher fälschlich Osteosteotoma genannte Krankheit, dieß nicht, sondern wahrer Krebs der Knochen ist, und auch so genannt werden müßte. Starke Atrophie eines Armes. Die Pöbolischen und Moldauischen so wie die Schwedischen Schweine, zeigten oft ungespaltene Hufe an allen vier Füßen. In ein paar Körpern fand der Vf. selbst wirklich regulinisches Quecksilber in den Knochen, nach Inunctionscuren; aus wenigen Knochen eines Individuums sogar eine Unze (hätte man etwa das Quecksilber erst nach dem Tode zur Scherze in die Knochen gebracht, wie Ref. solche Fälle vorkamen?) Lose Gelenkknorpel und Knorpel, im Knie, Ellenbogen und Schultergelenke 2. Abschn. Muskeln. Varietäten und Vereiterung der Muskeln. In dem Eitersack einer Cyphosis fand sich ein Spulwurm. Dem Vf. ist am wahrscheinlichsten, daß solcher hier durch generatio aequivoca erzeugt worden sey. In einem Manne hatte sich ein Lumbarabscess in den Hodensack, bey einem Mädchen ins Hüftgelenk geöffnet. 3. Blutgefäße. Unvollkommen ge-

bildete Herzbeutel. Freye Knorpel im Herzbeutel. Rechtslage des Herzens. Einige trefflich geschilderte Fälle von Blausucht. In 14 Fällen scheint dem Vf., bey erschwertem Blutumlaufe, die Klappe des eyrunden Loches im Herzen sich wohl gar später noch geöffnet zu haben. Fleischauswuchs im Herzen eines Kalbes. Die angeblichen Gerinnungen des Blutes schon im Leben; seyen zu bezweifeln, denn auch ihm kam, bey seinem ordentlichen Jagd machen auf Herzpolypen, kein einziger vor, den er für einen wahren Polypen hätte erkennen können. Herz mit Hydatiden; bis 80 hler auch abgebildete Hydatiden befanden sich an der Eustachischen Klappe durch Fäden befestiget. Dr. Zähne beschrieb und bildete in seiner Diss. de Hydrope acuto-hypersthonico. Vratisl. 1822 dieses nämliche Herz ab, welches aber nicht dem Knaben angehörte, dessen Geschichte er mittheilte. Balggeschwulst am Herzen, am Ursprunge der Aorta innerhalb des Herzbeutels. Zwey Herzen mit geborstenem linken Ventrikel. Arterien-Varietäten und Verkrümmungen. Aneurysma mit Durchbohrung des Brustbeins und Ver- schließung der oberen Hohlader. Zerreißung der Aorta wegen stellenweiser starker Verengerung Tab. 1. Fig. 2. Die Aorta hatte nur zwey Klappen. Venen-Varietäten. In einem 50-jährigen Manne war die Nabelvene noch offen. Venensfeine. 4. Abschn. Lymphatisches System. Entartungen der Saugadern u. ihrer Drüsen. 5. Abschn. Gehirn. Großes Medullarsarcom auf und in dem Schedel, von einem Schläge auf dem Kopf, gehörte zu den krebligen Knochenkrankheiten, hatte das Gehirn ohne merklichen Nachtheil des Geistesvermögens gewaltig zusammengedrückt. Blutschwämme im Gehirn, Blutschwämme des Hirnanhanges, Anschwellung und Verhärtung des Trichters. Hirnabscesse. Fünffmal sah er Hirnabscesse sich durch ein Ohr einen Citerweg bahnen. Apoplexie von einem Extra-

vafate im kleinen Gehirne. 6. Abschn. Eingeweide.
 An Kehlkopf-Schwindsucht Gestorbene zu untersuchen hatte er fünfmal Gelegenheit. Große tödtliche Fleischauswüchse im Kehlkopfe; drey dergleichen waren einige Wochen vor dem Tode ausgehustet worden. Nebst andern Mißbildungen gab die Luftröhre in einem Kinde, wie bey Wiederkäuern, aus ihrem Stamme einen Ast für die rechte Lunge. Ein für schwindsüchtig gehaltener Mann, warf nach einer Empfindung als wenn etwas in seiner Brust platzte, eine Menge Hydatiden von der Größe welscher Nüsse aus, und genas rasch ganz vollkommen. Eine ganz freye und lose Speckgeschwulst lag oben auf dem großen Netze, also wohl in der Bauchhöhle nicht in der Brusthöhle wie die Ueberschrift von N. XLVIII besagt. Ein großer Kieselstein in der Bauchhöhle einer Henne; nach der Meinung des Vfs. wahrscheinlich von der Henne selbst in der Cloaca zur Befriedigung von Geschlechtsreizung gebracht und durch rückgängige Bewegung zum Ewerstoc gelangt. Große Hydatidengeschwulst in der Bauchhöhle. Scirrheses Netz. Große Erweiterung der Speiseröhre, die zugleich geschlängelt, und dickhäutig sich zeigte. Drey Fälle von tödtlichen Vereiterungen des Schlundes; in einem dieser Fälle hatte sich ein Frauenzimmer 2 Monate vorher durch Verschlucken von Schwefelsäure tödten wollen. Schwammige Auswüchse im Magen durch ein verschlucktes 2 Zoll laaues Stück Holz verursacht. Große Verderbniß des Magens in einem 13 jährigen Knaben, durch Onanie und Branntweingenuß verursacht. Sehr kleine Hernia. Innere durch Zipfel des Netzes bewirkte Darmschnürring. Merkwürdige Stricture am linken Stücke des Dickdarmes, welche jeden Morgen, 30 Jahr lang, schreckliche Schmerzen bey dem Stuhlgang verursacht hatte. Bauchfistel mit Schwinden des linken Leberlappens. Doppelte Gallenblase Tab. 1. fig. 4. Madreporen ähnliche Gallenconcremente. Geborster großer Milzabsceß. Wassersucht und Verschmel-

zung der Nebennieren Tab. II. fig. 1. in einem hemicephalischen Mädchen. Blutschwamm in der linken Niere. Ein männlicher Hermaphrodit (?) der in drey Ehen als Frau gebient hat. T. III. fig. 1. 2. Dieser Hypospadianus hatte mit einem Manne 4½ Jahr, mit dem andern aber 2½ Jahr in glücklicher Ehe gelebt. Erscheinungen an den Geschlechtstheilen erhängter Frauenzimmer. Hr. Pr. D. der 17mal Gelegenheit hatte solche Fälle zu untersuchen, liefert hier die interessanten Resultate seiner sorgfältigsten umsichtigsten Beobachtungen. Ein weiblicher Hermaphrodit. Weibliche Hottentottenschürze. T. II. fig. 2. 3. Quer-Fleischbalken in der Mündung der Scheide. Ein paar Fälle sogenannter Duplicität des Uterus T. II. fig. 4. 5. Medullarsarcom des Eyerstockes, eines zwölfjährigen Mädchens. Fett- Haar- und Wasser-Erzeugung in den Eyerstöcken. Graviditas tubaria. 7. Abschn. Foetus. Dreymonatliche Zwillinge mit einer ungewöhnlichen Haut umhüllt. Drey Fälle von zusammengedrückten Foetus, die zugleich mit reifen geboren wurden. Merkwürdige Veränderung eines 5 monatlichen Foetus, im Uterus einer mit Schwefelsäure vergifteten Schwangern; dem Wf. nach erfolgten diese Veränderungen am Kinde mittelst des liquor amnii. Der Wf. glaubt, ein Kind welches man durch Enthirnung zur Welt brachte, habe im Uterus schon zu athmen begonnen. Fälle von Hydrencephalie. T. III. fig. 3. Zwey an Menschen, ein dritter an einer Katze. Wassersäcke im Genicke von Embryonen. Großes Sarcom am Kopfe eines Fötus. T. IV. fig. 1. Fötus mit einem großen aus dem Munde hervorhängenden Polypen. T. IV. fig. 2. Fünf Fälle von großen Balggeschwülsten am Hintern von Embryonen. Polysarcia der wunderbarlichsten Art bey einem Fötus. Tab. IV. fig. 3. Mangel des Unterkiefers bey kleinem, in die Länge vorlaufenden Munde. Mit Vergnügen sehen wir der Fortsetzung dieser schönen Sammlungen entgegen.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

52. Stück.

Den 31. März 1827.

L o n d o n.

Printed for Colburn 1824: History of the Commonwealth of England. From its commencement to the restoration of Charles the second. By William Godwin. Volume the first, containing the civil war. Vol. I. 496 und Vol. II. 696 Seiten. in 8.

Die Periode der Republik in der Geschichte Englands ist zu allen Zeiten, von den Engländern selbst, aus einem sehr verschiedenen Gesichtspuncte betrachtet worden. Während die Anhänger der Monarchie und die der bestehenden Verfassung die Stifter und Haupt-Acteurs dieser Revolution mit einem Gefühl von Abscheu betrachteten, und diese Stimmung in ihre historischen Schriften übertrugen, verweilen diejenigen die mit der Portion von Freyheit, welche die Englische Verfassung den Engländern vorzugsweise vor den übrigen Europäischen Völkern zugeht, sich nicht begnügen wollen, bey einem Zeitraume ihrer Geschichte, der ihre Nation mit Schande bedeckt, mit sichtbarem Wohlgefallen. In

B [2]

einer so hoch bewegten Zeit, unter so schwierigen Verhältnissen, fanden natürliche Anlagen und durch Studien erworbene Talente ein weites Feld zu ihrer Entwicklung. Nie zeigen sich, wie alle Erfahrungen lehren, größere Charactere als zur Zeit der bürgerlichen Unruhen. Auch das Ausland hat die Periode von 1640 bis 1660, gemeinlich durch die Benennung der Zeitraum der Republik in England bezeichnet, immer als einer der interessantesten Momente der Geschichte dieses Reichs angesehen. Dieß Interesse ist durch das Ereigniß unserer Zeit, als die Scenen jener republicanischen Greuel sich in Frankreich erneuerten, um so lebhafter geworden. Die Art und Weise wie zwey mächtige, mit einander rivalisirende Nationen, sich unter ähnlichen Verhältnissen benahmen, hat zu merkwürdigen Resultaten über den Nationalcharacter beider geführt, und bietet dem Denker noch ein weites Feld zu Untersuchungen dar.

Die Periode der Republik in der Englischen Geschichte ist, was die Ereignisse anbetrifft, vielfältig und gründlich bearbeitet worden. Fast möchte man die Acten als geschlossen ansehen. Neue Daten liefert unser Verf. nicht. Auch ist dieses weniger sein Zweck: er will vielmehr das Andenken der vielen verdienten Männer der revolutionären Partey, von der Schande retten, mit der die Bosheit und List der siegenden Gegner sie überhäufte und die die Trägheit der Nachkommen nicht in die gehörigen Schranken zurückgewiesen hat. Der Ausspruch Warburton's: „als Cromwel England unterjochte, strahlte der Geist der Freyheit in seinem schönsten Glanze, — die größten Geister, die die Welt jemals hervorbrachte, waren damals die Leiter ihrer Angelegenheiten;“ — ist der Text, den der Vf. weitläufig commentiert und zu beweisen sucht. Er

vergift nicht die merkwürdige Aeußerung Fox's in seiner Geschichte Jacob II.: „It is much to be doubted whether the trial and execution of Charles I. have not, as much as any other circumstance, served to raise the character of the english nation in the opinion of Europe in general,“ anzuführen. Sich auf den Grundsatz stützend, daß den Gegnern Carl's I. keine andere Alternative übrig blieb, als für die Freyheit zu siegen oder zu sterben, glaubt er hinreichende Entschuldigungsgründe für so außerordentliche Verbrechen zu finden. Ihm entgeht, wie fast allen revolutionären Schriftstellern, daß Eigennuß die Quelle und die Freyheit des Volks nur der Vorwand war. Dieses geht sichtbar hervor, wenn man in das Privatleben dieser Revolutionshelden, da, wo sie sich in ihrer wahren Gestalt zeigen, hineingeht. Der Verf. hat dies gefühlt: er erklärt, daß die Journale der beiden Häuser des Parlaments aus jener Zeit, die vorzüglichsten Quellen seiner Geschichte sind. Wenn seine Vorgänger nicht Gebrauch von diesen Quellen machten, sagt er, so war die Ursache diese: die Journale des Unterhauses wurden zum erstenmal im Jahre 1742, und die des Oberhauses erst 1767 durch den Druck bekannt, folglich zu einer Zeit, als die Begriffe der Nation über den Werth der Revolutionen schon durch die vielen vorhergegangenen historischen Schriften bestimmt waren. — Bey den Alten müssen wir freylich die Reden der Staatsmänner zum Maaßstabe ihrer bürgerlichen Verdienste nehmen, da, mit wenigen Ausnahmen, keine andere Daten vorliegen, ihre Charactere einer nähern Prüfung zu unterziehen. Dürfen wir aber nachdem was uns von dem Character eines Mirabeau bekannt ist, ihn für den Patrioten, den Freund der Freyheit halten, der sich in seinen Reden ausspricht? Da-

ben die schändlichsten Demagogen im Englischen Parlamente nicht oft die Sprache des reinsten Patriotismus geheuchelt? Und wer wird den Schmähschriften eines Cobbets das Verdienst absprechen, manche heilsame Wahrheiten zu enthalten? Die Decrete der Französischen Versammlungen während der Revolution, selbst in einem Zeitraume, als der wüthendste Jacobinismus in selbigen vorherrschend war, enthalten Verfügungen, die einer geläuterten Philosophie Ehre machen, neben solchen, vor welchen die Menschheit erröthet. So viel von der Zweckmäßigkeit, die Parlaments-Journale der damaligen Zeit als Hauptquelle der geschichtlichen Darstellung der republicanischen Acteurs annehmen zu wollen.

Doch wir gehen nun zu dem Gesichtspunct selbst über, in welchen der Verf. seine Leser zu versetzen wünscht: „welche Vortheile oder Nachtheile daraus entstehen, wenn ein Volk die Gewalt einem erblichen Geschlechte überträgt, ist ein Problem, das noch nicht hinreichend aufgelöst ist. In der alten Geschichte erscheint die republicanische Regierungsart auch für große Staaten nicht nur anwendbar, sondern auch heilbringend; in der neueren war sie auf Staaten von geringem, oder doch mäßigem Umfange beschränkt; in England ward zuerst der Versuch sie bey einer großen Nation in Anwendung zu bringen, gemacht. Das Schicksal aller bürgerlichen Unruhen ist, daß eine der im Kampf begriffenen Parteyen von dem was sie vorher besaß, nachgeben muß, und die siegende mehr gewinnt, als sie vorher in Anspruch zu nehmen ein Recht hatte, und zu verlangen vielleicht nicht einmal wagte. Zwey Jahre hatte der Kampf zwischen Carl II. und dem Parlamente gedauert. Der König hatte die Absicht, das Parlament ganz zur Seite zu setzen; jede Nachgebung, die er zugestand, war

nur dem Scheine nach, also nichtig. Diejenigen Personen, die an der Spitze der Revolution standen, als wie Hampden und Pym, verlangten, daß dem Könige das Schwerdt aus der Hand gerissen, daß die Armee und die Garnison der festen Plätze unmittelbar unter den Befehl des Parlaments gestellt werden sollten. Bereits vor dem Schlusse von 1644 lag diese Absicht klar am Tage; damals hatten die Revolutionärs schon entscheidend die Oberhand, und es stand in ihrer Macht, mit der Person des Königs und der Königlichen Macht zu schalten, wie sie wollten. Aber über das wie? theilten sich die Revolutionärs in zwey Parteyen: die Presbyterianer wollten mit dem Könige unterhandeln, und ihm noch etwas von dem äußern Glanz, einen Schatten der Königlichen Würde, lassen; die Independenten oder Republicaner ihn ganz zur Seite setzen, auf den Trümmern der Monarchie eine Republik errichten.“ Mit diesen legten, nämlich den Republicanern, beschäftigt sich der Verf. vorzüglich. „They were a set of men new in this country; and they may be considered as having become extinct at the revolution in 1688. They were many of them, men of liberal minds, and bountifully endowed with the treasures of intellect.“ Wenn ihre großen Eigenschaften, sagt der Verf. im Verfolg, verkannt worden sind, so lag dieses in dem Mißlingen ihrer Unternehmung; die Nachwelt richtet nur nach dem Erfolg, eine zu Boden gedrückte Partey kann nicht auf Gerechtigkeit Anspruch machen. Ueber die Ursachen, daß die Republik nicht im Gange erhalten werden konnte, drückt sich der Verf. folgendermaßen aus: „the English intellect and moral feeling were probably not sufficiently ripe for a republican government.“ Um sich jedoch vor dem Vorwurfe den heutigen Republi-

canern der heutigen Zeit, den Radicalen, anzugehören, zu verwahren, setzt er hinzu: „it may be, that a republican government would at no time be a desirable acquisition for the people of this country.“ Seit 1688 zeigte sich der republicanische Geist nur noch in schwachen Funken einer sterbenden Flamme, die bald nachher erlosch. (In so fern von dem revolutionären Geist in der Cromwellschen Zeit die Rede ist, pflichten wir dem Verf. bey. Spuren des republicanischen Geistes haben sich fortwährend in England, während allen nachfolgenden Zeiträumen gezeigt, und werden sich, so lange die jetzige Verfassung besteht, als ein Bestandtheil derselben erhalten; nur näherte sich dieser republicanische Geist der Democratie nicht zu allen Zeiten in gleichen Graden, drohete also der Verfassung nicht in allen Zeiträumen gleich große Gefahr.)

Der Verf. betrachtet Hampden und Pym als die Gründer der Republik, insofern die Theorie in Frage kommt. Beide hatten, unzufrieden mit Carls I. Regierung, im J. 1637 die Absicht nach Nord-America auszuwandern. Ein geringfügiger Umstand führte die Revolution herben. Hampdens Landgut ward mit einer Steuer von 20 Schilling belegt. Er verweigerte nicht nur die Taxe zu bezahlen, sondern wollte nur 4 Schillinge geben und vertheidigte sich mit ungemeiner Beredsamkeit vor dem Richter. Er ward verurtheilt, aber seine Kühnheit, seine Redner-Talente in einem Rechtsstreite über eine Abgabe, die das Interesse aller Grundbesitzer betraf, lenkte die Aufmerksamkeit der Nation auf ihn. Zum Parlaments-Mitgliede erwählt, erwarb ihm der Eifer, mit dem er die Rechte der Krone angriff, bald den Namen eines Volksfreundes. Carl I. war so unpersichtig, die Auslieferung Hampdens und Pym's, die damals als die Säu-

len der Englischen Freyheit angesehen wurden, vom Parlamente zu verlangen. Von nun an war die Thür des Vergleichs zwischen dem Könige und dem Parlamente geschlossen. Zwar starben beide Führer des Parlaments, schon im J. 1643, aber Männer, eingeweiht in ihre Theorien, unter diesen Name, St. John und Cromwel nahmen ihre Stellen ein. Der Vf. bestimmt den Anfang der Republik vom 4. Julius 1642. Am 3. Jan. verlangte Carl I. die Auslieferung von Hampden und seiner Collegen. Am 10. Jan. verließ der König London, das er nur als ein Gefangener wiedersah. Am 5. März erließ das Parlament bereits eine Verfügung wegen Bildung der Miliz und am 4. Julius ernannte es die berühmte Committee of safety, in deren Hände die ganze Königliche Gewalt überging. Von nun an widmet der Verf. zweyen Gegenständen insbesondere seine Aufmerksamkeit; einmal, wie es den Nachfolgern von Hampden und Pym gelang, die Theorien dieser Männer von einer Republik ins Leben treten zu lassen, und zweytenz wie sie diese von ihnen gestiftete Republik leiteten. Der zweyte Theil schließt sich mit dem Tode Carls I. Ob der Verf. seine Geschichte fortzusetzen beabsichtigt, wird nicht erwähnt.

Es ist nicht unsere Absicht, dem Verf. in seiner Characteristik der vielen Republicaner, die im Verfolg seiner Geschichte auf der Bühne erschienen, zu folgen; die Personen sind auswärtigen Lesern, die nicht gerade diesen Theil der Englischen Geschichte zu ihrem Hauptstudium gemacht haben, kaum dem Namen nach bekannt. Wir müssen es den Englischen Critikern überlassen, zu untersuchen, ob viele dieser Männer, das Lob wahrer Patrioten, das er ihnen verschwenderisch beylegt, verdienen; den Besitz großer Talente bürgt der Erfolg ihrer Unternehmungen. Aber

auch die Englische Revolution liefert einen Beleg zu der in den Annalen der Menschheit so oft vorkommenden Wahrheit, daß nicht die Redekunst, nicht die Feder, sondern der Degen den Ausschlag gibt. Und hier zieht zuvörderst die Frage: wie war es den neuzusammengebrachten ungeübten republicanischen Truppen möglich, in so kurzer Zeit über Carls Heer die Oberhand zu erhalten? unsere Aufmerksamkeit auf sich.

Als der unglückliche Zwiespalt zwischen dem Könige und dem Parlamente ausbrach, hatte England in einer langen Zeit keine Landkriege gehabt. Außer sogenannten Adventurern, die als Freywillige in den Heeren der Continentalmächte gedient hatten, war schwerlich ein Officier von anerkannt großen militärischen Talenten in England zu finden, und des Königs Soldaten sowohl als die des Parlaments hatten keinen Feldzügen beygewohnt. Die Armee, die das Parlament gleich Anfangs ausrüstete, war für die damalige Zeit sehr bedeutend: 20 Infanterie-Regimenter jedes zu 1000 Mann, und 75 Schwadronen Cavallerie, jede zu 60 Mann. Den Oberbefehl erhielt der Graf Esser, Sohn desjenigen, den Elisabeth hatte enthaupten lassen. Der Verf. sagt von Esser, er habe einen Vergleich mit Carl I. gewünscht. Auch spricht er ihm militärische Talente ab, von denen er jedoch bey mehreren Veranlassungen Beweise abgelegt hat. Das Parlament wünschte anfangs nur solche Officiere in den höhern Befehlshaberstellen anzustellen, die an Commando von Soldaten gewöhnt und Kriegserfahrungen eingefammelt hatten. Es irrte sich. Dergleichen Officiere vom Handwerke waren nur gewöhnt Soldaten, die die militärische Disciplin verbunden mit der Aussicht auf Beute, auf dem Schlachtfelde bey ihren Fahnen hielt, zu befehligen, sich methodisch und in regelmäßiger Form

zu bewegen. Zum Commando feuriger Republicaner, die durch Liebe zur Freyheit und religiöse Schwärmerey zum Kampfe getrieben wurden, eignete sich diese Klasse von Officieren gerade am wenigsten. Die Republicaner wurden Sie eger, als Männer aus ihrer Mitte, ein Thomas Fairfax, ein Cromwell u. m. a. sich an ihre Spitze stellten. Die Königlichen Truppen hatten bey dem Ausbruche der Feindseligkeiten, vermöge ihrer Composition eine Ueberlegenheit über die Republicaner. Der größte Theil des Adels stieß mit seinen Vasallen zum Könige, und bildete eine dem Anscheine nach glänzende Cavallerie; aber diese hatte alle die innern Gebrechen des alten Feudal-Systems, und war schon aus dieser Ursache keiner Vervollkommnung fähig. Der hohe Adel, der sich unter Carls Fahnen versammelte, meinte es ehrlich mit dem Könige, er war aber nicht kriegerisch. Die große Veränderung, die die Kriegskunst seit Vervollkommnung der Feuerwaffen erfahren hatte, war ihm fremd geblieben; er liebte den Pomp des Krieges, aber nicht die Aufopferung und die Entbehrungen, die nun die Kriegführung forderte. Carl I. hatte zwey Schwesteröhne, Prinzen von der Pfalz zu den ersten Stellen in der Armee angestellt. Beide hatten kaum das zwanzigste Jahr zurück gelegt. Der älteste, Prinz Ruprecht, war tapfer und hatte militärische Talente, aber er verkannte den Geist des Feudal-Systems in seiner Armee, die er als eine geworbene behandeln wollte; er verachtete den hohen Adel, weil er keinen kriegerischen Geist, keine Energie zeigte, ohne dessen guten Willen er nichts vermochte. Die ersten unter diesen Adel waren zu stolz, von einem Ausländer Befehle anzunehmen; oft handelten sie selbstigen geradezu entgegen, zur andern Zeit intriguirten und cabalierten sie gegen den König und den

Prinzen. Uneinigkeit nahm in der königlichen Armee die Oberhand; es konnte kein kriegerischer Geist in ihr aufkommen. Während dieser sich unter den Parlamentsstruppen immer mehr verbreitete, lösten sich die königlichen in undisciplinirte Haufen auf, die nirgends kräftigen Widerstand zu leisten vermochten. Wie wenig das Lehns-System fähig sey, gegen geworbene und disciplinirte Truppen das Feld zu behaupten, hatten viele Erfahrungen seit Kaiser Carl I. Zeiten gelehrt; was Freyheitsfönn vermag, lehrte das Beyspiel der Holländer unter Anführung der Dranier; auf Deutschlands Feldern hatte sich der Einfluß des Religionshasses auf den Kriegszustand satzfam ausgesprochen: in England sehen wir das Feudalsystem in einem verzweiflungsvollen Kampfe, gegen die vereinigte Freyheitsliebe und Religionschwärmerey, unterstützt von militärischer Disciplin, begriffen. Dürfen wir uns wundern, daß Carl I. seinen Feinden unterlag? Es gibt Perioden, in welchen gute Generäle auf der einen Seite gleich Pilzen aus der Erde hervorschießen, während auf der andern Geist und Talente ausgestorben zu seyn scheinen. So war es in der Englischen, so sahen wir es in der Französischen Revolution. Das was uns letztere aber nicht lehren konnte, war der Einfluß den religiöse Schwärmerey vereinigt mit Freyheitsgeist auf den Krieger hat; in diesem Betreff steht die Englische Revolution noch ohne Seitenstück da.

Als Cromwell zuerst sein Cavallerie-Regiment bildete, nahm er nur Freeholders (d. i. Leute die Eigenthum besaßen) oder Edhne derselben auf, und zwar mußten solche irgend einer religiösen Secte, gleichviel ob Independents, Anabaptists, Methodists u. s. f., angehören; je fanatischer, desto besser. Whitloke sagt von ihnen: „they engaged upon matter of conscience in this quar-

rel." Den Kampf als ihren eigenen ansehend, hielten sie Raub und Plündern unter ihrer Würde; selbst im Besiz von Mitteln sich zu unterhalten, verschmäheten sie den Sold, und als Streiter für die Religion ersetzte ihre durch religiöse Schwärmerey erzeugte Tapferkeit, was ihnen anfangs an Kriegserfahrung mangeln mochte. Aber Cromwel war unablässig bemüht, sein Regiment auch durch Fertigkeit im Gebrauche der Waffen zu dem ausgezeichnetsten in der Parlaments-Armee zu machen. Das Beyspiel von Cromwells Regiment wirkte in der Armee, wo sich so viel Stoff von gleicher Natur fand, wie ein electrisches Feuer. Als Carl I. jene unglückliche Flucht im J. 1646 versuchte, von woab unser Verf. den *Practical commencement of a Republican Government in England*, datiert, bestand Fairfax Armee, — die nämliche, die in England Carl I. besiegt hatte, und in welcher Cromwell die zweyte Befehlshaberstelle bekleidete — aus 22,000 Mann, die sämmtlich die Grundsätze der Independenten, nach dem Muster von Cromwells Cavallerie-Regimente sich zu eigen gemacht hatten. Diese Armee schilderte in einer Petition, die sie im Jahre 1646 dem Parlamente übergab, sich selbst in folgenden Worten: „We were not a mere mercenary army, hired to serve any arbitrary power of a state, but were called forth and conjured, by the several declarations of parliaments, to the defence of our own and the people's just rights and liberties. To these ends in judgment and conscience we took up arms; and we are resolved to assist and vindicate these rights against all arbitrary power, and all particular parties and interest whatsoever.“ Eine solche organisierte und handelnde Armee mußte, nachdem sie den ersten Feind, gegen den sie ihre Waffen richtete, den König, über den Haufen

geworfen hatte, auch alle andern Gegner, unter diesen zunächst die Presbyterianer, die mit den Independenten gemeinschaftlich gegen die Krone gekämpft hatten, zu Grunde richten.

Zu groß war die Verschiedenheit dieser beiden Secten, als daß beide ruhig neben einander sich über eine Regierungsart vereinigen und gemeinschaftlich den Zügel der Regierung hätten führen können. Dieß in seinem ganzen Umfange zu verstehen, heben wir das Wesentlichste, was der Verf. von dem Geiste der damals in England herrschenden religiösen Parteyen sagt, im gedrängten Auszuge, aus.

Die Majorität in dem sogenannten long parliament war sehr feindselig gegen das episcopal government der Englischen Kirche, so wie Laud und seine Nachfolger es eingeführt hatten, gefinnt. Diese Majorität wollte eben so wenig den äußern Pomp und Glanz, als die Grundsätze der catholischen Kirche von knechtischem Gehorsam, Intoleranz und geistlicher Gewalt in religiösen und Kirchen-Sachen, die die Englische Episcopal-Kirche von der Römischen entlehnt hatte, beyhalten. Aber auch aus Gewohnheit an alten Formen hängend, vielleicht auch aus Furchtsamkeit, wollte sie ein moderiertes System einführen; die Presbyterianische Kirche sollte die Episcopalische ersetzen; die hohe Geistlichkeit sollte eingeschränkt werden, und ihre große Einnahmen verlieren. Aber die Grundsätze beider Kirchen näherten sich so sehr, daß beide die Freyheit der Presse untersagten. In allen gemischten Regierungsarten ist eine Beschränkung der Pressfreyheit immer ein bedenklicher Schritt, sie ganz unterdrücken zu wollen, für die Verfassung Tod bringend. Der berühmte Sheridan sagte einst im Parlamente: „läßt man uns nur die Freyheit der Presse, und ich lache aller Tyrannen und ihrer Helfershelfer!“ Die Independenten miß-

billigten eben so sehr als die Presbyterianer den Pomp und die Hierarchie der Episcopalkirche, aber sie wollten auch die Provinzial- und General-Synoden, die Classen und Corporationen der Presbyterianer abgeschafft wissen; nach ihnen war die christliche Kirche nur eine Versammlung von Personen, die nach eigener Willkür sich für ihre Gottesverehrung Gesetze vorschreiben, und auf deren Befolgung halten könnte, ohne weitere Einmischung des Staats. Toleration war das Grundgesetz der Independenten; eine unbestimmte Anzahl von Kirchen, was ihre Glaubenslehren und Einrichtungen auch seyn würden, sollten neben einander bestehen, ohne sich zur herrschenden aufwerfen zu können. Sie dehnten diese Toleranz aber auch auf alle Staatsverhältnisse aus; gegen alle willkürliche Macht (arbitrary power) erklärte die Armee sich aufzulehnen. Und da sie alles Bestehende für arbitrary zu seyn erklärte, so war der Sturz der Monarchie eine nothwendige Folge ihrer Siege. Als die Armee der Independenten am 11. Jun. 1647 bis auf 20 Meilen von London vorrückte, da blieb der Majorität im Parlamente, den Presbyterianern, nichts anders übrig, als anscheinend sich dem Willen derselben zu fügen. Aber die Presbyterianer, die starken Anhang in Schottland hatten, gaben ihr Spiel so leicht noch nicht verloren: sie behaupteten fortbauernd ihren Einfluß in den Beschlüssen des Parlaments. Fairfax rückte mit seiner Armee von Independenten einige Monate nachher in London ein. Diese Armee gab auch bey dieser Veranlassung ein Beyspiel von Subordination und Disciplin, das Freund und Feind in Verwunderung setzte, und zwar um so mehr als sie es war, die die bis dahin bestehende gesetzgebende Gewalt über den Haufen warf. Nur der Mann, der der Armee diesen Geist eingestößt hatte, Cromwell, vermochte ihn zu lenken, und

durch diese seine Stellung mußte nothwendiger Weise die höchste Gewalt in seine Hände kommen. — Nach der ganzen Tendenz des angezeigten Werks, läßt sich leicht im voraus schließen, daß diejenigen, die für Carl I. Tod stimmten, in dem Verfasser einen Vertheidiger finden. „Carl I., heißt es, war der größten Verbrecher einer, er hatte gegen die Freyheit seines Landes sich verschworen. Keiner von denjenigen, die für seinen Tod stimmten, hatte persönlichen Vortheil davon zu erwarten, sondern im Gegentheil Verfolgung und selbst die Aussicht, meuchelmörderischer Weise getödtet zu werden, denn Carl I. hatte viele Anhänger und die Zahl der Presbyterianer war im ganzen Reiche viel größer, als die der Independenten. Cromwell selbst dachte damals noch nicht daran, die Macht an sich zu reißen. Es war eine Handlung der Gerechtigkeit, die sie auszuüben zu müssen glaubten. Der Tod des Königs stand mit den republicanischen Ideen der Independenten im Einklange; er hatte aber keinesweges die Wirkung, das Englische Volk für eine republicanische Regierungsart empfänglich zu machen; er erzeugte vielmehr Mitleiden mit dem Schicksal des Königs und seiner Familie. — Die eigentlichen Gesinnungen des Verfassers kennen zu lernen, schließen wir unsere Anzeige mit folgender Stelle: „The prejudices of the majority of the english of the present day are in favor of the monarchy to a commonwealth. We are told of the well-adjusted balance of authorities in our government, which so happily preserves to us our immunities as citizens. How far the english constitution with its government by corruption, the gross inadequateness of the representation in the house of commons, and the ruling power being in so high a degree in the aristocracy, not to

mention the evils which attend upon the institution of an hereditary chief magistrate, is better than a commonwealth, it is no part of the present work to discuss. The people of this country now enjoy a considerable portion of personal liberty, but the same institutions that secure this to us, render our national character phlegmatic, selfish, and glaringly deficient in public spirit and public virtue." Der Verf. scheint den Grundsatz zu haben: Tumultuosa libertas tranquillitati probrosae anteponenda est. Unserer Ansicht nach ist eine Regierungsart, die den ungehörten Genuß der Freyheit der Person und des Eigenthums sichert, denjenigen, die, ohne dieses zu gewähren, „generous sentiments and an elevated tone of thought“ (Vorzüge, denen der Verf. alles aufzuopfern kein Bedenken zu tragen scheint) befördert, dem wahren Wohl der menschlichen Gesellschaft zuträglicher. Wir dächten, die Geschichte der Engländer als Republicaner, gebe hinreichende Belege für unsere Ansicht.

L ü n e b u r g.

Bey Herold u. Wahlstab: Beyträge zur Kenntniß der Bibliothek des Klosters St. Michaelis zu Lüneburg, von Adolph Martini, Dr. d. Philos. 1827. XII u. 135 S. gr. 8. — Die Bibliothek des Klosters St. Michaelis zu Lüneburg, aus dessen Grundvermögen bekanntlich, nach der Säkularisation desselben, die Ritteracademie daselbst errichtet worden ist, war zugleich mit dem Kloster im J. 955 gestiftet; indessen sind die Schicksale derselben so wechselnd gewesen, die Bibliothek ist so oft zerstreuet worden, daß sich nur noch sehr unbedeutende Reste derselben vorfanden, als sie 1659 für die Ritteracademie von neuem fundiert wurde. Den bedeutendsten Zuwachs erhielt sie durch den Ankauf der Büchersammlung des gelehrten Rectors der Michaelischule, Joh. Nic. Niclas, so

daß sie gegenwärtig 14500 Bände zählt. Ihre jährlichen festen Einkünfte bestehen aus 100 Rthlr. GflM. Verhältnißmäßig reich ist sie an Handschriften, und so verdient es die in ihr befindlichen Merkwürdigkeiten allgemeiner bekannt gemacht zu werden, was durch den Bf. des vorliegenden Werckens auf eine so musterhafte Art geschehen ist, daß ihm jeder Litterator zum aufrichtigen Danke dafür verpflichtet seyn muß. Dieses Werkchen enthält außer einem Vorworte: II. eine Geschichte der Bibliothek und eine kurze Uebersicht der merkwürdigsten in derselben enthaltenen gedruckten Hauptwerke, in deren Betreff das Fach der alten Classiker, von denen sie nicht nur die meisten seltenern und besten Ausgaben, sondern auch fast alles was zur Critik derselben gehört, besitzt, reich genannt zu werden verdient. Sodann III. eine Aufzählung und sehr genaue Beschreibung der in ihr enthaltenen Manuscripte Die ältern (bis 1500) machen 95 Bände aus, die neuern (seit 1500) 26; indessen sind viele einzelne Handschriften in einen Band gebunden, so daß jene Bändezahl von der Zahl der letztern bedeutend überstiegen wird. Das Meiste besteht freylich aus Mönchslitteratur, oder Canonisten und ascetischen, auch dogmatisch-theologischen Werken, indessen finden sich unter ihnen auch Handschriften von Classikern, wie z. B. einzelner Gedichte des Virgil, Horaz, Perseus, ein Terenz, Callusts Satilina, Mela, Florus, des Verf. de viris illustribus; sodann christlicher Dichter, wie Prudentius, Manuſ, Galtorius &c. ferner von Boethius, Augustinus, P. Damianus, Lactantius, Martinus Polonus &c. Endlich Bruchstücke aus Servius, Paulus Diaconus, einem Sachsen- und Schwabenſpiegel &c. Unter den neuern Handschriften scheinen bemerkenswerth ein Apparatus criticus ad Anthologiam Graecam von Reiske, ein Commentar eines Ungeannten zum Sulpicius Severus, Volumen epistolarum ineditarum Casparis Peuceri, u. a. IV. Merkwürdigkeiten u. a. ein chinesisches Buch San, thä, king, dreywörtige Sentenzen enthaltend. V. Ueber einen Apparatus ad Arnobium des Magnus Crusius, sehr genau beschrieben. VI. Verzeichniß der Incunabeln. Das älteste gedruckte Buch sind Hieronymi epistolae. Mogunt. ap. P. Schoiffer 1470. 7 Sept. VII. Verzeichniß einiger mit schriftlichen Anmerkungen versehenen oder seltenen Bücher, besonders ein Ahenäus, mit Varianten und Anmerkungen des Gottfried Coping. VIII. Verzeichniß der Aufseher der Bibliothek von 1656 an. IX. Von den in der Bibliothek vorhandenen zur Bücherkenntniß dienenden Werken, und einer Sammlung von Catalogen. X. Anmerkungen.